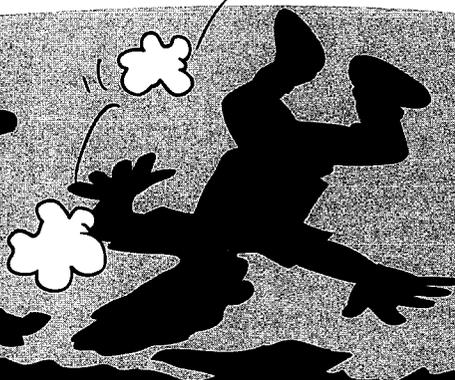


Geschichten, die das Leben schrieb:

20/20

Das war's dann.



Die ultimative Ferienlektüre für 2011

Mit Texten von Thomas Bornhauser sowie Karikaturen von Beat Sigel

Liebe Leserin, Lieber Leser

«All Things Must Pass» stellt(e) der Ex-Beatle George Harrison fest, der längst nicht mehr unter uns ist. Alles ist vergänglich. Stimmt. Und mit dieser zwanzigsten Ausgabe einer Ferienlektüre melde auch ich mich ab, diesbezüglich.

Die hier veröffentlichten 94 Geschichten könnte man sehr gut auch als «Bo's Best» bezeichnen. Es ist eine Auswahl aus über 600 Stories, die ich in den letzten 20 Jahren zu Papier gebracht habe (jene ab Seite 191 sind erstmals zu lesen), eine Art Familientagebuch, das mit der Geburt unseres Sohnes beginnt, der sich zurzeit als Wachtmeister im Dienst befindet (Pädu, die drü Geschichte uf Syte 9, 31 und 51 beachte!).

Apropos Patrick. Seit vielen Jahren engagiert er sich – zusammen mit vielen anderen feinen Kolleginnen und Kollegen – bei der Jungwacht Blauring Guthirt in Ostermundigen. Wenn man backstage mitbekommt, wie sehr sich diese jungen Leute in ihrer Freizeit für Kinder engagieren, kann man bloss noch eines, nämlich den Hut ziehen. Aus diesem Grund ist dieser Ferienlektüre ein Einzahlungsschein beigelegt, für freiwillige Spenden. Das Konto lautet zwar auf die Jubla in Ostermundigen, die Bernerinnen und Berner werden die eingegangenen Beiträge aber «brüderlich-schwesterlich» teilen müssen, mit der Jubla Fantasia in Kriegstetten und den Pfadi Brugg, schliesslich ist die Migros Aare in den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern tätig.

«All Things Must Pass.» Da kommen mir unzählige Erlebnisse der letzten 20 Jahre in den Sinn in Zusammenhang mit den Ferienlektüren. Jedes Jahr erhielt ich nach Erscheinen einer neuen Ferienlektüre Hunderte von Zuschriften. Am meisten gingen jene Zeilen unter die Haut, mit denen mir berichtet wurde, dass meine Stories schwer kranken Menschen zum Lachen verholfen haben, als eine Art Medizin. Das kann einen nicht unberührt lassen.

Ich weiss ehrlich nicht, wem ich alles für das Zustandekommen der Ferienlektüren danken soll, deshalb mache ich es kurz und bündig: Ihnen allen – DANKE!

Und ungefragt verrate ich Ihnen zum Schluss, was ich mir für die kommenden Jahre wünsche. Nämlich, dass sich unsere Politikerinnen und Politiker endlich, endlich zusammenraufen und viel weniger ihr eigenes Ego in den Lichtkegel des Scheinwerfers stellen, sondern dass sie diesem Land dienen, sachpolitisch, über alle Parteigrenzen hinweg, Wahlen im Herbst 2011 hin oder her. Und dass sie auch einmal den Mut haben, öffentlich jene Fehler einzugestehen, die sie machen. Diese Schweiz hat nämlich selbstgemachte Probleme, die eigentlich gar keine sind, und um die uns die ganze Welt beneidet, angesichts der Ereignisse, die um uns herum passieren.

Voilà. Mit diesen Gedanken verabschiede ich mich von Ihnen. Viel Spass beim Lesen von «20/20»! Die Geschichten sind in chronologischer Folge von 1992 bis 2011 aufgeführt.

Herzlichen, Bo

«20/20»[©]

Die 20. – und letzte – Ausgabe von allen

Geschichten, die das Leben schrieb.

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen (BE),
der dieses letzte Buechli seinen 90-jährigen
Eltern widmet.

Karikaturen: Beat Sigel, Büren zum Hof
(BE)

Diese Lektüre ist ein Feriengeschenk der
Migros Aare an ihre Kundinnen und
Kunden – in Zusammenarbeit mit der
«Könizer Zeitung» und dem «Sensetaler»,
wo die Kurzgeschichten regelmässig ver-
öffentlicht werden.

Copyright © beim Autor.

Auflage: 25'000 Exemplare

Gedruckt auf Claro Bulk FSC mix Papier
bei Mastra Druck AG, Schönbühl.

Von wegen bloss Hausfrau und Mutter ...

“Es gibt Dinge im Leben, die viele Ehemänner in einem falschen Licht sehen. Das beste Beispiel ist die Arbeit einer Hausfrau und Mutter. Die Leistungen, die einer Frau in dieser Branche abverlangt werden, können nicht genug gewürdigt werden. Ein «Jaja, ich weiss, Du hastest auch einen strengen Tag» ist ganz leicht untertrieben. Diese Einschätzung ändert sich meistens, wenn man(n) als noch unerfahrener Hausgeist diese Sisyphus-Arbeit selber in Angriff nehmen muss. ☹☹

Angefangen hat diese (authentische!) Leidensgeschichte eines jungen Vaters wohl endgültig damit, dass meine Frau unbedingt um drei Uhr morgens gebären musste. Die vorhergehenden 21 und nachfolgenden 20 Stunden resümieren sich im Rückblick sozusagen zur unfreiwilligen Freinacht, so dass ich am nächsten Morgen, vermutlich gegen 05:30 Uhr, zu Hause noch tief schlafe, als plötzlich das Telefon klingelt. Moment noch! Ein scheinbar belangloses Detail habe ich zu erwähnen vergessen: Unsere dreijährige Claudia, die ich, selbständiger Vater, der ich nun mal bin, während der nächsten zwei Wochen mehr oder weniger im Alleingang zu hüten gedenke.

Es ist kein Traum, das Telefon klingelt tatsächlich. Schlaftrunken der Griff zum Hörer, doch plötzlich gibt das Ding keinen Ton mehr von sich. Auch gut so. Weiterschlafen? Chasch danke. Selbst das dem Kopfkissen zugewandte Ohr reicht bei

weitem aus, um Claudia lautstark beim Parlieren am zweiten Hausapparat zu hören. Mama hat angerufen, so scheint's, vertrauliche Zweisamkeit zwischen Mutter und Tochter gewissermassen. Instinktiv wanke ich die Treppe hinunter, nehme Töchterli den Hörer aus den mittlerweile filzstiftverschmierten Händen und gebe das erste, aber klar artikulierte Lebenszeichen von mir: «Doch, doch ich habe gut geschlafen. Wie spät ist es denn überhaupt?» Aha, 09:30 Uhr.

Anschliessend ist «Tischlein deck dick» angesagt: Konfitüre, Ovo, Linea, Assugrin, Emmentaler, Brot, Aufschnitt und Guetzi. Die Milch steht auf dem Kochherd. Schon wieder das Telefon. Ein Bekannter. Blabla. Wie es der Mutter und dem Kind gehe? Prima. Dann dampft und zischt es aus der Küche; die Milch hat sich selbständig gemacht.

Nach dreimaligem An- und Umziehen präsentiert sich Claudia entsprechend lady-like (und ohne väterlichen Imageverlust) für den Besuch bei Mutter, Ehefrau, Bruder und Sohn. Kaum in der Klinik eingetroffen, muss Töchterli mal für kleine Mädchen. Rein in die Damentoilette, Türe zu. Verschluss auf «Besetzt». Erst nach zwölf Minuten und dem vermutlich dreiundvierzigsten «Bitte, Claudia, bitte mach doch die Türe auf...» wechselte das Schild wieder auf «Frei». Totale Verwüstung. Hurricane Claudia.

Nur wenig später hat der kleine Wirbelsturm Lust auf ein Sinalco in der gut besetzten Cafeteria der Klinik. Knappe 45 Sekunden benötigt sie dazu, mitschlucken der Kohlensäure inklusive. Sekun-

den danach entweicht Letzteres mit einem lautstarken «Gorps», der von der Tonlage her sogar Simon Estes zu Ehren gereicht hätte. Logisch, dass die zornigen Blicke der Anwesenden den fast zwei Meter langen und 106 Kilogramm schweren Vater treffen...

Auf dem Heimweg halten wir bei der Migros in Hinterkappelen. Unendlich scheinendes Palaver, ob Claudia nun im Einkaufswägeli Platz nehmen darf oder nicht. Sie darf nicht. «Papi, muess go bisle» heisst ihre Rache. Will heissen: Das halbvolle Wägeli zwischenlagern, Spurt auf die Toilette, Fuss vorsichtshalber zwischen die Türe und den Rahmen. Der Rest auf dem Einkaufsparcours ist reine Routine. Ganz zum Schluss werden sechs

Eier aus Bodenhaltung ihrem Namen gerecht. Aufputzen. Eine Bekannte erkundigt sich nach dem Befinden von Mutter und Sohn. «Es geht ihnen prima. Danke für die Nachfrage.»

Zu Hause dann der Versuch nach einem Fastfood-Lunch a) Claudia für ein paar Minuten ins Bett zu bringen, und b), zum allerersten Mal seit der Geburt, auf Patrick (mit ck, wie Trick) anzustossen, bei unseren Nachbarn. Der in allen Teilen genial vorbereitete Streich gelingt auf Anhieb: Ohne Echo aus dem ersten Stock kann ich mich, fast wie ein Tagedieb, zur Tür hinausschleichen. Erste Frage von Suzanne und René: «Wie geht es Monika und dem Kind?» Prima, danke für die Nachfrage. Nach bloss 15 Minuten kehre



ich lautlos wie ein Panter zurück. Töchterli hat sich zwischenzeitlich nützlich gemacht. Das ganze Badezimmer ist mit der preiswerten Familienshampoo-Grosspackung behandelt. Die eigentliche Ent-sorgung dauert gegen eine halbe Stunde und verursacht schätzungsweise zwei Kubikmeter biologisch abbaubaren Schaum.

Gegen 15 Uhr fahren wir wieder zu Mutter und Kind. Frisch angezogen. Auf dem Gang der Klinik torkelt uns plötzlich ein kreidebleicher junger Mann aus dem Gebärsaal entgegen. Wenn der wüsste, dass das bloss der Anfang ist. «Mama, mir isch längwyilig», wird nach fünf Minuten kundgetan. Also steht Töchterli auf, stürzt sich zum Eingang des Zimmers und übt sich – mit grossem Erfolg – im Türeschletzen. Augenblicke später kommt ein ganzes Geschwader weiss beschürzter Damen daher: «Psst, muesch ruhig si, du darfsch nid so ne Krach mache!» Und dann, mit zornigem Blick zu mir: «Isch das eues Chind?» Es ist. Wenig später spreche ich, völlig entnervt, Patrick als Philipp an.

S' Grossmueti hat, wohl aus eigener Erfahrung (...), den Ernst der Lage schon Tage vorher erahnt und sich freiwillig angeboten, drei bis vier Tage als Co-Babysitterin zu amten. Spätnachmittags ist sie da; dem Himmel sei Dank. «Wie geit's dr Monika und em Patrick?», will sie wissen. Prima, danke für die Nachfrage. «Wosch es Kafí?» Ich will, am liebsten intravenös. Die ersten ruhigen Minuten des Tages scheinen angebrochen. Ruhig? Ja weshalb denn eigentlich? Was ist wohl los? «Claaaaaudia, wo bisch, was machsch?» Der gefühlsmässige Kontrollgang führt auch zur Gästetoilette. Die

offene Panik: Dort drin steht nur ein schelmisch lachender, kleiner Clown. Mit rotem Lippenstift vollgeschmiert. Unmöglich, dass das unsere Tochter sein kann...

Sie werden sicher verzeihen, wenn hier das Kapitel «Zubettgehen» fehlt, aber ich habe schlicht vergessen, unter welchen Umständen wir Claudia zu Bett gebracht haben. Zwei Sachen sind mir indes klar geworden: Soll nie mehr eine(r) daherkommen und behaupten, «Hausfrau und Mutter» sei kein(e) Beruf(ung). Und, fast das Wichtigste: Nur noch 13-mal schlafen, dann darf ich wieder ins Büro.

Frei oder nicht frei?

☞ **Kabarettisten, so besagt es jedenfalls das Lexikon, überzeichnen das Leben. Das Leben aber überzeichnet zeitweise die Kabarettisten.** ☞

«Ist der 1. August 1991, angesichts der 700-Jahr-Feier unserer Eidgenossenschaft, im Kanton Bern ausnahmsweise ein offizieller Feiertag und somit arbeitsfrei?»

Typisch Peter Everts, mein Chef. Gradlinig, ohne Firlefanz. Eine klare, geschlossene Frage. Ja oder nein? Ist er es oder ist er es nicht? Was tut der brave Mann? Exakt, ich delegiere die Schicksalsfrage. An die Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Bern. Die volkswirtschaftliche Telefonistin verbindet. Der nächste Gesprächspartner gibt sich aufmerksam: «Eine interessante Frage, die Sie da stellen.» Womit seine Schuldigkeit fürs Erste

aber getan wäre: «Rufen Sie doch mal den Personaldienst an, die müssten das eigentlich wissen. Ich gebe Ihnen drei Nummern zur Auswahl, schreiben Sie auf.» «Nummern», das ist der richtige Ausdruck. «Nummern», das sind sie nämlich tatsächlich, meine kantonalen Dialoge 3-5. Zirkusnummern... Eine sagt ja («Wir haben jedenfalls frei, dass weiss ich!»), einer mit Bestimmtheit nein («Ich kann mir das fast nicht vorstellen...»), der Dritte glaubt, es sei noch nichts entschieden, und holt dann zum grossen Coup aus: «Die Staatskanzlei müssen Sie fragen, kontaktieren Sie die Staatskanzlei.»

Gesagt, getan, ich kanzliere mit dem Staate Bern. Herr Sechs verweist an Frau Sieben und jene an das Amt für Information. «Knopflochers Klausel im Huuse vo Fründe» alias Ces Keiser in Ehren, aber langsam wirkt die behördlich angeordnete

Telefon-Odyssee peinlich. Dann! Der alles entscheidende Geistesblitz: «Wenn es schon niemand beim Kanton weiss, dann sicher Loeb», geht es mir durch den Kopf. 21 71 11. «Klar ist der 1. August heuer offizieller Feiertag», sagt jemand, der es wissen muss. Alles klar. Auch der Handels- und Industrieverein bejaht ausdrücklich (HIV positiv, heisst das dann wohl). Etwas weniger sicher ist sich da der Vertreter der Gewerkschaften VHTL: «Der Grosse Rat stimmt demnächst



darüber ab.» Die SP des Kantons Bern zweifelt. Bleiben als zuverlässige Auskunftsquellen noch die Kantonsredaktionen der Medien. «Der Bund» verweist an die Vize-Staatsschreiberin, welche sich aber, so ein Mitarbeiter, auf einem Ausflug befindet, die «BZ» verneint vehement, Radio Förderband glaubt mit mindestens «51%iger Sicherheit» an einen Nichtfeiertag und das «Regi»-Team DRS führt umgehend eine Umfrage bei Mitarbeitern durch. Zwei ja, zwei nein, eine Enthaltung.

Aufschlussreich die Antwort des Kaufmännischen Verbandes. Chronologischer Wortlaut unseres Gesprächs: «Ja. Der 1. August ist 1991 im Kanton Bern offizieller Feiertag.» – «Danke für die Auskunft. Sind Sie auch ganz sicher?» – «Klar. Ich habe das mit unserem Rechtsdienst abgeklärt!» – «Fein. Verbinden Sie mich mal mit dem Rechtsdienst?» – «Sicher. Moment schnell.» Beim Warten auf die in Aussicht gestellte schnelle Rechtsverbindung vergehen erst einmal acht Minuten. Dann hänge ich auf. Nochmaliger Anruf an die KV-Hauptnummer. Besetzt. Das Spielchen wiederholt sich zweimal in den folgenden fünf Minuten. Dann, endlich: «Kann ich bitte jemanden vom Rechtsdienst sprechen?» – «Leider nein, es ist niemand mehr da.» Aha.

Zurück zum Kanton. Frau Acht vom Amt für Information schlägt freundlich vor – weil selber ebenfalls unwissend –, dass ich mit ihrem Chef verhandle. Letzterer ist aber, wie sich herausstellt, noch nicht «aus dem Mittag» zurück, so dass mich ein anderer Mitarbeiter, Herr Neun, mit ermunternden Worten zum KIGA ver-tschtattet. Dort kommt beinahe eine Art Feststimmung auf, meinerseits zumindest. Herrn Sowieso – nennen wir ihn

konsequenterweise Herrn Zehn – wird kundgetan, dass er mein Jubiläums-Telefonpartner seitens des Kantons in dieser verwickelten und scheinbar überaus brisanten Angelegenheit ist. Lustig findet er diese Feststellung nicht und schickt mich zum BIGA, wo Herr Elf umgehend das KIGA empfiehlt. Ein Geschenk des Himmels: Irgendwo auf den Notizen steht einsam und verlassen das Wort «Parlamentarierdienste», mit einer Telefonnummer. Na denn.

Der Arbeitgeberverband VAB gibt seinem ehrlichen Bedauern Ausdruck, nicht unmittelbar weiterhelfen zu können (da «ein komplexes Thema»), und die Mitarbeiterin des Verbandes Berner Gemein-den will wissen, wozu wir – ja, weshalb eigentlich, Peter Everts? – diese Information überhaupt benötigen würden, kann aber auch keine schlüssige Antwort geben. Überall hinterlasse ich unsere Telefonnummer, mit der Bitte doch bitte zurückzurufen, falls jemand zufälligerweise fündig würde. Herr Zwölf vom Kanton erklärt sich für «nicht auskunfts-berechtigt» (weil dadurch vermutlich die nationale Sicherheit gefährdet wäre, zum 700-Jahr-Jubiläum) und verbindet mit Kollege Dreizehn, der mich nach Strich und Faden zusammenstaucht, weil sich mittlerweile die halbe Volkswirtschaftsdi-rektion (Zitat) «meinetwegen» mit dem 1. August 1991 beschäftigen würde. Hoppla, pardon. Sygseso, nach einem kaum erwähnenswerten Kurz-Intermezzo mit einer überaus freundlichen Frau Vierzehn kommt seitens Herrn Fünfzehn endlich, endlich Morgenröte (in welcher wir Eidgenossen ja dahertreten...) auf. Er übergibt den Telefonhörer Herrn Leiser, der mich kompetent aufklärt. Später rufen noch Vertreter des KV und des Verbandes Berner Gemeinden an. Sie bestätigen die Angaben von Herrn Leiser. Hurra!

Barlez-wuh français?



“Klassiker & Evergreens gibt es überall, nicht bloss in den Kinos und am Radio. Selbst in der Hitparade für Realsatiren leben gewisse Erlebnisse immer wieder auf. Dass sich beispielsweise der Alltag beim «Freund und Helfer» ab und zu nicht standesgemäss à la Derrick, sondern eher wie beim Gendarmen in St-Tropez abspielt, das beweist die heutige Episode auf dem Polizeiposten Länggasse an der Berner Mittelstrasse.”

Hauptstrasse Sierre-Sion. Bereits im Rückspiegel ist er zu sehen, jener mit vier zusätzlichen Scheinwerfern ausgestattete, tuningmässig zu einem unförmigen,

hässlichen Frosch aufgeblähte Golf GTI, der, einem hellerleuchteten Weihnachtsbaum gleich, lichthupend ausschert und Wagen für Wagen überholt. Mindestens zwei korrekt entgegenkommende Fahrer müssen ausweichen, riskieren Kopf und Kragen, um dem Schwachsinnigen zu entrinnen. Auch unser Wagen entgeht nur knapp dieser Art von Car Wars. Von den Mitfahrern werde ich einstimmig dazu auserkoren, den Henker anzuzeigen. Weshalb denn immer ich? Das Ganze erinnert verdächtig an die Schulzeit in der Sek. Hochfeld.

Als es damals im Winter jeweils hiess, «Chumm mir schiesse e Schneeballe dürs offene Fänschter», da war es fast immer «dr Thomas», der fatalerweise zur Tat schritt (und dann dafür meistens auch erwischt wurde), derweil sich die sauberen Kameraden aus dem Staub, resp. aus den Schnee machten. Beat Reber, Carlo Colombi, André Nicolet, Philippe Huelin oder Sergio De Maddalena, und wie sie alle hiessen...

Sygseso, nachdem ich die Sache dreimal überschlafen habe, begeben mich eines Morgens schliesslich doch zum Polizeiposten Länggasse. Der diensttunende Polizist (an seiner Uniform als solcher klar erkennbar), in die Boulevardzeitung blickend, erklärt sich im Anschluss an das korrekt ausformulierte Vortragen meines Anliegens für nicht zuständig. Sein für derartig heikle Spezialfälle offenbar eigens trainierte Kollege ist allerdings abwesend. Und überhaupt, ob ich mir das gut überlegt hätte? So eine Anzeige, die bringe, das könne er mir jetzt bereits sagen, erfahrungsgemäss «nicht viel», bloss Unannehmlichkeiten, und sowieso, so ohne Zeugen, da...

«Es gibt aber Zeugen, notfalls, ich stehe einfach stellvertretend für sie da, quasi.» Nachdem sich weiter herausgestellt hat, dass zeugenseits niemand mit mir verheiratet ist, montiert der Beamte die nächste Hürde auf dem Verhindernis-Parcours. «Wissen Sie, voraussichtlich werden Sie mehrmals nach Sion fahren müssen, falls es eine Zeugeneinvernahme und anschliessende Gerichtsverhandlung gibt», gibt mir der Mann stirnerunzelnd zu bedenken. «Macht nichts», bekommt er zur Antwort. «Sion liegt aber nicht unbedingt in der Nähe.» – «Wissen Sie,

ich bin relativ viel in jener Gegend.» – «Nun, das müssen Sie wissen. Aber eigentlich ist, zum Glück, ja nichts passiert. Aussage steht dann gegen Aussage. Wollen Sie es sich doch nicht noch einmal überlegen?» Nein, jetzt erst recht nicht. «Kommen Sie am Nachmittag wieder, und wenn Sie nicht erscheinen, brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen, wir wissen dann einfach, dass Sie es sich anders überlegt haben.» – «Uf Wiederluege», im wahrsten Sinn des Wortes. Au revoir.

Beim nachmittäglichen Anlauf ist «Special Agent Cooper» endlich da. Hinauf in den ersten Stock. Im Büro, in welchem mir Platz geboten wird, stehen noch eine leere Weissweinflasche und zwei ebensolche Gläser herum (womit ich aber explizit nicht behaupte, hier hätte zuvor eine Party stattgefunden). Ich werde aufgefordert, alias Dale Cooper den ganzen Vorfall nochmals exakt zu schildern. «Sie bestehen also darauf, eine Anzeige zu erstatten?» – «Tue ich, ja.» – «Entschuldigung die Frage, aber Sie wissen, dass die Zeugeneinvernahme in Sion in französischer Sprache geführt wird?» – «Soll ich Ihnen den Vorfall gleich en français in Ihre Schreibmaschine diktieren?» Ich muss nicht. Zwar verwechselt Cooper ein-, zweimal Sitten mit Sierre, resp. Sidiers mit Sion, aber ansonsten geht alles glatt über die Bühne. Wochen später erhalte ich den Zwischenbescheid, man warte auf Bericht aus dem Wallis, worauf ich aufgebe. Was behaupten Sie da, liebe Leserin, lieber Leser? Die Anzeige wäre doch gar nie abgeschickt worden? Ich verbitte mir diese ungeheuerliche Feststellung... Geits no?

Fk Sdt Wiedmer, Fk Sdt Bornhauser.

“Die Schweiz hat keine Armee, die Schweiz ist eine söttige. Wen kann es da noch erstaunen, dass der ganzen Welt, vom unbändigen Willen unserer Verteidigungsbereitschaft auf und abgeschreckt, bloss noch eines übrig bleibt: Abrüsten nämlich. Die zum Teil schier unglaubliche Präzision, mit der die eidgenössischen Militärmechanismen ineinander greifen, ist perfekt. Made in Switzerland. Da können auch zwei Sandkörner der einmal laufenden Maschinerie nichts anhaben. ●●

Einrückungsort: Einigen. «Motel Perle» steht unmissverständlich auf dem Marschbefehl geschrieben. Gleich bei der Ortstafel «Einigen» Grüne, so weit das Auge reicht. Ich parkiere den Wagen. Aussteigen, Puff raus, Seele rein, Türe zu. Keinen Knochen kenne ich, was aber weiter nicht zu erstaunen vermag, bin ich doch einer neuen Einheit (Einh) zugeteilt (zuget). Inmitten der Träger helvetischer Einheitsmode erblicke ich plötzlich einen weiteren Funker (Fk), klar erkennbar an seinen Spiegeln, wobei letztere selbst im

weitesten Sinne nichts mit Mode oder Design zu tun haben. «Tschou, Bornhuser Tömu.» – «Wiedmer Chlöisu, Sälü.» Auch Kamerad Wiedmer kennt niemanden hier. Auch er ist neu zuget. Desorientiert, desillusioniert, ahnungslos und pflichtbewusst folgen wir Altgedienten. Sozusagen alle «Tätle» (Std) kennen den Kompaniekommandanten (Kp Kdt), einen Hauptmann (Hptm) in Uniform, drei Streifen am Hut, wahrscheinlich von Adidas gesponsert. Wie gesagt, sozusagen alle kennen ihn; alle ausser Wiedmer und Bornhauser. Hptm wundert sich ab den beiden Landeiern.

«Wir sind Ihre beiden Funker», versuche ich die Spannung zu entspannen. «Was, Funker? Jetzt schon?» – «Sicher, das ist ja eine Mobilmachungsübung, da sind wir Ihnen von Anbeginn an zugeteilt.» – «Aha, henusode.» Wiedmer und ich rüsten uns erst einmal um und aus, vertauschen Ausgangsuniform mit Kämpferjacke, Kämpferhose, fassen Kopfpariser, Schanzknochen, Schlafsack und sonst noch alle Unentbehrlichkeiten, die zu einem richtigen, furchterregenden Abschrecker gehören, IVP und Leuchtgamasche inklusive. Der Chef des Materialmagazins (Mat-Ueli) kann uns auf der Mannschaftsliste nicht finden. «Wiedmer? Bornhauser? Noch nie gehört.» – «Ist doch klar, wir beide sind die neue persönlichen Funker des Kommandanten.» Und so trägt er uns, superprovisorisch und mit skeptischer Hand, auf der Liste nach. Wiedmer mit «ie» und Bornhauser, Fk und Fk.



Wiedmer und Bornhauser warten. Im Normalfall auf besondere Befehle (beso Bf). Vorerst gibt es allerdings nichts zu befehlen oder zu befolgen, weil das Tagesprogramm jeder Kp, der Füsillier (Füs) Kp 1/136, auch ohne «persönliche Berater» prima abläuft. Nach dem wie üblich opulenten Mittagsmahl des Einrückungstages (lauwarme Erbsensuppe, feurigheisser Tee, Biskuits) will Hptm wissen, wo seine beiden untätig herum-sitzenden Fk denn überhaupt ihre Fk-Ausrüstung hätten.

«Isch eigentlech wahr, Chlöisu, wo isch dä Seich eigentlech?» Vermutlich haben die Chaoten des Kadervorkurses (KVK) unserer Stamm-Kp (Schw Füs Kp IV/136) schlicht vergessen, das Material in die drei Füs Kp zu «verschieben», wie es im Militär- und Kriminaljargon so schön heisst. Wir empfehlen dem ebenfalls anwesenden Feldweibel (Fw), eine offizielle Protestnote im Batallons-Kommandoposten (Bat KP) zu hinterlegen. Puffbrüeder, fertigi.

Nadisna interessieren sich immer mehr Sdt der Füs Kp 1/136 für die beiden Paradiesvögel. Unzählige Male beschwören wir, dass wir per 10:00 Uhr nach Einigen aufgeboden worden sind. Und jetzt seien wir halt da, comme il faut, wahrscheinlich in geheimer Mission. Hahaha. Gegen 17:30 Uhr trifft endlich das Funkmaterial ein: Funkgerät SE irgendöppis, Batterien («Du, weisch du no, wie me die richtig inetuet?»), jede Menge Antennen, Kabel («Für was isch äch dises da hie?»), Abspannseile, Betriebsanleitungen und allerlei geheimes Zeugs. Wir schaffen es: Nach zwei Stunden – während der RS mussten wir es jeweils in sieben Minuten bewerkstelligen – ist unsere Fk-Station

empfangs- und vielleicht sogar sendebereit. Rufname SULTANA, wie aus «1001 Nacht». Salaam.

Als ob wir beiden Fk eine Art Sprechstunde hätten, schaut der Fourier (Four) gegen 23:00 Uhr bei uns zur Konsultation vorbei. Ratlosigkeit. Er wisse beim allerbesten Willen nicht, was er mit uns beiden machen solle. Vor morgen könne er nichts für uns unternehmen. Wir trösten ihn, sprechen ihm Mut zu. Armer Kerl.

Noch vor dem Sonnenaufgang kommt es zur Götterdämmerung. Und zwar in der Person eines grimmig dreinblickenden Fw. ER will sofort unsere Marschbefehle sehen. Bitte sehr. Kurzer Kontrollblick, dann ungläubiges Kopfschütteln: «Das dort», und zeigt voller Emotionen in Richtung eines Restaurants, «das dort, das ist der «Hirschen». Das Motel «Perle» hingegen liegt ungefähr zwei Kilometer weiter ostwärts, exakt am anderen Dorfeingang. Und dort hättet Ihr beide gestern auch einrücken sollen. Euer Kadi lässt bereits nach euch suchen!» Sehr schön. In Gedanken höre ich den Urteilspruch des Militärgerichts schon: «In beiden Fällen schuldig.» Wie viele Sdt weist eigentlich ein ordentliches Exekutivkommando auf?

Irgendwo im Wald – aus Gründen der Geheimhaltung ohne genaue Angabe des Standortes (Stao) – wartet unser Hptm tatsächlich auf seine beiden Kronleuchter. Kein Zeter, kein Mordio, kein Sodom, kein Gomorrah. Im Gegenteil: Er ist erfreut, seine Kp endlich komplett zu haben. Ich halte es daher für ein böses Gerücht, dass es Absicht gewesen sein soll, uns beide als Fk umgehend auf eine dreitägige Gewalts(tor)tour mit einer Grenadier-RS zu schicken. Überrascht, dass es zwei derartigen Sdt nie zum Gefreiten (Gfr) gereicht hat? Eben.

Terroristen-Überfall aufs Shoppyländ.

“Weil die meisten Leserinnen und Leser «es» ohnehin wissen, verrate ich kein Geschäftsgeheimnis, wenn Sie hiermit offiziell wissen, dass ich bei der Migros in Schönbühl arbeite. Unter anderem als Pressesprecher, wobei sich wichtige Berufskollegen als «Medienreferenten» zu bezeichnen pflegen. Wie dem auch sei: Wir alle kommen manchmal ganz schön ins Schwimmen, wenn sich Ausserordentliches abspielt. ☹☹

Grössenordnung 11:00 Uhr meldet sich täglich mein Magen zu Wort. Je nach Gewichtsstand marschiere ich dann jeweils entweder zu den Kollegen der Kolonialwaren-Abteilung, die immer Kalorienträchtiges naschbereit haben, oder aber, der Vernunft folgend, in Richtung «Früchte & Gemüse». Dort, bei Ruedi von Niederhäusern & Co. beginnt auch unsere heutige Realsatire.

Gerade als ich dabei bin, unbeschwert, weil ohne Parodontose, in eine harte Birne zu beissen, kommt unser Boss dahergerannt, ruft mir zu, «Chömed Sie sofort!», dreht sich um, rennt in Richtung seines Büros davon, den Presseversprecher im Sog. An der Fensterfront zum Shoppyländ-Parkplatz sehen wir, dass sich vor dem Eingang zum Einkaufszentrum Ungeheuerliches abspielt. Zwei grosse Mercedes stehen mit offenen Türen (verbotenerweise) auf dem Fussgängerstreifen, ringsherum sieben oder acht jüngere Männer mit Funkgeräten ausgerüstet und mit Pistolen bis auf

die Zähne bewaffnet. Hektik, da läuft was ab!

Weil mein Chef und ich unsere Arbeitsplätze just oberhalb des Vordachs zum Shoppyländ-Eingang haben, sehen wir nicht, ob ein Geldtransporter unmittelbar vor dem Eingang zur Filiale des Bankvereins steht. Noch während des Überfalls rufe ich Nummer 117 an und ... warte eine halbe Ewigkeit (unverzeihlicherweise vergesse ich jedoch, den Überfall mit einer Polaroid-Kamera zu verewigen, damit «Blick» eine exklusive Leserfoto hat). Als sich der Polizei-Notruf meldet, bekommt

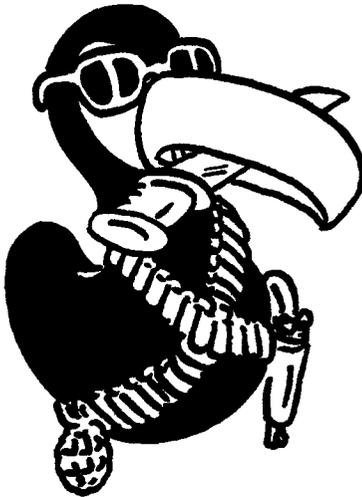


der Mann den Überfall live beschrieben. Plötzlich der Blick nach oben, die Männer haben mich vermutlich entdeckt, denn schlagartig wird der Überfall abgebrochen. Die Terroristen steigen in ihre beiden Fluchtautos und fahren davon – auch das kann die Polizei ohne Zeitverzögerung mitverfolgen. Polizei und ich vereinbaren, dass ich zur Parkterrasse des Shoppylands renne, von wo aus die Moosmatte-Kreuzung überblickbar ist und somit gesagt werden kann, in welche Richtung die beiden Autos fahren.

Gesagt, getan. Ich schnappe mir Ueli Künzi von der Liegenschaftsverwaltung als Begleiter, es könnte ja sein, dass die Typen im Parkhaus auftauchen und ich Verstärkung brauche. Wir speeden davon, zugegeben mit einem ganz mulmigen Gefühl im Magen, überrennen unterwegs schier zwei ältere Frauen, den Hauswart, einen Hund, drei Einkaufswagen und einen Blumentopf, kommen aber zu spät, die beiden Mercedes sind nicht mehr zu sehen. 117 wird infor-

miert. Auf dem Rückweg suchen wir, noch immer spurtend, die Filiale des Bankvereins auf und empfehlen dem Leiter, den Geldtransporter unverzüglich umzuleiten, damit er den Gangstern nicht in die Hände fällt.

Zurück im Büro, berichtet Frau Kollegin Barbara Siegenthaler, dass sie die Autos in Richtung Schönbühl habe davonfahren sehen. 117 erhält sofort Bescheid. Ueli und ich müssen uns hinsetzen, wir sind vollkommen ausser Atem. Einer von beiden bemerkt, dass uns eigentlich wichtige Berufskleider fehlen. Kugelsichere Westen nämlich. Eine halbe Stunde später dann die erlösende Meldung der Polizei. Die Täter sind gefasst, geständig. Auf die Frage, ob man die Leute bereits habe identifizieren können, folgende Antwort der Berner Kantonspolizei: «Also es ist so: Unsere Kollegen aus Solothurn haben eine Personenschutz-Übung durchgeführt, ohne uns Bescheid zu geben, bitte entschuldigen Sie vielmals.»



«Sorry, ain't got no money...»

«Was tun, wenn man bei einem Rendez-vous den Termin verpasst? Oder sich herausstellt, dass die Geliebte eine Schulbekannte der eigenen Ehefrau ist? Da ist es nach einem feinen Essen vergleichsweise einfach zu sagen, man habe leider sein Geld vergessen, wie der Amerikaner in unserer heutigen Story. »

Man muss überhaupt keine gesplante Persönlichkeit sein, um sich in beiden Stockwerken des «Swiss Chalet» bzw. «dr Glogge» in Bern gleichermassen wohl zu fühlen. Wenn ich dort anzutreffen bin, dann im ersten Stock, fehlender Intellekt hin oder her, aber Letzterer ist ohnehin Ansichtssache. Einmal jedoch, da sassen wir zu zweit unten im «Swiss Chalet».

Zusammen mit einem Bekannten wollte ich live miterleben, was so passiert, wenn zwei Gäste, einer davon als «Ami» getarnt, nach einer ausgiebigen Schlemmerei nicht bezahlen können. Wird Haftbefehl erlassen? Heisst es «Ab in die Küche!»? Zwar spreche ich weiss Gott kein Oxford-English («Good Evening, Ladies and Gentlemen», leicht nasal), wohl aber Amerikanisch («Hi folks!», kaugummikauend). Und mit einer Mickey-Mouse-Mütze (MMM), dem lacostigen Krokodil auf Herzhöhe sowie der «Newsweek» in der Hand, da könnte man durchaus meinen, Bo sei eher Amerikaner als Berner, aber das ist sowieso ein anderes Kapitel.

Im «Swiss Chalet» moderiert Kollega Silvio Francioni durch den Abend, übernimmt



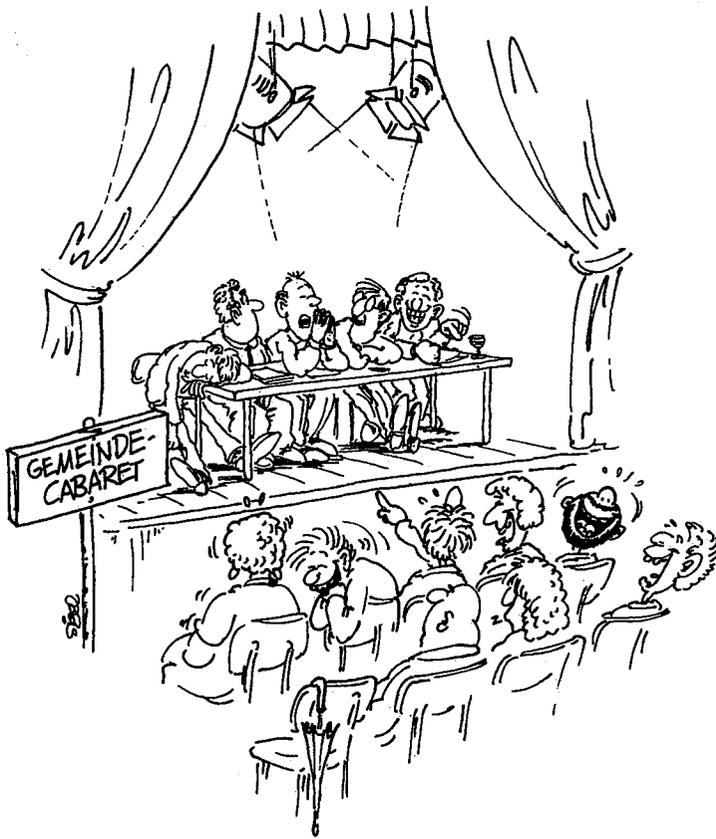
freundlicher Weise die Übersetzungsarbeit zwischen der charmanten Serviererin und mir, erklärt die Spezialitäten auf der Speisekarte («What's that, Berner Rösti?») und entschuldigt sich, peinlichst berührt, für meine Eigenart, sozusagen alle Speisen mit Ketchup aufzuwerten. Machen wir es beim Unwesentlichen des Abends kurz (Bündnerteller, Salat, Hohrückenfilets an einer Pfeffersauce, Beajolais, Tiramisù und Kafi waren hervorragend) und beschränken wir uns auf das Wesentliche: «Frolein, chöi mer d'Rächnig ha?» «Frolein» kommt und will Dreistelliges von uns. Ein kurzer Wortwechsel auf Englisch, danach betretenes Schweigen. Silvio F. gibt der armen und ahnungslosen Serviererin zu verstehen, dass jeder von uns beiden gedacht hätte, der andere würde einladen. Und nun hätten wir «suuber u glatt» kein Geld. Ich versuche, zumindest meinen guten Willen zu beweisen und suche einige verwaschene 1-Dollar-Noten hervor sowie ein Streichholz-Briefchen aus dem «Caesars Palace» Las Vegas. Bloss hilft das jetzt auch nicht weiter. Holy shit.

Die herbeigerufene Chefin erscheint mit tiefen Sorgenfurchen im Gesicht. Unsere Idee, den Rest des Abends abwaschend in der Küche zu verbringen, wird abgelehnt. Schliesslich erklärt sie sich, schlechter Erfahrungen zum Trotz bereit, uns gegen Vorweisen eines Ausweises eine Rechnung zu schicken. Selbstverständlich haben wir weder Ausweis noch Pfandgegenstände, sogar meine Made-in-China-«Rolex» habe ich vorsichtshalber zu Hause gelassen. Letztinstanzlich wird der Chef befragt. Es bleibt dabei: Faktura. Wie wir die Story aber jetzt und heute zu Ende spielen wollen, benimmt sich Silvio beim Aufschreiben seiner ver-

meintlichen Adresse absichtlich derart ungeschickt, dass die Chefin geradezu misstrauisch werden muss. Bei der darauffolgenden, sehr diskret vorgenommenen Überprüfung unserer Koordinaten kommt sie uns deshalb easy auf die Schliche. Trotz grenzenloser Enttäuschung über unsere absichtliche Mogelei – «Dir heit mi brandschwarz agloge!» – erklärt sie sich bereit, einen von uns beiden aus dem «Swiss Chalet» gehen zu lassen, um Geld bei einem Kollegen aufzutreiben. Silvio verduftet augenzwinkernd...

Ich bleibe, die «Newsweek» lesend, quasi als lebendes Pfand zurück. Spontan wie wir Amerikaner sind, bestelle ich bei der noch immer sehr freundlichen Serviererin «a coffee» – und erhalte ihn umgehend. Dann, Panik. Plötzlich betritt ein Bekannter das Lokal. Ich verstecke mein Gesicht hinter der Hand und neige den Kopf noch tiefer in Richtung «Newsweek». Unschwer auszudenken, was passieren dürfte, wenn er mich sehen und mir mit «Tschou Thömu, was machsch de du da, mit dere blöde Micky-Muus-Chappe?» auf die Schulter klopfen würde. Nichts dergleichen, lucky me. Zehn Minuten vergehen, fünfzehn. Nach deren zwanzig frage ich mich ernsthaft, ob Francioni zwischenzeitlich einen Pakt mit der Wirtin abgeschlossen hat, um mich im eigenen Saft schmoren zu sehen. Nach sage und schreibe einer halben Stunde taucht er wieder auf, nachdem er «unterwegs noch jemanden getroffen» und mit ihm ein Bier getrunken hat. Mit zwei Hundertnoten bezahlen wir die Rechnung. Übrigens: Mit zwei Hundertnoten, die wir von Anbeginn an dabei hatten.

Cabaret Rotstift zu Wohlen/BE.



“Die allerschönsten Episoden schreibt noch immer das Leben, real existierende Satiren eben. Sollten Sie die Möglichkeit haben, direkt die direkte Demokratie – in Form einer Gemeindeversammlung – miterleben zu können: Nichts wie hin! Besonders empfehlenswert sind jene mit schon zum vornherein umstrittenem Budget. ”

Eine heisse Budget-Debatte ist angesagt, den Weg zum Versammlungslokal weisen Feuerwehrleute. Offenbar muss mit dem

Schlimmsten gerechnet werden. Auf dem langen, gemeinderätlichen Tisch stehen die Namensschilder anfänglich noch verkehrt, weisse Seite gegen die Zuhörerschaft. Ob vorgängig ein «Was bin ich?» stattfindet? Welches Schweindri möchten S' denn gerne?

Der Vorstandsvorsitzende, sichtlich nervös, begrüsst. Die Stühle in der Turnhalle sind besetzt, er bittet, auf der Tribüne Platz zu nehmen. Der künftige Gemeindepräsident dankt für seine Wahl, seinen geschlagenen Gegnern, und für das zahlreiche Erscheinen. Er würde sich, nach eigenen Angaben, freuen,

ihm noch unbekannte Leute «in Säriswil, Illiswil oder Mörigen» persönlich kennen zu lernen. Raunen in der Menge. Wo liegt denn Mörigen? Die Tribüne ist jetzt plein à craquer, Bänke werden gesucht. Der Moderator avanciert zum Hypernervösen. Die einstimmige Genehmigung des Protokolls der letzten Versammlung, Emilhaft vorgelesen, vermag ihn aber vorübergehend zu beruhigen.

Ein SP-Mann stellt einen Ordnungsantrag und fordert Rededisziplin, verstösst aber gleich selber dagegen. Ein nicht auf den Kopf gefallener Bürger stellt den Antrag, die Traktandenliste total umzukrempeln und zuallererst darüber zu debattieren, ob überhaupt Geld zum Ausgeben vorhanden ist, statt umgekehrt. Erste Schlappe für die Politiker, das Volk stimmt zu. Nüt gsi, mit Warmloufe. Die nachfolgenden Äusserungen des Technischen Delegierten werden lediglich durch das Aufstellen zusätzlicher Bänke gestört. Macht nichts, die projizierten Folien sind ab Reihe vier ohnehin unleserlich, wie immer und überall. Und überhaupt steht die Leinwand nicht optimal: Wird sie nach rechts gedreht, motzen die Linken, und umgekehrt. Wie in der Politik. Herr Häusler, Pressechef der Stadt Bern, schliesst den Reigen der Ankömmlinge, knapp bevor die ersten Bürger die Turnhalle schon wieder verlassen.

Die Diskussion ist lanciert. Der Gemeinderat beantragt eine Steuererhöhung um vier Zehntel, die Finanz- und Geschäftsprüfungskommission um deren drei, es geht nichts über Einigkeit. Kopf oder Zahl? Herr Eichenberger möchte den Steuersatz belassen, wie er ist. Herr Sutter schliesst fünf Zehntel nicht aus, Herr Kurmann sagt kurz und bündig und klar, dass zwei genug sind. Herr Diskussionsleiter zeigt eine Folie, sie steht Kopf, etwa so wie der gemeinderätliche Vorschlag. Ein FDP-Delegierter möchte seine Vorredner nicht wiederholen, tut es freundlicherweise aber doch. Schade, schlägt niemand vor, Wohlen mit einer Grossbank zu fusionieren – der Antrag hätte alle Chancen gehabt. Wie dem auch sei: Nach einem Abstimmungssalat à la façon du patron bekommen die Poli-

tiker den Hauptgang serviert: Zwei Zehntel sind genug. Und als Omelette surprise: Bei ausgeglichener Rechnung.

Unmittelbar danach will der Gemeinderat den Erlass einer Neuregelung für die Entschädigung der Behördenmitglieder beliebt machen. Anders ausgedrückt: Man möchte sich selber mehr Geld gönnen. Eh ja. Kohlen holen in Wohlen. Herr Sutter schlägt vor, dass alle Gemeinderäte, im Sinne der, ich zitiere, «praxisnahen Ausbildung in der Legislative einer Gemeinde» einmal pro Monat ihre ungelösten Probleme mit einer Erwachsenen-Schülergruppe besprechen, lösen und dazu erst noch Kursgeld zugunsten der notleidenden Gemeindegassen einspielen. Des is a Gaudi. Leider fällt sein Antrag durch, jener des Gemeinderates allerdings auch. Als Herr Dietenheim dem Vorstandsvorsitzenden coram publico einen Batzen für das nächste Bier spendiert, ist's für den Vizegemeindepräsidenten fertig lustig. Er will die Versammlung platzen lassen. Seine Kollegin und Kollegen überreden ihn. Schade, das wär was gewesen.

Als Nächstes will die Gemeinde eine Liegenschaft kaufen, weil die Gelegenheit, scheint's, so günstig ist. Nun gut, zwar hat man kein Geld, dafür weiss man nicht, wie man das Gebäude in Zukunft nutzen will. Macht doch nüt. Als ein fachkundiger Bürger (nein, nein, nicht der Schreibende) Fragen zu besagtem Geschäft stellt, da wird er allen Ernstes unter anderem auch darauf hingewiesen, dass dies nicht der passende Ort sei, sich finanztechnisch profilieren zu wollen. Momol, man hätte mir diese schnoddrige Antwort geben sollen. Hoppla, fast hätte ich es vergessen: Auch dieser gemeinderätliche Vorschlag ging bachab. Und ich vorzeitig nach Hause.

Vom Hopp-Ring und dem Telumpf.

„Erstaunlich, wie man(n) weiblicherseits als Vater gemustert wird, der mit seinen beiden kleinen Kindern werktags, ausserhalb der allgemein gültigen Ferienzeit, in der Stadt herumspaziert. Den besorgten Blicken nach zu urteilen, ist man entweder Alleinerziehender, Witwer, Geschiedener mit Besuchsrecht oder bestenfalls noch Pantoffelheld.“

Bereits beim Zmorgemache ist Krisenmanagement angesagt. Sekundenbruchteile – beachten Sie übrigens die sinnige Schreibart des Wortes «Sekunden-

bruchteile» – nachdem Mamas Lieblings-tasse, dem Gravitationsgesetz folgend, auf dem Küchenboden zersplittert ist, gilt es, sich blitzartig zu entscheiden: Soll das Überkochen der Milch (noch drei Zentimeter unter dem Pfannenrand, Tendenz rasch steigend) oder das sich gleichzeitig anbahnende Ausleeren der Blumenvase unter Regie von Patrick (1) verhindert werden? Panterhafter und instinktiver Sprung zur Milch, derweil es im Wohnzimmer quasi synchron dazu tätscht. Resultatübersicht: Vase noch ganz, Blumen sosolala, bloss die Wasser-

lache auf Tischtuch, Stuhl und Teppich stinkt. Von wegen Instinkt. Claudia (4) geht, wie jeden Donnerstag, mit der ihr eigenen, überschäumenden Lebensfreude in die Spielstube Wohlen zu Maria Münger und Marcella de Zordo. Vater B. hingegen kümmert sich gründlich um den Haushalt, saugt Staub, putzt Fenster, nimmt Böden auf und klopft Teppich. Und obwohl körperlich durchtrainiert, bin ich nach drei Stunden schweissgebadet, nudelfertig. Zwei aufeinander folgende Vita Parcours nehmen sich dagegen wie ein fröhliches Einlaufen aus. Claudia-Darling würdigt die väterlichen Anstrengungen denn auch bei ihrer Rückkehr: «Ouu, lueg emau die schöne Fänschter!» und drückt mit ihren beiden Händen mehrmals gegen die Scheiben. Es richtiges Schätzli.



Als ich den Gärtner zu spielen versuche, klingelt es. Claudia sprintet, in gewohnter Manier, zum Telefon. Noch heute ist unklar, wer angerufen hat. Claudia hat der Anruferin klipp und klar gesagt: «Dr Papa het kei Zyt, as Telumpf z'cho.» Und überhaupt: «Muesch nümm alüte.» Hoffentlich war es nicht die Erbtante. Patrick wirft seinen Glasschoppen nach gehabter Verpflegung kurzentschlossen und in verdankenswerter Weise die Wendeltreppe runter, im hohen Bogen, schwupps. Nach ungefähr einer halben Stunde sind die Spannteppiche wieder scherbenfrei. Ihr am Vortag in einem Spielwaren-Fachgeschäft für Fr. 6.90 käuflich erworbener Hopp-Ring hat seinen Geist und Claudia demzufolge ihren Glauben an die Freizeitindustrie aufgegeben. Ich packe unsere beiden Lieblinge unter den Arm, renne zum Postauto und marschiere, einmal am Bahnhof angekommen, auf Anraten einer Nachbarin, zum Ryfflihof. Für nur Fr. 3.90 ist ein, wie sich herausstellen wird, wesentlich stabilerer Hopp-Ring zu haben. Töchterli will ihren nigelnagelneuen Hopp-Dings (früher als Hula-Hopp-Ring bekannt) umsverworfen selber durch die Lauben tragen. Allen Leute zeigt sie freudestrahlend den Hopp-Ring, die Wenigsten interessieren sich aber wirklich dafür, mit Ausnahme derjenigen, die beinahe darüber stolpern. Wie Patrick zu allem auch noch einen seiner Schuhe in hohem Bogen wegschmeisst, bleiben wir unvermittelt stehen. Eine mittelalterliche Lady läuft auf mich auf. Lautstarkes Geschrei, ob ich denn nicht aufpassen könne, das sei ja Blödsinn, mit zwei kleinen Kindern in der Stadt, bei so vielen Leuten. «Es haben halt nicht alle Leute das Glück, gleich als Erwachsene auf die Welt

kommen zu können!», rufe ich ihr zornig nach. Blödi Chue, Zwätschge.

Zu Hause angelangt, da will Claudia aber nicht hoppen, sondern mit Papa, Patrick und Freundin Iris auf den Vita Parcours. Henusode. Und so machen wir denn wenig später im Wald unsere Übungen, Papa mit einem lachenden Sohn auf den Achseln. Beugen, Strecken, Hüpfen, Wippen. Ich wundere mich noch, wie scheinbar mühelos und mit welchem Tempo Claudia und Iris eine bestimmte Stelle meistern, Papa hingegen «überstellt» es dort gewaltig. Instinktiv (...) halte ich Patrick in die Höhe, damit er nirgends an- oder aufschlägt. Mit Erfolg. Abends zähle ich am Körper hingegen vier riesige, optisch sensationell anmutende Blutergüsse und einen überdehnten Rückenmuskel.

Unter uns: Meine Frau hat einen zweiwöchigen Fortbildungskurs gebucht, ich... «Ferien». Die beiden Hausmannswochen haben mein Selbstvertrauen aber enorm gesteigert. Diskussions- und hemmungslos betrete ich seither Damentoiletten in Hauptbahnhöfen oder Shoppingcenter. Nur dort gibt es nämlich Wickeltische.

Nur Fliegen ist schöner.

“Es gibt Leute, denen wird nachgesagt, sie seien richtige Glückspilze. Anderen wiederum klebt das Pech förmlich an den Sohlen, währenddem weitere Zeitgenossen mit Fettöpfchen an den Füßen geboren werden. Und selbstverständlich gibt es noch jene, die sich selber immer und immer wieder in den unmöglichsten Lebenssituationen wiederfinden. Ich gehöre zur Sorte der Letzteren, zu den Realsatirikern.”

Sonntagabend auf dem Flughafen München, Swissair-Kurs nach Zürich. Noch bevor das offizielle Zusteigen für Kreti&Pleti beginnt, gehen bereits einzelne Passagiere an Bord der Swissair-Maschine, vornehmlich Mütter mit Kindern sowie VIPs. Dass noch «vorherer» bereits ein ungleiches maskulines Duo in der hintersten Reihe Platz genommen hat, das bemerkt niemand. Auch Cousin Urs und ich nicht. Noch nicht.

Für die Statistiker unter unseren Leserinnen und Lesern: Das Flugzeug verlässt München pünktlich. Und so könnte man die soeben begonnene Kurzgeschichte völlig unspektakulär ad acta legen, hätte... hätte es nicht plötzlich und ohne Vorwarnung in der hintersten Reihe Stunk gegeben. Erst als die zweite Hostess, pardon, erst als die zweite Flugbegleiterin an uns vorbeispedet, da drehen sich Cousin Urs und ich, vier Reihen weiter vorne sitzend, nämlich gelangweilt um. Zwei Herren, einer davon in Handschellen, liegen sich in der Wolle, schreien herum wie am Spiess, traktieren sich mit den Fäusten. Die beiden Swissair-Mitarbeiterinnen versuchen ladylike in

den ungleichen Kampf einzugreifen, vergeblich. Eine davon ruft uns, in allerhöchstem Berndeutsch: «Lueget doch nid eifach zue, chömet mer cho häfel!» Mir chöme.

Obwohl keine ausgewiesenen Experten im Analysieren von handfest ausgetragenen Konfliktsituationen, bemerken wir rasch, worum es geht. Ein untersetzter, kräftig gebauter Südländer drescht gnadenlos auf ein körperliches Federgewicht ein, welches psychisch und, vor allem, physisch überfordert ist. Wie sich herausstellt, handelt es sich beim Leichtgewicht um einen Zürcher Kantonspoli-



zisten, der einen südamerikanischen Delinquenten nach Zürich überstellen soll. Überstellen ist gut, überstellt hat es vor allem ihn.

Als Zweimeter-Mitmensch mit dreistelligem Körpergewicht lange ich mal kräftig zu und setze beide Streithähne, das Hebelgesetz ausnützend, lehrbuchmässig wieder in ihre Sitze, sogar in der dafür vorgesehenen Körperhaltung. Die Lage beruhigt sich nur zögernd. Derweil die bildhübsche Bernerin uns bittet, «sicherheitshalber» hinten zu verbleiben, da werden alle übrigen Passagiere nach vorne auf die noch freien Sitze komplementiert; das Schlachtfeld sozusagen weiträumig ausgezont. Der Südamerikaner schreit wie ein Wahnsinniger und spuckt nonstop fremde Leute an. Wohl nicht zum ersten Mal in seinem Leben, selbst aus ungefähr fünf Meter Distanz trifft er mit verblüffender Regelmässigkeit.

Cousin Urs, jetzt rechts vom zu Überstellenden sitzend, der Freund und Helfer links davon und ich, den klassischen Schwitzkasten von hinten praktizierend, halten den Mann in Schach. Dann: Blitzschnell öffnet der seine Hosen, bedeutet uns, dass er schnell muss. Der Kapo weiss nicht, wie er entscheiden soll. Nachdem sich Cousin Urs vergewissert hat, dass der Delinquent unbewaffnet ist, begleiten wir ihn zu dritt zur Toilette, Kapo voraus. Noch bevor wir dem Polizisten zurufen können, er solle seinen Fuss zwischen Türe und Rahmen setzen, hat sich der Mann eingeschlossen. Das Unheil nimmt seinen Fortgang, der Südamerikaner beginnt damit das WC zu demolieren, dass es nur so tätscht und tuet; unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

«Unsere» Bernerin bringt den Alles-Öffner. Zu dritt – ohne Bernerin, mit Kapo – stürzen wir uns auf den irre Gewordenen, zerren ihn aus dem Kabäuschen. Die Schlägerei geht, nach einem «Inneren Brienzer» meinerseits, minutenlang auf dem Boden der Kabine weiter. Käser Adi und Rüfenacht Silvio wären stolz auf Cousin Urs und mich. Irgendwann sitzen Cousin Urs, Delinquent und Kapo wieder, ich stehe als Wachmann dahinter.

Inzwischen, so sagt uns die Bernerin, hat der Captain Klotten kontaktiert, damit die Kapo den südamerikanischen Schläger sofort nach der Landung in Empfang nimmt. Vorher greift dieser aber noch zu seinem Füllfederhalter und sticht damit in die Nase. Wir entreissen ihm das Gerät, es geht kaputt. Blut hier, Blut da, Blut überall, Tinte hier, Tinte da, Tinte überall. Ein richtiges Happening. Die Prügelei geht munter weiter. Es ist das erste und einzige Mal, dass ich einen Landeanflug mit offizieller Genehmigung stehend erlebe. Zum Schluss verlangen Besatzung und Kapo zwar nicht gerade ein Autogramm von Cousin Urs und RamBo, wohl aber Adressen und Telefonnummern. Weil im Flugzeug selber niemand so richtig mitbekommen hat, weshalb wir als Schläger amtieren mussten, betrachteten uns die Leute bei der Gepäckentgegennahme mit Abscheu und Verachtung. Pfui.

Die Bernerin hat sich bereits am nächsten Tag bedankt, telefonisch, ihre Arbeitgeberin vier Wochen später, die Kapo Zürich überhaupt nicht.

Air Force One.

«Irgendeinmal kommt der Moment im Leben vermutlich eines jeden Menschen, wo es nach einem einsam gefällten Entscheid kein Zurück mehr gibt. Der Kauf eines Eigenheims mag ein derartiger Entschluss sein, der Abschluss einer Lebensversicherung vielleicht, das Ja-Wort vor dem Traualtar ein anderer. In unserer heutigen Realsatire spielt der Lift eines Genfer Hotels eine zentrale Rolle, zwei Herren mit Namen Reagan und Gorbatschow ebenfalls. Die ungeheuerliche Tat geht auf das Jahr 1985 zurück. Unterhaltend ist sie allemal. »

Sie seien zu fünft für die Betreuung der im Weissen Haus akkreditierten Journalisten während des Reagan/Gorbatschow-Gipfels in Genf verantwortlich, sagt der Vertreter einer US-Mission am anderen Ende der Telefonleitung. Und für deren Empfang im Hotel Intercontinental sei er auf der Suche nach weltweit bekannten Schweizer Präsenten für 300 Nachttischli. Swatch, Fendant und Armeemesser hätte er bereits. Ob wir (ich war damals noch bei Suchard-Tobler in Neuchâtel beschäftigt) mit dreihundert 400-Gramm-«Toblerönern» mitmachen könnten. Klar können wir. Sure. Mit der mir in die Wiege gelegten Bescheidenheit sowie der Eigenschaft eines ewig talentierten Fotografen, frage ich zum Schluss so ziemlich unverfroren, ob es denn irgendwie möglich sei, dem historischen Treffen beizuwohnen, d'Nase z'vorderscht. Jetzt oder nie, it's now or never. Er glaube das kaum, versichert der Gesprächspartner glaubhaft, es gebe riesige Sicherheitskontrollen, bei der Journalaille sowieso. Für welche weltbedeutende Publikation ich, wenn schon, denn fotografieren oder schreiben würde?

«Für unsere Personalzeitung, die SUTO PRESS», und da gibt es sogar einen Exklusivbericht über einen gewissen Henry Kissinger vorzuweisen, weil der gebürtige Fürther einmal Zugpferd an einem Suchard-Tobler-Symposium war «und ich Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen», lautet die schicksalsschwere Antwort.



Der Diplomat ist beeindruckt, vor allem als er Textpassagen vorgelesen bekommt. Der Ex-US-Aussenminister erweist sich für mich als Schlüssel zum Erfolg. Wer Henry K. schon mal journalistisch aufbereitet hat, der kann so schlecht gar nicht sein. Ha! Ich solle, so heisst es, «am kommenden Mittwoch exakt – exakt! – um 13:30 Uhr einen genau beschriebenen Lift im Hotel «Interconti» besteigen, hinauffahren und, im Lift, auf weitere Anweisungen warten». Er wolle sehen, was sich machen lässt. Versprechen könne er allerdings gar nichts. Und überhaupt, wie ich denn aussehen würde? Wie in einem Spionagethriller.

Mittwoch: Als der grosse Uhrzeiger im «Interconti» sich der magischen 30 nähert, da wird meine Kehle trocken, der Puls flattert, der Magen rumort, das Herz fällt in die Hosen, die Knie versagen ihren Stützdienst, Schweiss perlt auf der Stirne und unschöne Szenen vom gewaltsamen Ende einiger Spione kommen mir in den Sinn. Anyway: Rein in den Lift, so eine



Chance kommt nie wieder. Zusammen sind wir elf adrett gekleidete Amerikaner, tschäggeti Hose, weisse Kurzarmhemden, Krawatten, «How are you?». Etage um Etage nimmt unser Lift an Inhalt ab, zum Schluss, ab 10. Stockwerk, sind wir noch zu zweit. Die Spannung ist unerträglich. Plötzlich drückt «der Andere» den Stopknopf. «Bornhauser?» Er würde bestreiten, mich jemals gesehen zu haben, und lässt auffällig einen hochoffiziellen Ausweis hochinoffiziell auf den Boden fallen. Der Lift fährt weiter, im nächsten Stock steigt der Unbekannte aus, «Good luck!» Ich bücke mich und betrachte die Karte. Seit einigen Sekunden bin ich jetzt offizielles Mitglied der AF1. AF1 steht für Air Force One. Das ist ja «bloss» das Flugzeug des Präsidenten. Einen Namen hab ich auch, aber der sei selbst hier nicht verraten.

Das ungefähr 64 cm² grosse AF1-Kärtchen öffnet mir Tür und Tor, erst einmal jene zum Internationalen Pressezentrum. Sofort decke ich mich mit herumliegenden Pressecommuniqués ein, tue wichtig (was mir nicht eben schwerfällt), «talke» mit den Kollegen Hug (Schweizer Fernsehen), Kronzucker (ZDF), Friedrichs (ARD), Ronald Reagan jun. (Playboy) und Tom Brokaw (CBS) «small», kaufe eine günstige, aber seither nie mehr gebrauchte Nikon-Reporterjacke und fotografiere sicherheitshalber Grossfotos der beiden Hauptdarsteller. Just in case, falls wir uns nicht persönlich vorgestellt werden sollten, beim gemeinsamen Znacht, oder so. Ansonsten tut sich vorerst nicht sehr viel. Immerhin ist eine Pressekonferenz der US-Delegation «vor ausgewählten Vertretern der Weltpresse» um 5 p.m. angesagt; also disloziert die Medienprominenz wieder zurück ins

«Interconti». Dort kommt es dann zu einer dramatischen Begegnung: Hansueli Trachsel vom «Bund» muss vor der Türe bleiben. Zum Glück für mich reklamiert er nicht lautstark, wie er Schoggi-Bo reinspazieren sieht (als ich ihm the day after auf Anfrage seinerseits die Geschichte im Detail erzähle, da meint er trocken: «Das ist so unglaublich, das darf ich ja nicht mal publizieren!»).

Bevor es zu offiziellen Verlautbarungen zuhanden der akkreditierten White House- und Chocolate-Press kommt, ist die Ankunft von US-Aussenminister George Shultz angesagt. Marsch zur Empore, wo die Meute den Eingang des Hotels überblicken kann. Warten auf George. Plötzlich Reifenkreischen, Hoteltüren auf, Sicherheitsbeamte rein, der US Secretary of State kommt. Dann, plötzlich Panik. Die Lady neben mir beginnt zu schreien – «USA, out of Nicaragua!» – und schmeisst etwas Undefinierbares hinunter, knapp am Kopf von George Shultz vorbei. Die Bodyguards zerren Shultz aus dem vermeintlichen Gefahrenbereich. Geistesgegenwärtig fotografiere ich die Szene (komme später allerdings weder beim «Bund» noch bei «Magnum» dazu, die Bilder zu vermarkten). Blitzschnell sind die Sicherheitsbeamten oben, die Dame überwältigt. Mir wird es schwarz vor Augen – jetzt kommt der grosse Schwindel raus. Personenkontrolle ist angesagt. Ich sehe mich bereits in den Klauen von FBI und CIA. You only live twice. «Hey man», sagt einer der Typen der Security, ich solle ihm schnell helfen. Ungläubiges Staunen. Der Ausweis! Als AF1-Mann gehöre ich ja zu «denen». Ende gut, alles gut. Anschliessend schleiche ich mich jedoch rasch davon, höre noch kurz Präsidentensprecher Larry Speakes zu und verdufte unbemerkt. Als AF1-Vertrauensmann des Präsidenten weiss man ja schliesslich, was sich gehört.

Jerzy Grzkrnjewski möchte eine Parkbusse.

„Jürg Hofer macht «sie» für Radio ExtraBERN, ein gewisser Beat Neuenschwander hat «sie» seinerzeit für Radio Förderband produziert. «Sie», das sind die sogenannten Jux-Telefone, um mitverfolgen zu können, wie mehr oder weniger prominente Zeitgenossen auf ungewöhnliche Situationen reagieren. Amüsant und interessant sind nicht bloss die Ausstrahlungen, interessant sind vor allem jene Gespräche, deren Ausstrahlung untersagt – sprich, verboten – wird. Hier einige Kostproben von alias Beat Neuenschwander, der übrigens mit dem Schreibenden identisch ist.“

«Mein Freund aus Warschau, Jerzy Grzkrnjewski, hat mit seinem Mietwagen unmittelbar hinter mir parkiert. Ich habe eine Busse erhalten, Jerzy nicht. Weshalb nicht? Wissen Sie, weil Jerzy Mitglied der

Solidarnosc und solidarisch mit mir ist, möchte er jetzt ebenfalls eine Busse für sein Fehlverhalten. Was muss er tun? Kann er bei Ihnen vorbeikommen?» Die Stadtpolitesse ist ratlos. Falls sein Wagen nicht verkehrsbehindernd da gestanden, aber als Mietwagen (mit dem «V» auf der Nummernplakette) klar erkennbar gewesen sei, drücke man bei Touristen oftmals beide Augen zu. «Zudem», so die vorerst freundliche Frau (spasseshalber?), «seien die Mietgebühren in der Schweiz für Autos derart hoch, dass eine Busse im Mietpreis fast drin liege.» Soso. Als sich Beat Neuenschwander samt Telefon und verstecktem Tonband zu erkennen gibt, ist rassig fertig lustig, die spontane Ausdrucksweise der Impolitesse nicht einmal hier druckreif. Selbst angeheiterte Damen aus dem «Horizontalen» pflegen vermutlich keinen derartigen Jargon. Mon Dieu! Vielleicht besser, wird den Hörerinnen und Hörern von Radio Förderband die Ausstrahlung vorenthalten.

«Ich heisse Beat Neuenschwander, bin 19 Jahre alt und sollte nächstes Jahr in die Rekrutenschule, will aber nicht, weil ich einen Gewissenskonflikt habe. In den Knast möchte ich aber auch nicht. Weil Ihr Land die Fahne für Freiheit und Gerechtigkeit hochhält, möchte ich Sie fragen, ob es mög-



lich ist, bei Ihnen politisches Asyl zu erhalten?» Das bekommt erst einmal die überforderte Telefonistin der amerikanischen Botschaft zu hören. Sie verbindet. Mit der Konsularabteilung, wobei ich zuerst beim Kultur-Attaché auf dem Tischlande (vorausgesetzt, sein Telefon stehe auf dem Pult). Der langen, langen Rede kurzer Sinn: Bevor ich nach insgesamt 17 Minuten (!) vom Generalkonsul himself den Tipp erhalte, «den UNO-Hochkommissar für das Flüchtlingswesen» (...) anzurufen, wird mir auf der Embassy zweimal der Hörer aufgelegt, worauf ich wieder von vorne bei der Telefonistin beginne («Hello, it's me again, Beat Neuenschwander!»). Insgesamt spreche ich mit sieben Leuten, mit einigen sogar mehrmals. Auch hier: Das diplomatische «Njet!» aus der Presseabteilung für eine Ausstrahlung am Radio ist definitiv.

«Marcus Aurelius ist mir zugelaufen.» – «Wer, bitte schön, ist Marcus Aurelius?» – «Das ist Ihr Hund.» – «Unmöglich, ich habe keinen Hund.» – «Klar, logisch, das Tier ist zur Zeit ja bei mir.» So fängt ein Gespräch mit dem Berner Mundart-Rocksänger an. Einem Sänger der zusehends nervöser wird, als Beat Neuenschwander darauf besteht, einen ... Bernhardiner vorbeizubringen, weil jener, ohne Hundemarke umherstreunend, angeblich ein Medaillon trägt mit der Inschrift, «Ich heisse Marcus Aurelius und gehöre..... Undsoweiterundsofort». «Und die Telefonnummer stimmt ja auch, sonst hätte ich Sie ja nicht erreicht.» Dann wird dem Sänger kundgetan, Marcus Aurelius hätte bereits für 40 Franken Filet gegessen. Vollends die Rockröhre verschlägt es dem Mann, als er von Beat Neuenschwander für seinen Hit «Grüeni Banane» gewürdigt wird. «Das

isch vom angere, vom Räber.» Bei der Auflösung des Rätsels meint Dingsda nur ganz sec: «U itz? Isch das luschtig?» Ausstrahlen dürfen wir das Gespräch zwar, nicht aber für die erste der beiden Tonbandkassetten von Radio Förderband mit den lustigsten Telefongesprächen verwenden. Aha, ja, selbstverständlich ging es hier um Polo «National» Hofer.

«Einer meiner Klienten in Norddeutschland besitzt ein weltbekanntes Gestüt. Leider ist das hoffnungsvollste Springpferd extrem kurzsichtig; es läuft ständig auf die Hindernisse auf. Ich weiss, dass Sie die Kapazität auf dem Platz Bern sind. Können Sie uns Kontaktlinsen für das Pferd anfertigen?», heisst es bei einem stadtbekanntem Optiker. Der Mann weiss nicht, wie ihm geschieht. Als Beat Neuenschwander ihm dann noch vertraulichst sagt, der Gestütsbesitzer werde, sollte das Vorhaben gelingen, das Ross aus lauter Dankbarkeit auf den werbewirksamen Namen «Bern» taufen, und Stadtpräsident Werner Bircher würde deshalb gerne helfen, im Erlacherhof eigenhändig Test-Hindernisse aufzubauen, damit wir sofort sehen könnten, ob die diversen Kontaktlinsen-Typen taugen, da geht der Optiker ernsthaft auf die Anfrage ein.

Gegen eine Ausstrahlung hat Herr Optiker spontan nichts. Erst zwei Tage später trifft ein Chargébrief des Optiker-Anwalts ein. Darin stellt er Forderungen, über die selbst das Pferd «Bern» wiehern muss.

Vater im Zwielight.

“Ein hartnäckiges Gerücht will nicht verstummen: Böse Zungen behaupten nämlich schon nicht mehr bloss hinter vorgehaltener Hand, dass der Autor dieser Realsatiren seine Gattin nur deshalb im Spital Teilzeit arbeiten lässt, damit er solo auf die Kinder aufpassen darf und ohne grosse Krea(k)tivität zu einer nächsten Kurzgeschichte kommt. Auch die heutige Episode ist leider nicht dazu angetan, diese Bösartigkeit zu dementieren und aus der Welt zu schaffen.”

Schwimmbad Aarberg. Gemütlich suchen sich Claudia, Patrick und Papa ein schattiges Plätzchen für einen kurzweiligen Aufenthalt. Kaum aus- und umgezogen, mit Schwimmflügel und Sonnenhut bestückt sowie grossflächig mit Sonnenschutzfaktor 50 («Äquator Spezial») überzogen, stolpert Pädü über eine Sporttasche. Ein Riesengeschrei, molto furioso. Der Bub kann sein rechtes Auge nicht mehr öffnen, eine Blutströpfchen ist zu sehen. Auch das noch. Das zahlreich anwesende Volkstribunal hört und schaut zu. Im Stil eines alten Haudegens öffne ich das Äuglein gewaltsam mit Daumen und Zeigefinger: Erleichterung, zwei kleinere Schürfungen nahe des Auges sind am Blutstropfen schuld, das Auge unverletzt. Ein brillantes väterliches Ablenkungsmanöver, «Wosch e chly Coca?», bringt den Buben auf andere Gedanken (anders ausgedrückt: zum Schweigen).

Eine halbe Stunde später. Die beiden Wasserratten springen mit Anlauf ins Bassin zu Papa. Plötzlich ver stolpert sich Patrick beim Absprung, schlägt mit dem Kopf am Bassinrand auf, fällt aber trotzdem noch, nach misslungenem Auer-

bach-Salto, ins Wasser. Als er wieder auftaucht, ist er blutüberströmt. Ich packe ihn, nehme ihn auf den Arm und versuche, unauffällig (...) eine Schadensinventur vorzunehmen, schliesslich war ich im Militär auch Zugsanitäter. Auf bewährte Stichworte wie «Cocal!» oder «Glace go ässe!» stellt er seine Sirene für Sekundenbruchteile ab, für mich das Signal, dass die Rega wohl nicht bemüht werden muss. Junior hat sich happig auf die Zunge gebissen, deshalb das fürchterliche Bluten. Auf dem Weg zur Toilette – Sohn und Vater mittlerweile blutüberströmt – vergrössert sich mit jeder Sekunde die Blutspur hinter uns, und mit ihr die daherrennende Schar neuGIERIGer Kinder, in welcher auch mehrere Erwachsene, wohl Vertreterinnen des Volkstribunals, auszumachen sind.

In der Toilette angelangt, schlage ich die Türe vor der gaffenden Meute zu, päng! Claudia schreit, weil Patrick schreit. Und umgekehrt. Teufelskreis nennt sich das dann wohl. Die Blutung lässt sehr schnell nach, aber erst jetzt merke ich, dass Patrick ebenfalls eine tiefe Schramme unter dem Kinn hat. Sicherheitshalber der Weg zum Sanitätsposten. Unterwegs treffe ich auf einen Arbeitskollegen, auf Jules Gottardo. Sein Urteil: «Das muss genäht oder geklebt werden, vermutlich geklebt.» – «Sind Sie sicher?» – «Klar, unser Bub musste mit Ähnlichem schon viermal ins Spital.» Aha, ein Routinier also. Schöne Aussichten. Der herbeigerufene Bademeister und Bobo-Profi, Roland Hügli, bestätigt die Diagnose von Dr. Jules Gottardo. Weil mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs, bringt uns

Roland Hügli mit seinem Auto vor den Augen vieler Schaulustiger ins Spital. Wenn Mama das erfährt...

Dr. Florence Germiquet untersucht den kleinen Patienten und macht sich ans Kleben, wie von den Kollegen Gottardo und Hügli vorausgesagt. Erst im Spital merke ich, dass ich Pädi einfach Hosen über die noch nassen Badehosen gezogen, aber vergessen habe, ihn mit einer Windel auszustatten. Kurskorrektur. Nach zehn Minuten können wir das Spital verlassen. Die Wartezeit von 70 Minuten auf das nächste Postauto wollen wir mit einem Glace-Kauf (Sie erinnern sich, eines der Zauberwörter) bei Coop verkürzen. Noch vor der Bushaltestelle Aarberg



Zeter und Mordio. Claudia kommt dahergerannt, mit einer blutüberströmten Hand, ausgerechnet jener, die sie sich zehn Tage zuvor bei einem Sturz über unseren Holzkohlengrill im Garten zünftig verbrannt hat (ansonsten sind wir aber eine ganz normale Familie). Ich rate ihr, die Hand im Brunnen vor der Post zu waschen, damit wir sehen können, was passiert ist. Hysterische Anfälle sind das

Resultat. Ich wähe mich im falschen Film. Wartende Postautokunden erhalten eine Live-Lektion in Kinderpsychologie zum Nulltarif.

«Was meinsch, was seit äch d'Mama, wenn ig ihre das hüt Abe am Telefon verzelle?», fragt die inzwischen eben verpfästerte Claudia später im Postauto. Die Antwort ist voraussehbar und trifft zu Hause wirklich zu: «Was verzellst du für ne Blödsinn, Claudia? Chumm, gib mer dr Papa as Telefon!»

WWF = Wir Wollen Flugzeuge.

«Ist es in unserem Land eigentlich von Vorteil, einer starken Minderheit oder eher einer schwachen Mehrheit anzugehören? Die Experten sind sich uneinig. Klar ist mir persönlich hingegen, dass die Heimat von Henry Dunants Erben, welche aus Spargründen die Gratisabgabe von Milch an Kinder in Flüchtlingsdurchgangszentren streichen muss, sich aus reinem Gewohnheitstrieb heraus keine unverhältnismässig teuren Kampfflugzeuge leisten darf. Aber sagen Sie das mal laut und öffentlich vor Andersdenkenden.»

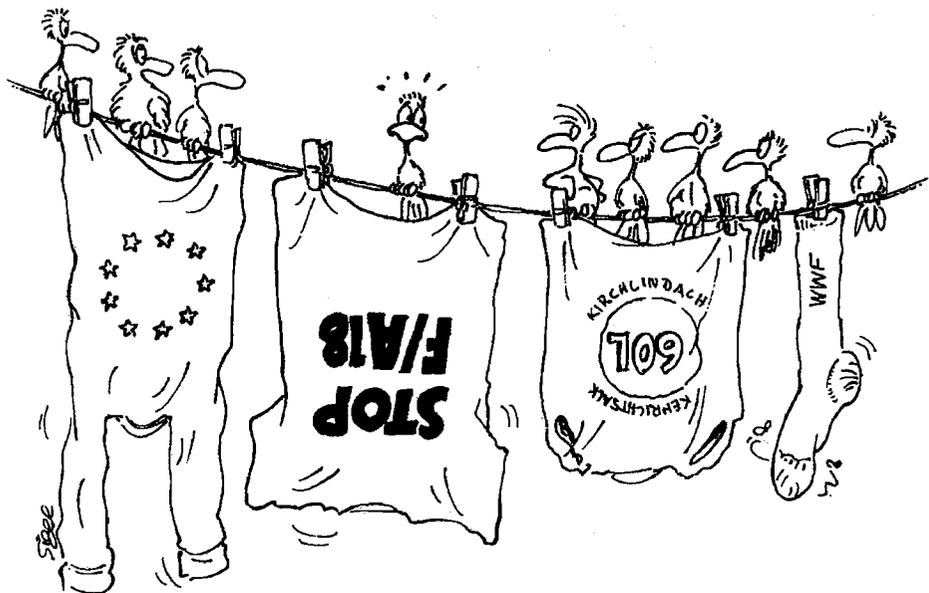
Ich bin weiss Gott kein GsoA-Aktivist, aber auch kein Armee-Fan. Und aus dieser Zwittersituation heraus habe ich ein wunderschönes «Stop F/A-18»-Leibchen bestellt, es erhalten, bezahlt und öffentlich vorgeführt. Als Premiere bei der Männerriege Kirchlindach...

Kaum sitzt das lässige T-Shirt am Leib, da kommt auch schon Bruno, wie von der Hornisse gestochen, in der Umkleidekabine im Tiefflug daher: «Zieh das ab!» – «Spinnsch eigentlech, wäge was äch o?» – «Üse Turnverein isch konfessionell und politisch neutral, und das da das isch e politischi Provokation! Entweder ziehsh das ab, oder ig chume nid cho turnel!» Ratlose Gesichter in der Runde, betretenes Schweigen in der Kabine, niemand ergreift Partei. Vorgelebte Neutralität. Ich bleibe bei meinem Entscheid und laufe mich auf dem Tschuttplatz warm. Nadisna kommen auch die übrigen Mannen, kommentarlos. Bruno fehlt. Was soll der Quatsch? Ich renne zur Umkleidekabine zurück. «Chasch di ja entschuldigel», ruft mir einer nach. Wofür denn? Bruno töjeplet, will nicht

mit einem F/A-18-Gegner im gleichen Boot sitzen, respektive auf dem gleichen Platz turnen. Immerhin finden wir beide zum helvetischen Kompromiss: Das Corpus delicti wird von aussen nach innen gekehrt, «Schybe kehrt» sozusagen, dafür kommt Bruno turnen. Als ich ihm in Aussicht stelle, beim nächsten Mal mit einem Europa-Leibchen, blau mit güldenen Sternen, daherzukommen, da ziehen wieder Gewitterwolken auf. Vielleicht versuche ich es mit einem grau-gelben, gemeindeeigenen Ghüdersack, 60-Liter-Version, aus Kirchlindach als passendes Outfit. Aber das wird ihm auch nicht passen, schätze ich.

Auf dem Weg zur Post Wohlen, mit Klein-Patrick auf den Schultern, kommt man automatisch auch an der Gemeindeverwaltung vorbei. Jemand hat dort das gemeindeeigene Enfant terrible gesehen und die Verwaltung alarmiert, denn plötzlich sind hinter den Vorhängen die verschiedensten Gesichter auszumachen. Was für ein Ereignis! Quel spectacle! Bornhauser im Anti-Flugzeug-T-Shirt! Hoffentlich ist deswegen nicht die Arbeit liegengeblieben. Am Weekend, während dessen meine Frau im Spital Teilzeit arbeitet, fahre ich mit unseren beiden Kindern auf dem Velo übers Land. Es ist schlicht unglaublich, wie die Leute unaufgefordert reagieren. Vom spontanen «Super, das Lübli!» bis zum ebenso spontanen «Wotsch du Lappi üses Land mit dyne zwöi Velo verteidige?» ist das ganze Spektrum an Meinungen zu hören. X-fach. Und ungefragt. In der Migros Hinterkappelen lässt ein schätzungsweise Gleichaltriger vom Stapel: «Fingsch das





guet, das T-Shirt?» Nun, zufälligerweise spreche ich akzentfrei Amerikanisch und gebe ihm zu verstehen, dass ich ihn eben just nicht verstanden hätte. Der Mann spricht seinerseits relativ gut Englisch und wiederholt sein Anliegen mit der Zusatzfrage, ob ich denn überhaupt wüsste, wofür ich da Werbung machen würde.

«Klar, es geht darum, dass die Schweiz keine viel zu teuren Flugzeuge kaufen soll. Ich hoffe, ich habe mich damit nicht in innenpolitische Fragen eines fremden Landes eingemischt. Gegenfrage: Wissen Sie, wofür die Abkürzung F/A steht?» – «Selbstverständlich, das ist Deutsch und bedeutet Flugzeug-Abwehr.» Aha. Ginge es nach diesem Zeitgenossen, WWF hiesse dann wohl folgerichtig «Wir Wollen Flugzeuge»; aber lassen wir das. Nobody is perfect. Wir unterhalten uns noch eine ganze Weile über Patriots und Patriots,

bis wir von seiner Begleiterin unterbrochen werden. «Was sagt er?», will sie als Resümee zum T-Shirt-Dialog wissen. «Er sagt, die Flugzeuge seien doch viel zu teuer für die Schweiz und dass wir uns gescheiter in ein gesamteuropäisches Verteidigungssystem integrieren sollen.» – «Siehst du, das sage ich schon lange, aber das willst du mir nicht glauben. Sag ihm, dass er recht hat!» Leider hat der Mann dafür keine Zeit, denn Zeit ist Geld. Time is money. Und davon hat die Eidgenossenschaft eine ganze Menge. Zeit. Und Geld.

Grosser Bär und Scheues Reh.

“Demnächst ist wieder Kinderfasnacht angesagt. Ich erinnere mich: Die heutige Realsatire haben Patrick, Claudia und Papa live an der Kinderfasnacht Bern 1992 erlebt. An sich könnten wir Ihnen alles auf Video beweisen, wäre jener im Trubel nicht auch noch kaputt gegangen. ☹️

Claudia, als Indianerin, als lustige kleine Squaw verkleidet, mit schwarzer Perücke und so, wundert sich im Postauto: «Wieso säge alli Lüt Indianerin zu mir?» Häuptling Grosser Bär sagt, weshalb. Ughh.

Auf dem Bären- und Waisenhausplatz dann Kinder mit ihren Müttern (oder umgekehrt), so weit das Auge reicht. Väter sind an zwei Händen abzuzählen. Bevor wir aktiv bei den Attraktionen mitmachen, beobachten wir die fröhliche Schar: Hier ein übergrosser Tausendfüssler mit unzähligen Kindern darunter versteckt, dort eine Art Klangkörper-Arena, wo die Kleinen ungeniert drauflos hämmern und unser aller Trommelfell strapazieren können. Nadisna bleibt es nicht mehr beim Zuschauen. Und so nimmt das Unglück seinen Lauf. Claudia will unter dem Tausendfüssler mitlaufen. «Zuvor derst», bitte ich sie, «und rechts aussen, damit ich immer deine schwarzen Schuhe sehe und weiss, wo du bist.» Geruhsam (...) möchte Papa nämlich auf gleicher Höhe mitmarschieren und den Überblick behalten können. Strategie ist das halbe Leben. Die andere Hälfte, die Realität eben, zeigt, wie wenig Theorie und Praxis gemeinsam haben: Relativ rasch verlieren wir in der Menschenmasse den Kontakt zu Tausendfüsslers Kopf und somit zu Schwester und Tochter. Krisen-Management ist angesagt. Ich nehme Patrick samt Buggy unter den Arm und stürme,

so gut es ohne Blutvergiessen halt geht, nach vorne. Als wir endlich zur Spitze aufschliessen, fehlen die schwarzen Schuhe. Panik. Ich schlüpfte unter den Tausendfüssler. Keine Spur der Kleinen.

«Clauuuudia!» – «Von denen habe ich mehrere hier», spottet der Chef des Tausendfüsslers. Nur meine fehlende Zeit hat dem Mann das Leben gerettet. Patrick, Buggy und Papa rennen zurück auf den Bärenplatz. «Claudia! Clauuuudia!» Keine Spur unserer Ältesten. Gezielter Spurt zurück zum Tausendfüssler. Blick unter das Geschwür, hinten, in der Mitte, vorne. Nüt, luuter nüt. Langsam, aber sicher wird mir unwohl. Und was mag wohl in der Kleinen vorgehen, ob einem derartig lausigen Vater? Plötzlich eine Stimme in der Menge: «Suechsch du d’Claudia? Die schieit dort!» Die Stimme des Himmels entpuppt sich bei näherem Hinsehen, schöne Blamage, als Liselotte Walter, eine Bekannte meiner Frau. Weiter hinten steht dann eine tränenüberströmte Claudia auf einer Art Scheiterhaufen gut sichtbar zur Schau gestellt. Nicht mehr als Squaw, sondern eher wie die kleine Jungfrau von Orléans. Die cleveren Organisatoren hatten das Podest erstellt, weil «abzusehen war, dass Ähnliches passieren würde». Danke. Unter den Buh- und Pfui-Rufen der zuschauenden Mütter schliessen sich Claudia, Buggy, Patrick und Papa wieder in die Arme. Fertig Fasnacht.

Um vom Zwischenfall abzulenken, erhalten die Kids erst einmal, als Sofortmassnahme, Popcorn und Coke à discrétion. Dann laufen wir langsam zum Bahnhof



zurück. Bei den Rolltreppen angelangt, rennt Claudia die herunterkommende hinauf: «Chumm sofort abe, Claudia, me geit nid dört ufe, das ich z'gfährlech, chumm dahäre!» Claudia fällt um. Horror, sie könnte mit ihren langen Haaren zwischen die Treppen geraten. Wie ein Stuntman springe ich rüber, rette Made-moiselle vor dem Schlimmsten, vergesse dabei allerdings Patrick & Buggy auf der anderen Rolltreppe. Zum Glück hat ein reaktionsschneller Mitmensch den kip-penden Buggy aufgehalten und Patrick vor einem Salto rückwärts bewahrt. Ich bedanke mich beim Mann. «Passet gschy-der besser uf eui Chind uf», kommt vor-wurfsvoll zur Antwort. Im Postauto ver-

stau ich den Buggy und bitte Claudia, Patrick schnell zu halten. «He Papi, dr Pädi isch pflotschnass.» Schallendes Gelächter in der Menge. Haha, sehr lustig. Coke sei Dank. Dann: Die letzte Handvoll Konfetti aus Claudias Tasche, ich kann es nicht verhindern, bekommt eine ladyhaft aussehende Frau von der Squaw ins Gesicht spendiert. Zeter und Mordio. Zu Hause ziehen die Kinder sofort ihre Klei-der aus und rennen in Richtung Bade-zimmer. Währenddem Claudia und Patrick baden, saugt deren Produzent die Wohnung von schätzungsweise zwei Kilogramm Konfetti sauber. Tschou Chin-derfasnacht.



Arme Armee.

“Bürokraten und Paragraphenreiter sind mir ein Greuel. Feiglinge und Stubenhocker auch. Schön, dass Sie das gleich sehen. Diese vier Spezies von Zeitgenossen lassen sich aber sogar kumulieren. Ja, ja, staunen Sie nur, das hätten Sie nicht gedacht, geill? Nirgends verbindet die Chemie diese 2x2-Komponenten nämlich so rasch und optimal und endgültig wie im...Militär. Und bevor Sie jetzt, lieber Armee-Fan, bereits voreilig nach Luft japsen, mich einen Linksaußen schimpfen und zum Landesverräter stempeln (den man «zensurieren» müsste), lesen Sie am besten die folgende Realsatire. Wäre sie nicht zum Gränne, Sie könnten darüber lachen.”

Beim Füs Bat 111* ist die viertägige Übung «Eiger» angesagt. Der Tenübefehl ist klar: Kämpfer-Oberteil und Ausgangshosen. Kämpferhosen kommen in den Rucksack. Ein Tippfehler auf dem Tagesbefehl? Klar, mit Sicherheit, weil vorsätzlich kann ja niemand, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, einen solchen Schwachsinn befehlen. Und deshalb, denke ich mir, wird sich der Irrtum leicht und rasch klären und beseitigen lassen. Unser Korporal weist, in Ausgangshosen und kopfschüttelnd, auf das Stück Papier hin, ebenso der verängstigte Zugführer, jener allerdings achselzuckend: «Dir heit ja rächt, aber es isch eso befohle.» Ich eile von einem steifen Hut zum anderen, erfolglos. Alle lassen sich von einem Papierfötzel terrorisieren. Befehl ist Befehl. Heiland! Jemand kann diesen Blödsinn mit dem Bat-Kommandanten doch checken. Können schon, aber wollen nicht. Fazit: Vier Tage und Nächte kämpfen wir in den Ausgangshosen in

der Gegend rum. Zum Schutze des Vaterlandes und der Kämpferhosen. Weil es ja so befohlen ist. Bireweich.

Planung ist alles – sofern man sich seriös damit beschäftigt. Dass es im Militär durchaus auch anders geht, belegt ein Beispiel stellvertretend für viele andere (in einem einzigen EK!): Ein ganzer Tag ist für das Gefechtsschiessen reserviert. Ziel: Alle Wehrmänner haben zu erfüllen. Wir Funker müssen einen Glanztag erwischt haben, denn um 11:00 Uhr haben wir erfüllt, trotz Schneefall und eiskaltem Wind. Weil das Einrücken erst per 17:00 Uhr vorgesehen ist, müssen wir wie Verdingbuben sechs Stunden im Wald ausharren. Unser Vorschlag, vorzeitig in die Truppenunterkunft zurückzukehren und am Nachmittag etwas anderes, Nützlicheres zu machen, wird von unserem Zugführer bedauernd abgelehnt: «Wenn uns der Kadi sieht, gibt's einen Riesenkrach, wie gestern, als wir zehn Minuten zu früh in die Unterkunft zurückgekehrt sind und er deswegen ein Affentheater veranstaltet hat.» Mir ist, als hätte ich eine ähnliche Szene schon mal gesehen, mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle. «Die Caine war ihr Schicksal» heisst der Streifen.

Und weiter im Text: Mitten in einer Übung müssen wir einmal unsere Tätigkeit unterbrechen und auf einen Hügel eilen. Hopp, sofort! Der Grund: Eine Brieftauben-Demonstration steht unmittelbar bevor. Wow! Wir alle staunen pas mal, wie exakt acht Tierchen anreisen: Mit eigenem Lastwagen(!), zwei Chauffeuren und drei Brieftauben-Soldaten. Damit es auf



dem Lastwagen nicht allzu unbequem wird, hat es sich einer hinten auf der Ladefläche mit einem Gartenstuhl bequem gemacht. Die Tauben entschwinden dann alle, im Sinne der Demo, in eine einzige Himmelsrichtung. Ihre drei Herrchen nehmen es weniger eilig. Weshalb auch? Schliesslich haben sie ja den Lastwagen jetzt für sich allein. Merke: Brieftaube und Brieftauben-Soldat müsste man in diesem Land sein.

Fahnenabgabe, im strömenden Regen. Das Feld präsentiert sich im knöcheltiefen Pfludi. Schuhputzen ist angesagt. Geits no? Wozu denn? Drei Schritte und alles steht vor Dreck. «Bornhuser, das gilt o für euch!», heisst es unmissverständlich. Klar, irgendwer hat es ja sicher wieder befohlen. Immerhin dürfen wir die Pelerine mitnehmen (ist ja wirklich nicht selbstverständlich). Wie wir beim Acker ankommen, die Schuhe nach drei

Schritten Ton in Ton mit dem Morast, kommt ein neuer Befehl: «Die Pelerine bleibt auf dem Lastwagen!». Befehl des Bat-Kommandanten (dem, dies nur nebenbei, als Einzigem im Bat die Nackenhaare weit über den Kragen ragen). «Das Perfideste an der Macht», so bemerkt einer leichtfertig, «ist deren Missbrauch.» Unser Land kann sich glücklich schätzen, noch nie den Ernstfall erlebt zu haben.

(* = Aus militärstrafrechtlichen Gründen musste die tatsächliche Einheits-Einteilung verändert werden, die Zahl 111 ist rein zufällig. Der Autor hat jedoch den hier beschriebenen EK im Simmental – unter Bat-Kommandant K. – selber absolviert und die hier erwähnten Erlebnisse, zusammen mit weiteren für die Armee wenig schmeichelhaften «Müsterli», seinem Kadi in einem vierseitigen Brief mitgeteilt. Eine Antwort hat er bis heute nie erhalten.)



Wir basteln uns ein Engeli.

“Die Situation ist bekannt: Zwei Einladungen oder Verpflichtungen, die exakt auf den gleichen Termin fallen. Welche zu-, welche absagen? Just diese Ausgangslage präsentiert sich am Abend des 29. November: Vorstandssitzung im «Sleeper», der Notschlafstelle Hodlerstrasse Bern, oder Väter(bastel)abend bei der Kindergärtnerin unserer Claudia. Was nun? Rational entscheiden? Oder halt doch emotional? Die Würfel fallen in Richtung Kindergarten. ●●

Es gibt Geschichten, die entwickeln sich zu Satiren, noch bevor sie überhaupt real stattgefunden haben. Nehmen Sie zum Beispiel eine Textpassage aus der Einladung von Kindergärtnerin Renate Kästli: «Liebe Väter! Bald ist Väterabend! Könnt Ihr bis dann möglichst viele mittelgrosse und kleine Federn – Farbe weiss – auf-treiben und mitbringen? Auch eine eigene Schere und einen alten Nylonstrumpf (braun).» Die Frau ist gut, «möglichst viele Federn». Woher nehmen? In der Micasa ein Duvet aufschlitzen? Bei Fast-Nachbar Remund den Fuchs spielen und eine Gans stehlen? Und überhaupt, was soll das, das mit den Federn? Bringt Frau Kästli womöglich einen Kübel Teer mit? Am Abend, als die Mannen im Kindergarten auf den Kindersesseln im Halbkreis sitzen, lüftet Renate Kästli das Geheimnis. Jeder Papa soll einen Engel für sein Bengeli basteln. Frau Kästli hat, wie immer, an alles gedacht und in verdankenswerter Weise parat: Karton, Klebstreifen, Flüssigleim, Bostitch, Glitzerpapier, Engelhaar, Goldschnüre und Styroporkugeln für die einen, Pinsel und Farben jeder Art für die anderen. Frau Kästli erklärt uns das Vorgehen. In einem dritten Raum stehen gar Holzspanplat-

ten (inkl. Elektrosäge und Verbandskasten) und kleine Steinblöcke bereit, für Steinmetze. Buona sera, mi chiamo Michelangelo.

Plötzlich klopft es an der Türe. Respektvoll schaut die Väterschar zur Türe. Hierin kommt aber nicht Gabriel, sondern Herr Huber, der sich verspätet hat. Die Mehrheit der Väter entscheidet sich für Kartons und so. Sofort macht man sich an die Arbeit, requiriert erst mal Kartonsbögen. Das Langzeitgedächtnis kommt zu Ehren: Wie berechnet man die Oberfläche eines Kegels? Radius mal Radius mal Pi? Und dann? Mal Höhe, durch zwei durch Pi? Oder Durchmesser mal Pi mal Pi? Ich entscheide mich, der Einfachheit halber, für Handgelenk mal Pi. Es geht los, die Künstler machen sich bereit und nehmen ihr Werk in Angriff. Der Bornhauserische Kegel kippt vor lauter Asymmetrie anfänglich von selber. Weil ich unten abschneide, mal hinten, mal vorne, verbessert sich sein Stehvermögen allerdings zusehends, bloss ist Engeli zum Schluss nur noch halb so hoch wie ursprünglich von seinem Schöpfer vorgesehen. Frau Kästli hat uns Väter sogar Vorlagen für Flügel ausgestanzt. Prima. Wie ich die Flügel genauer betrachte, verdächtige ich Frau Kästli jedoch des unerlaubten Sponsorings durch Honda, derart ähnlich sehen sie dem GoldenWings-Emblem des japanischen Konzerns ähnlich. Nimmt mich bloss wunder, was Frau Kästli für ein Auto fährt. Oder welchen Töff.

Claudias Engel erhält eine wunderschöne güldene Robe verpasst (Création Bo). Die



Flügel werden mit silbernem Papier verpackt und kommen schliesslich in durchsichtige Geschenkfolie. Einige der Bastler streichen die Flügel grossflächig mit Leim ein, bevor die Dinger mit Federn (aha, deshalb!) einzeln bestückt oder bedeckt werden. Fatalerweise kommt jemand auf die Idee, das Fenster zu öffnen, worauf augenblicklich die Zeit des Feder(auf-)lesens anbricht.

«Köpfchen» soll es haben, unser Engeli. Papa stülpt einer neckischen Styroporkugel den Strumpf über. Die Strumpfhosen werden dann dem Engeli durch das Decolleté hinuntergestossen und verknotet, bis dass der Kopf sitzt. Klasse: Mit Engelhaar gehe ich grosszügig um, zum Schluss sieht Engeli schöner als Claudia Schiffer aus. Ich bin richtig stolz. Aber völlig verunsichert, als ich bereits nach 20

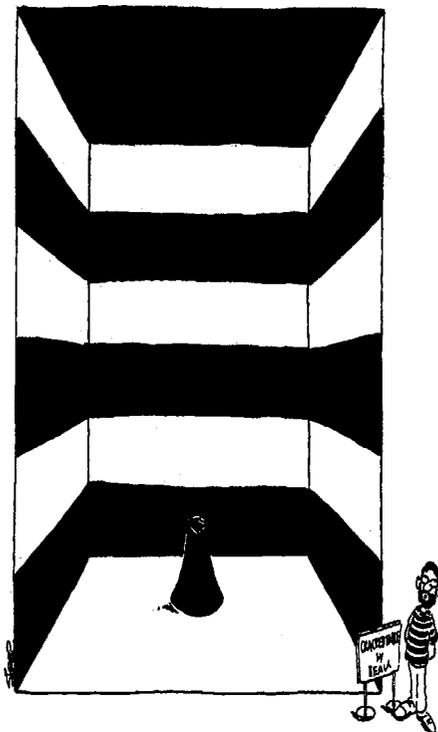
Minuten fertig bin, andere aber noch kaum richtig begonnen haben. Typisch Bo. Was nun? Ich versuche, mich nützlich zu machen und beginne Abfälle einzusammeln. Peinlich, als ich beinahe den angehenden Engel von Herrn Lüthi falsch interpretiere und entsorgen will. Übung abgebrochen. Der Himmel kann warten.

Zwei irdische Engel haben, vorausblickend, auch an die unmittelbare Zeit nach dem Basteln gedacht und je drei Flaschen Rotwein mitgenommen. Amselfelder Tradition 1990 einerseits, Château de Camensac, Grand Cru 1985, andererseits. Am Wein kann es aber definitiv nicht gelegen haben, dass wir Väter kurz vor Mitternacht unter unseren Kreatioren etliche anatomische Wunderengel entdeckt haben. Aber wie hat es Frau Kästli zu Beginn ermutigend gesagt: «Jedes Kind wird den Engel seines Vaters wunderschön finden.» Na also.

Das Mystische entmystifizieren.

„Sind auch Sie beim Lesen von Kunstkritiken zeitweilig überfordert, können dem Autor bei seinen schöngeistigen Quantensprüngen nicht mehr folgen? Keine Panik, Sie sind kein Einzelfall. Erstens beweist der Kritiker damit – auch wenn er selber nüt von der Sache verstanden hat –, wie Banales unter Umständen allein mit kopflastigen Sprüchen hochstilisiert werden kann, zweitens wird dem durchschnittlich strukturierten Leser (wichtig!) klargemacht, wie beschämend wenig er, der Leser, überhaupt von Kunst versteht, und drittens, wie dankbar er, der Leser, im Grunde genommen sein sollte, dass es eine gewisse Kategorie von Kunstkritikern überhaupt gibt. Wirklich?“

Stimmt. Es war nicht mein Tag, neulich bei einem Apéro. Wie ich lässig an einen kleinen Tisch lehne, da geht jener zu Bruch und Bo zu Boden. Schallendes Gelächter. Resultat: Eine ausgerissene Tischplatte, ein einsam dastehender Trompetenständer aus Gusseisen und sieben herumliegende Schrauben (die achte bleibt, trotz intensiver Suche, unauffindbar). «Sieht noch ganz poppig aus, dieser Trompetenständer», schallt Claudia Boess, Leiterin unseres Direktionssekretariats. «Du hast recht. Stell dir vor, das Ding stünde allein im Hauptraum eines Museums für zeitgenössische Kunst. Sagen wir, vom sagenumwobenen und weltbekanntesten Künstler «Beau» selig dort installiert, oder zumindest von seinen Erben. Ein Événement wäre das! Vor allem aber eine Sternstunde für jeden Kunstkritiker.»



Tatsächlich: Schliessen Sie mal Ihre Augen und stellen Sie sich folgendes Bild vor: Eine Ausstellungshalle. Die vier Wände horizontal mit sich abwechselnden schwarzen und weissen Bahnen von 123cm Breite bemalt, die Decke schwarz, der Boden uni weiss. Und darin die mit dem Boden farblich kontrastierende schwarze Eisenplastik von «Beau». Der «Zerborstene Tisch», so der Werktitel des Kunstwerks, ist 72 cm hoch, schwarz, unten oval, oben quadratisch mit acht



Bohrlöchern. Was glauben Sie, würde ein selbstgefälliger Kunstkritiker ob dieser Exposition zu Papier bringen? Der erste und, versprochen, letztmalige Versuch einer Bornhauserschen Kunstkritik sei hiermit gewagt.

«Die weltbekannte Plastik «Zerborstener Tisch» von Beau, erstmals überhaupt in Europa zu sehen, gehört jener Schaffensphase des Nonkonformisten an, von der sich Fachleute überzeugt geben, dass sie selbst Zeitgenössische wie Andy Warhol oder Roy Lichtenstein nachhaltig inspiriert hat. Besucherinnen und Besucher finden sich mit dem «Zerborstenen Tisch» gewissermassen im Vakuum des verlorenen Raums, mehr noch, es ist die Unerträglichkeit des Unwissens um die künstlerische Unfreiheit des Amerikaners, die aufwühlt, die keine Betrachterin, keinen Kenner avantgardistischer Kunst unberührt lassen kann, gerade weil Beau die mit seinem Werk gesuchte Auseinandersetzung einseitig vereinsamen lässt. Allein die konsequente Strenge der Farbfolge an den Wänden verdient eine eingehende Würdigung. Die farblich reziproken Horizontalen «über Kreuz» im Raum beweisen die angesprochene Unfreiheit des Künstlers, belegt die kommunikative Metamorphose dieser Schaffensperiode. Mit der auferlegten Farbkombination schafft Beau den direkten Bezug zu Sein und Nichtsein. Meisterhaft deshalb die Weiterverwendung dieser beiden Farben an Decke und Boden, Himmel und Erde symbolisierend. Das Unerreichbare wird in Gesamtheitliches eingebunden.

Die unscheinbare Plastik selbst, im vorher beschriebenen Umfeld, ruft Beklemmung hervor. Weshalb uns Humphrey U.

Lasalle, alias Beau, nur sieben von acht möglichen Verankerungseisen zeigt, wird der Kunstwelt für immer vorenthalten bleiben, ebenso die scheinbar zufällige Anordnung dieser Endlosgewinde auf der quadratischen Platte. Deutet Beau damit eine für den Kunstschaffenden geistig real existierende Spannung zwischen sich und dem Betrachter an? Niemand kann dies abschliessend beantworten. Gerade dieses Nichtwissen macht den «Zerborstenen Tisch» zu einem kunsthistorischen Dokument seiner Zeit.

Den Rahmen jeder darstellenden Kunst sprengt Beau indes mit seinem epochalen Essay, die unabdingbar mit dem Sockel verbundene Tischplatte dem Publikum vorzuenthalten. Die Plastik, in Trompetenform und in unmissverständlichem Kontrast zu den Horizontalen an den Wänden, deutet zwar eine mögliche Form, nicht aber Grösse, Farbe oder gar Material des Ursprünglichen an. Es ist denn auch gerade die eigene innere Zerrissenheit des Betrachters, die das Werk auszeichnet.

Die Plastik kann noch bis Ende November besichtigt werden. Die frühzeitige Anmeldung zu einer kommentierten Führung (Montag bis Freitag, jeweils zu jeder vollen Stunde) empfiehlt sich. Literatur: «Cracked Table At The Museum of Modern Art New York», Bildband, 296 Seiten mit einer Würdigung von Frank Lloyd Wright zum Preis von 398 Franken. »

Und den Menschen ein Wohlgefallen.

“Du chasch nid guet Gschichtli verzelle», lautet das niederschmetternde Verdikt unserer Kinder, Claudia und Patrick, über ihren Papa. «Erzählungen mit Tiefgang sind nicht deine Stärke», tönt es auch wenig encouragierend von meiner Frau. Und «Schuster, bleib bei deinen Leisten» meint mein Schwiegervater immer dann, wenn ich mich halbwegs literarisch versuche und seine moralische Unterstützung nötig hätte. Mynetwäge, so bleibe ich, gezwungenermassen, bei den Real- satiren, Schilderungen über Episoden, die das Leben schreibt. Und davon gibt es eine ganze Menge, oftmals beginnen sie bereits am Telefon. ☹

«Hättest du Lust, den Leserinnen und Lesern der 'Brücke' – der Personalzeitung der Migros-Gemeinschaft Schweiz – eine Weihnachtsgeschichte zu schreiben?», fragt Redaktorin Rita Schöpfer an einem August-Tag des Hochsommers 1994. Als ob man bei 31 Grad am Schatten bereits of a White Christmas dreamen würde. Noch bevor überhaupt geantwortet werden kann, heisst es einschränkend, «aber bitte nichts, worüber sich Herr Kyburz oder Herr Hunziker aufregen könnten». Aha.

Unsere Sippschaft hat so ihre (selbstaufgelegten) Prinzipien. Eine davon besagt beispielsweise, dass wir Erwachsenen uns seit Jahren schon zu Weihnachten gegenseitig keine Geschenke machen. Und die Kinder finden, so will es die Hausordnung, von Mama, Papa, Grosseltern, Gotte und Götti, Tanten, Onkeln und Nachbarn jeweils nur ein einziges Päckli unter dem Tannenbaum. Wir legen zu Weihnachten grossen Wert auf Besinnlichkeit, auch wenn Derartiges in unserer vom Kommerz beherrschten Zeit kaum noch Platz findet. Aber eben: Unsere Familie war schon immer viel vernünftiger als alle anderen.

Mitte Dezember 1993 fällt der erste Dominostein. «Ich weiss schon, was dir Judith



zu Weihnachten schenken wird», orakelt Monika. Judith ist meine Schwägerin und volljährig. Also wird sie mir überhaupt nichts schenken. «Wird sie doch, ausnahmsweise.» Heiliger Bimbam, muss also auch ich. Und weil ich ja unmöglich nur Judith ein Präsent machen kann, wird auch rein Symbolisches für meinen Schwiegervater und meine Frau käuflich erworben. Letztere wünscht sich seit Langem eine Perlenkette – und diese sind um diese Jahreszeit in unserer Schmuckabteilung besonders schön und preiswert. Wenige Tage vor dem Fest ist aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle zu hören, dass auch sämtliche Grosseltern, Gotten und Göttis und Nachbarn gegenseitig und «übers Kreuz» das Christchindli und den Samichlous bemühen werden. Party!

Heiligabend. Vor lauter Päckli (und aus Sicherheitsgründen) muss am Christbaum die unterste Reihe Kerzen entfernt werden. Wie 1992. Oder 1991. Und all die Jahre zuvor. Überschlagsmässig liegen pro Anwesenden 16,75 Päckli unter dem Baum. Hochgerechnet. Noch bevor ich «Jingle Bells» per CD abspielen kann, kommt bereits eine strahlende Claudia mit ihren geschenkverpackten Skis daher. Patrick seinerseits zerrt juchzend seinen zuhinterst versteckten Kart hervor, reisst schier den noch nicht brennenden Baum um und beschädigt, schätzungsweise, acht Verpackungen, wobei ein Paket seinen Inhalt preisgibt, ein Märmeli-Spiel für Junior. Erstes, spontanes Geschrei. «Wieso het dr Pädi scho zwöi Gschänk?», motzt Töchterli und stürzt sich heldenhaft in den Päckli-Berg.

Das Tohuwabohu eskaliert, als es plötzlich an der Haustüre klingelt. Draussen

steht, unangemeldet und stellvertretend fürs Christchindli und den Samichlous, «meine» Verlegerin Rita Brodmann von der «Aemme Zytig» und der «Grauholz Post», für die ich zu schreiben ebenfalls die Ehre habe, samt einer Kiste feinen Rotweins. Unsere Kids nutzen die Gunst der Stunde abgelenkter Eltern und arbeiten sich, zwei Wühlmäusen gleich, unter dem Baum hindurch. 60 Sekunden später: Claudia, mit zwei weiteren Geschenken unter dem Arm, hat sich inzwischen die Skis samt Schuhe angeschnallt und übt den korrekten Kanteneinsatz auf dem Spannteppich, Patricks ferngesteuertes Polizeiauto stürzt, noch keine zwei Minuten alt, mit eingeschalteter Sirene die Wendeltreppe hinunter, Judith bedankt sich bei ihrem Vater artig für Parfums, jener erfreut sich an Monikas Pulli, streckt Tante Emmi, der siebten im Bunde, einen Warengutschein (aus der Migros) zu, derweil Claudia plötzlich, noch immer mit den Skis an ihren Füßen, mit einer Perlenkette dahergetrampelt kommt: «Isch die für mi?». Mein Frust ist vergleichsweise so gross wie der inzwischen beachtliche Abfallberg. Nur das gute Zureden Monikas verhindert, dass ich mich nicht an Telefonnummer 143 wende, der dargebotenen Hand.

Freude herrscht. Denn: An Heiligabend 1994 wird alles ganz anders. Ausser natürlich, Judith bestehe unbedingt darauf, mir ein Geschenk zu machen. Schon lange wünsch ich mir nämlich ein 3D-Buch mit Disney-Trickfilmfiguren.

X-MAS Shopping in New York.



“So einmal im Jahr machen Bornhausers öppis wirklich Verrücktes. Anfang Dezember 1994 haben wir zum Beispiel Rollen getauscht: Papa nimmt eine Woche Ferien, um unsere beiden Kids zu hüten, derweil Monika sich mit Vater auf Weihnachtsbummeltour begibt. Stilvoll, wenn schon. Nach Washington und New York, dank Günstigstbilligstflugangebot. Und wenn eine eine Reise tut, dann kann sie etwas erzählen. Papa aber auch.”

«Was? Hat es bereits kein Regeneriersalz mehr in der Abwaschmaschine?», wundert sich Monika am Vorabend ihrer

Abreise, als sie das entsprechend leere Päckli zuoberst auf der Altpaperbeige sieht. «Regeneriersalz?», gucke ich dumm aus der Wäsche. «Es hatte kein Abwaschpulver mehr, Abwaschpulver habe ich nachgefüllt.» Falsch. «Jesses, wenn das bloss gut geht, nächste Woche mit euch dreien», seufzt Monika vor sich hin.

Samstagsmorgen früh. Padi und Papa besprechen den Menüplan für die nächsten Tage, derweil sich die beiden Ladies hübsch machen. Claudia für die erste Klasse, Monika für die Economy. «Machsch mau Löschti?», will Padi wissen. «Wett wosch.» – «Es isch ganz eifach», erklärt der kleine Mann, «muesch Hädöpfu näh, choche, schäle, mit de Laffle schabe (rennt in die Küche und holt die Raffel) u nächä i d’Pfanne tue. Nächä nimmsch zwöi Tället und machsch so (zeigt einen klassischen Röstiumsturz).» Alles klar. Nadisna komplettiert sich der väterliche Einkaufszettel. Zwei Stunden später, als unsere USA-Reisende im Zug nach Kloten sitzt und Vater&Sohn im MM Shoppyland umherirren, treffe ich BZ-Redaktorin Agnes Hirschi. Schmunzelnd erkläre ich ihr a) mein Programm für die nächsten acht Tage und b), meine wenig berauschenden Kochkünste. «Wäre ich Sie», lächelt sie mir mütterlich zu, «ich würde mich bei den Konserven und den Tiefkühlprodukten umsehen.» Guter Tipp. Schon landet ein Beutel «Berner Rösti» bei Bo’s im Einkaufswagen. Von wegen Raffel und Tellern.

Dienstag ist Grosskampftag. Will heissen: Grittibänze aus Tiefkühlfach nehmen, Kinder wecken, Betten und Lüften, 60-Grad-Wäsche in die Maschine, Zmorge machen, schauen, dass Kids anständig angezogen sind, Pädi für die Spielgruppe herrichten, Rucksäckli mit Inhalt auch, Claudia zur Schule schicken, Blumen giessen, Tobias (Freund des Hauses) und Pädi zur Spielgruppe begleiten, dann ab zu Coiffeur Peter Berset nach Bern, Zmittag einkaufen, Wäsche aufhängen, Fenster putzen, Zmittag kochen (während ein Journalist anruft, überlaufen die Salzkartoffeln), Tisch decken, den Kindern beim Nachhausekommen durchs geschlossene Küchenfenster schreien, sie sollen doch bitte ihre dreckigen Schuhe draussen ausziehen, Essen, Abwaschen, Staubsaugen, Lüften, Tee machen für Claudia, Claudia ins Kitu schicken (samt Tee), mit Pädi ins Muki-Turnen, Umziehen (nicht in der Damenkabine), Turnen, Umziehen, von Susanne (Freundin des Hauses) Töchterli Lea zum Hüten übernehmen, mit Pädi und Lea spielen, das umgekippte Büchergestell in Pädis Zimmer samt Inhalt und ausgeleerter Blumenvase aufräumen, Lea abliefern, zuerst mit Claudia Hausaufgaben, dann Znacht machen (aufgetaute Grittibänze), Pädi das operierte Auge für die Nacht verbinden, Kinder pfannenfertig machen und ins Bett bringen, x-mal sagen, dass jetzt «Ruhe!» ist, Weihnachtskarten schreiben, zum Schluss Derrick, Gasche und Rüz verfolgen. 10 vor 10 bin ich nudelfertig, kein Bürotag hat mich je so geschafft, «Hausfrauen-Dasein» ist Time-Management pur. Gibt es Kurse, wo man das lernen kann?

Vom Ehrgeiz gepackt, rufe ich meine Mutter an und bitte sie, mir ein, zwei

Rezepte ihrer einmaligen Weihnachts-guetzli zu schicken. Bereits am nächsten Tag laufe ich mit entsprechendem Einkaufszettel zielstrebig in der Migros Hinterkappelen im Kreis umher – auf der gezielten Suche nach Backpulver, Vanillezucker, Schoggipulver, Glasur und so. Zu Hause wird stur nach Muetis Rezept gearbeitet. Mehl und Backpulver werden gesiebt und in der Schüssel zu einem Kranz auseinander gezogen. Später dann, mit 180 Gramm Butter und anderen gluschtigen Zutaten durchsetzt, wird der Teig geknetet (sofern er sich von den Fingern lösen lässt). Nach zwei Stunden «Kühlstellung» wird das Ding auf 3 mm Dicke plattgewalzt. Alles verläuft problemlos, bis zum Moment, als es gilt, mit den Ausstechförmli zuzuschlagen. Nirgends sind diese unentbehrlichen Werkzeuge vorweihnächtlicher Handwerkskunst zu finden, beim besten Willen nicht. In der Not wende ich mich vertrauensvoll an Pädi, damit er mir seine Förmli, die er jeweils beim «Lättle» braucht, überlässt. Ja, ja, lachen Sie nur...

Hätten Sie etwa eine bessere Idee gehabt? Das Resultat lässt sich zum Schluss sehen (und essen): Die Guetzli sind eindeutig der Kategorie «geniessbar» zuzuordnen. Hoffentlich hat es noch welche, bis Monika nach Hause kommt.

Wenn ich es mir richtig überlege, so machen die Kinder es mir leicht, die vermeintliche Überlebenswoche zu überstehen. Verschiedentlich, wenn sie nicht gerade ihre Phasen der widerspenstigen Zähmung haben, helfen sie tatkräftig mit, mit viel gutem Willen. Und Claudia lässt sich sogar einmal zum Ausspruch hinreissen, «dass du nid immer darfsch ja säge, du muesch o mau chönne nei säge». Prima. Hiermit hat sie es schriftlich. Für alle Zeiten.

Un ora per voi.



„Eine Stunde für Sie“, hiess sie, übersetzt, die erfolgreiche Sendung des Schweizer Fernsehens Mitte der Sechziger für die italienischen Gastarbeiter. Eine echte «ora per voi», allerdings mit einer Art Schubumkehr, erleben jetzt, mit drei Jahrzehnten Verspätung, jene Eidgenossen in Italien, die für eine Diebstahlanzeige bei den Carabinieri anzutreten haben. So wie Bo, dem in Kalabrien Videokamera (inkl. Ferienkassette), Fotoapparat (inkl. Ferienfilm), Portemonnaie (inkl. Ferien-geld), Basketballschuhe der in Süditalien gängigen Grösse 47 (inkl. Einlagen) und Rucksack (zum Abtransport) aus dem Hotelzimmer geklaut wurden. ☹☹

«Soll ich dich begleiten und übersetzen?», fragt Reiseleiter Silvio Ruhoff von Hotelplan zuvorkommenderweise. «Nein, danke, ich kriege das schon hin.» Dabei...

dabei bin ich in Sachen Italienisch mit meinem Latein rassig am Ende. Non parla italiano, emu nid guet.

Zehn Minuten später stehe ich vor dem Polizeigebäude in Tropea, einem Haus mit vielen Antennen auf dem Dach. Dem diensttuenden Beamten am Empfang versuche ich zu erklären, worum es geht. Er bittet mich, im Warteraum Platz zu nehmen. Keine fünf Minuten später darf ich, weil er vermutlich keinen Dümmeren gefunden hat, bei ihm persönlich vorsprechen. In seinem Büro steht ein riesiger TV (aha, deshalb die vielen Antennen), eingeschaltet. Laurel und Hardy geben sich die Ehre. An der Wand hängt ein Bild von Jesus, derweil, urbi et orbi, in einer halboffenen Schublade ein Heftli mit unzweideutigem Inhalt zu erblicken ist.

Eines vorweg: Die Polizisten haben sich ab unserer Situationskomik mit Sicherheit ebenso amüsiert wie ich, bestimmt. Mit Händen und Füßen wird dem Carabinieri der Tathergang geschildert: «La mia famiglia mangiare alle sei mezzo, poi, piu tardi, alle otto mezzo, la mia donna ritorno alla nostra camera. Video, camera, portofoglio, scarpe e rucksack fuori, wägg!» Die beiden Kameras sind/waren schwarz, nero, das ist einfach zu erklären. Das Portemonnaie hingegen braun. Heiland, was heisst denn braun in der Sprache Dantes? Zum Glück flimmert genau in diesem Augenblick ein Werbespot mit der dunkelhäutigen Sängerin Anita Baker über den Bildschirm. «Guarda! Qui! Questo e braun!» – «Si, capito, marrone.» Haha. Sie amüsieren sich ab diesen Schilderungen? Nun gut, sollen Sie ja auch, aber versuchen Sie doch einmal, dem Carabinieri Antonio und dem zeitweilig anwesenden Brigadiere Maurizio, die beide kein Wort Deutsch verstehen, zu erklären, was ein Rucksack ist. Mein erster Versuch als Pantomime endet kläglich als Windjacke. Zweiter Anlauf, mit Wortgewalt: «Un rucksack, per picnic, capito? Sandwich qui, Coca Cola qui, vino rosso qui.» Bahnhof, die beiden Vertreter der Staatsgewalt schütteln den Kopf. Zwischendurch schauen wir alle drei auf den Bildschirm, lachen über Stan e Olio. Dritte Version: «Guarda, cosi, comme all esercito, comme le alpinisti, ma piu piccolo.» Meine vermeintliche Genialität erweist sich als Fiasko, als rhetorischer Sendeschluss. Antonio schreibt etwas auf das Formular. Ich bin ja gespannt, was wir von der Berner Versicherung zurückerstattet erhalten. Ein Fallschirm? Eine Taucherflasche? Auf jeden Fall öppis für meinen Rücken. Vielleicht ein Happy-Bett.

Mein Protokoll wird auf einer uralten «Olivetti Linea 98» mit breiter Schreibwalze aufgenommen, in dreifacher Ausführung, mit zwei Kohlepapieren dazwischen. Korrigieren ist da unabdingbar mit einer ausgeklügelten Atemtechnik gekoppelt: Radiert kann nämlich nur werden, wenn gleichzeitig kräftig geblasen wird. Und umgekehrt. Glauben Sie mir: Es wird viel geblasen, an diesem Vormittag. Als nach ungefähr 35 Minuten Carabinieri Antonio das Gefühl hat, so in etwa die Hälfte von dem verstanden zu haben, was ich zu gestikulieren versuche, da will er von mir die italienische Version ratifizieren lassen. Kein Problem, null problemo. Just in diesem Moment kommt ein Kollege vorbei und fragt ihn, weshalb er mich den Tathergang nicht «in tedesca» schreiben lasse? Antonio reißt, von einem lauten «Vafangulo» (oder so ähnlich) begleitet, die Blätter heraus, zerreißt sie und lässt mich, mit drei neuen Formularen und zwei neuen Kohlepapieren bestückt, von Hand von vorne beginnen. In Deutsch. Prima. Nach zehn Minuten, gerade als ich fertig werde, kommt der bereits erwähnte Brigadiere herein und bemängelt die Version «solo in tedesco». Antonio, die Nervenstränge inzwischen einzeln freilegt, beginnt damit, auf einem neuen Blatt alles nochmals in Italienisch einzusetzen. Dummerweise auf meiner Kopie, nicht auf dem Original, wo das Italiano hingehört. Also schreibt er, kein Witz, das Ganze noch einmal ab. Nach zweimal 45 Minuten sind wir so weit, wie im calcio.

Am TV haben Laurel und Hardy inzwischen ausgescherzt, es folgt nun die Wiederholung einer Episode aus meiner (ehemaligen) Lieblingsserie, aus «Dallas». Schade, muss ich Antonio alleine mit J.R., Sue Ellen, Cliff Barnes & Co. zurücklassen. Dört wär ig nämlich nahecho, um was es geht.

Vo de Fettfläcke am Tschoope



“Böse Zungen behaupten, noch vor wenigen Jahren hätten gewisse Leute Aktien nicht anhand des inneren Wertes eines Unternehmens erworben, sondern allein des attraktiven Aktionärgeschenks und opulenten Mittagsmahls wegen. Aber, aber... Weil die meisten Unternehmer heutzutage nicht bloss kalorienmässig auf «lean» machen, sondern vor allem auf die Kostenbremse stehen, gehören auch Aktionärsgelege der Vergangenheit an. Schade, das waren nämlich noch Zeiten!“

Die Aktionärsversammlung einer weltbekannten Berner Schoggi-Fabrik, resp. deren koffeinhaltigen Eigentümerin, wird dieses Jahr im Rohbau des Neubaus in Brünnen abgehalten. Bereits eine halbe Stunde vor Türöffnung (diese wiederum eine Stunde vor Beginn des Happenings) lungern erste Aktionäre auf dem Firmenareal herum. Wie die Türen dann eine Viertelstunde vor dem vorgesehenen Termin geöffnet werden müssen,

herrscht Freude und Grossandrang. Den sicher nicht armen Aktionären wird bei der Eingangskontrolle, zum Zeitvertreib bis zum Beginn der Generalversammlung, eine 5er-Packung Sugus abgegeben, gratis. Sie glauben gar nicht, wie viele dieser Leute, einmal im Versammlungssaal angelangt, mit einem mehr oder weniger einleuchtenden Grund zum Eingang zurückkehren, um, vergesslich wie sie offenbar sind, öppis in ihrer abgegebenen Garderobe zu nuuschen. Wie schön für diese Leute, dass sie beim nochmaligen Wiedereintritt ein weiteres 5er-Päckli Caramels (Wert: 20 Rappen) überreicht erhalten. Dem Vernehmen nach soll ein nicht genannt sein wollender Millionär, mit mangelhaft funktionierendem Kurzzeitgedächtnis, viermal durch die Eingangskontrolle gelaufen sein. Bei den Reichen lernt man sparen.



Zeitsprung. Die GV geht ihrem formel-
len Ende entgegen. Weil vorauszuse-
hen ist, dass die Aktionäre bestimmt
wissen wollen, was die Chocolatiers so
alles mit ihren Chöle anstellen, haben
wir vorgesorgt. Verwaltungsratspräsi
Nello Celio zum Schluss: «Ich darf hier-
mit den offiziellen Teil beenden. Sie
haben jetzt die Möglichkeit, an einer
kurzen Betriebsführung teilzunehmen.
Rechts, von Ihnen aus gesehen, stehen
sieben Hostessen, die Sie gruppenweise
durch die Fabrik führen werden. Links,
von Ihnen aus gesehen, wird der Apéro
serviert. Wofür Sie sich auch immer
entscheiden: Ich wünsche Ihnen viel
Vergnügen!» Die letzte Silbe hat die
Lippen des alt Bundesrates noch nicht
verlassen, da quietschen die Stühle
bereits im grossen Stil. Einigkeit
herrscht: Ausnahmslos alle(!) stürzen
sich aufs Apéro-Bufferet.

Keiner beschreibt das, was jetzt über die
Bühne geht besser, als Reinhard Mey in
seiner «Schlacht am Kalten Bufferet»,
obwohl das Lied, im direkten Vergleich
mit dem Schoggi-Apéro, stark untertrie-
ben ist. Zuerst einmal sorgen GV-Profis
für Ordnung im Versammlungssaal: Die
Blumenarrangements werden abge-
räumt, ebenso verschwinden leere Hen-
niesz-Fläschchen auf dem VR-Podium in
irgendwelchen Täschen und Köffer-
chen: Die 30 Rappen Depot wollen sich
gewisse Aktionäre nun wirklich nicht
entgehen lassen. Wie wir eine mit gros-
sen Schoggi-Tafeln und riesigen Kaffee-
Packungen schwer beladene und in
Richtung Ausgang schreitende Aktionä-
rin darauf aufmerksam machen, dass sie
bloss wertlose Dekorationsware herum-
schleppt, da zeigt diese Grösse und
marschiert unbeirrt weiter. Durchaus

möglich, dass sie schwerhörig oder der
deutschen Sprache nicht mächtig ist.

Im Apéro-Raum selber erhalten wir dann
eine lehrbuchmässige Lektion einer
Generalstabsübung. Routiniers haben
von zu Hause leere 3-dl-Fläschchen mit-
genommen. Der ebenfalls mitgebrachte
Zapfen (!) verhindert auf dem Nachhau-
seweg das Verschütten/Auslaufen des
diskret umgefüllten Apéro-Weissen. Mise
en bouteille à la fabrique. Eine hat – zum
besseren Transport – von zu Hause zwei
perfekt in ihre Handtasche passende
Tupperware-Schachtel für die Chäs-
chüechli und Amuses-bouche mitge-
nommen. Diese Zeitgenossin weiss
genau, weshalb. Ein Aktionär, offensicht-
liches GV-Greenhorn, der die fettigen
Chüechli nämlich bloss in Servietten ein-
wickelt und in die Vestontaschen steckt,
fällt nach einer Viertelstunde mit Fett-
flecken auf dem Tschoope auf. Schön
peinlich.

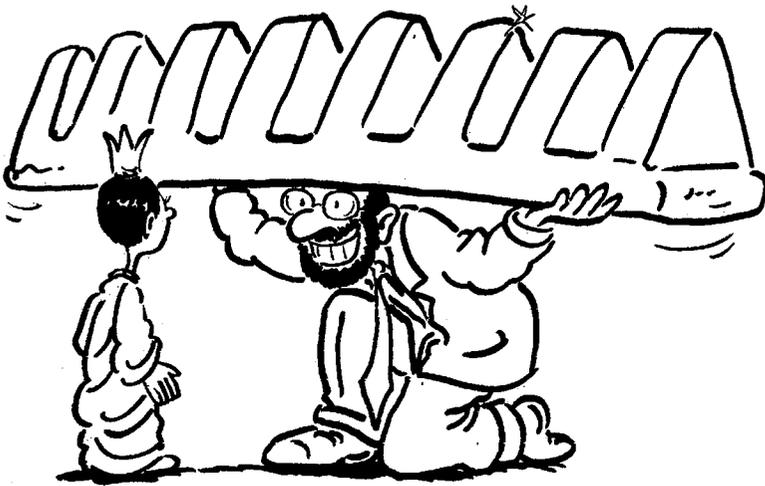
Der Platz reicht hier leider nicht aus, um
Ihnen die geradezu genialen Tricklis zu
verraten, um zu einem Mehrfach-
Geschenk beim Ausgang zu kommen.
Immerhin: Soweit wir dies nach einem
ersten Rundgang beurteilen können,
haben die Aktionäre Rohbau und bereits
installierte Fabrikationsanlagen stehen
lassen. Und auch das Personal ist bei
Arbeitschluss noch vollzählig vorhan-
den. Immerhin.

Prinzessin Mounira.

“Es gibt mitunter Momente im Leben, die bleiben, weil so ungewöhnlich, derart gut im Gedächtnis haften, dass man das Gefühl hat, sie wären erst gestern passiert. Um ein derartiges Erlebnis geht es in dieser Kurzgeschichte. Liebe Leserin, lieber Leser: Hat schon einmal eine richtige, eine bildhübsche und gleichzeitig stein-, weil öltreiche Prinzessin Ihre Dienste in Anspruch genommen? ☺☺

nicht. «Excusez-moi, don't you speak English?» Er tut, il fait, he does. Yes.

Es ist irgendeine saudi-arabische Vertretung in Genève. «Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal aus Saudi-Arabien, zur Zeit in der Schweiz und Liebhaberin ihrer Toblerone, möchte die Fabrik besichtigen, morgen, um diese Zeit», kommt aus der Hörmuschel gesprochen. Vor Ehrfurcht stehe ich auf und nehme



13:00 Uhr. Per Zufall sitze ich (erst seit drei Wochen als PR-Assistent bei der Suchard-Tobler «unter» PR-Boss Hans Schneider im Amt) um diese Zeit ausnahmsweise nicht beim Kaffee, sondern in meinem Büro an der Berner Länggassstrasse. Beim Klingeln des Telefons deutet noch nichts darauf hin, dass sich Aussergewöhnliches abspielen wird. «Bornhauer». Am anderen Ende öpper, dessen Französisch ich beim besten Willen nicht verstehen kann, auch im dritten Anlauf

eine Art geistige Achtungsstellung ein. «Selbstverständlich geht das, wir freuen uns auf Ihre Exzellenz», bekommt der Mann zu hören – ganz gleich, was immer auf dem Programm des kommenden Tages stehen mag. Für eine saudi-arabische Prinzessin sage ich (damals noch Junggeselle) alles zu und ab.



Insgesamt dreizehn Personen werden die Suchard-Tobler beehren. Damit Durchlaucht mit ihrem Tross genügend Parkplatz vor unserem Besucherraum hat, wird abgesperrt. Punkt 12:15 Uhr stehe ich, der ich sonst nie eine Krawatte trage, im Hochsommer fein «gschale» bereit, laufe wie ein Tiger im Käfig auf dem Trottoir vor dem Besucherraum hin und her. Exakt 13:04 Uhr biegen schwarze Limousinen in den Lerchenweg zu Bern ein. Ich stolpere schier, wie ich die Halteverbotstafeln zur Seite räume, damit die Herrschaften problemlos parkieren können. Die Türen der Wagen gehen auf. Überall fremdländische Menschen. Und wo ist Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal?

«Your Excellency, Princess Mounira», wird SIE mir vorgestellt. Bildhübsch, wahnsinnig hübsch sogar, schwarzes Haar mit güldenen Fäden durchzogen. Mit ihr der gesamte königliche Begleittross, zwölf Personen: Gouvernante, zwei Leibwächter, Chauffeure, Coiffeuse, Kinderpädagogin, Dolmetscher, Chindermeitli und Beigemüse. Ich versinke vor Ehrfurcht beinahe in den Boden. Übrigens, die Prinzessin, damit Sie Bescheid wissen, ist ganze zwölf Jahre alt. Und eine der vielen Enkelinnen von König Feisal von Saudi-Arabien. Alles klar?

Im Besucherraum verdrängt der Duft von schwerem französischen Parfum die Schoggi-Wolke, die Bernhard Stirnemanns sagenumwobenes «Käthi» so unvergänglich macht. Derweil plagen Borni allerdings ganz andere Sorgen: Eine Prinzessin als Besucherin, als Ehrengast, ist an sich schon ungewohnt, was aber mit einer zwölfjährigen Prinzessin anstellen? Weder Allah noch Barbara Sie-

genthaler können weiterhelfen. Ganz recht, Sie haben durchaus richtig gelesen: Barbara Siegenthaler, die heute mit mir zusammen bei der Migros arbeitet, war schon vor dreizehn Jahren bei der Suchard-Tobler «Frau Kollegin». Never change a winning team, besagt ein englisches Sprichwort, wechsele niemals ein erfolgreiches Team.

Der gesamte Zirkus besichtigt die Schoggifabrik. Unterwegs haue ich einen um zwei Köpfe kleineren, untersetzten Bodyguard an, ob er denn überhaupt bewaffnet oder blosser Verzierer sei. Lässig lächelnd öffnet er den Kittel und zeigt seine Ausrüstung. Mamma mia... 007 würde vor Neid erblassen. Arme kleine Prinzessin: Nie darf sie bei den Degustationsständen als erste naschen, immer probiert zuerst eine Vorkosterin und schnappt ihr dabei die gluschtigsten Stücke vor der Nase weg. Merke: Alkoholhaltige Köstlichkeiten haben wir schon gar nicht aufgestellt.

Zurück im Besuchersaal werden diplomatische Nettigkeiten und Geschenke ausgetauscht. Die gewöhnlich Sterbenden erhalten eine 400-Gramm-Toblerone, dem Anlass entsprechend in einem goldenen Wickel verpackt. Prinzessin Mounira bekommt zusätzlich eine riesige Schachtel Pralinés. Noblesse oblige. Im Gegenzug steckt der lustige Fratz allen Gastgebern (Hostessen, PR-Leuten, anwesenden Journalisten) diskret zwar keinen Barrel Rohöl, wohl aber einen neutralen Briefumschlag zu. Wie die Wagenkolonne die Länggasse in Richtung Genève verlässt, öffne ich ganz verschämt «mein» Couvert. Ihre Exzellenz hat mich für 500 Franken cash würdig befunden. Durchlaucht, beehren Sie uns recht bald wieder!

Do you know the way to San Jose?*

“Haben auch Sie sich schon einmal in einer Gesellschaft unwohl, ja etwa gar deplaciert gefühlt? Wollten Sie in jener Situation «abhauen», französisch verschwinden, konnten aber nicht? Geht mir bei gesellschaftlichen Anlässen ähnlich, weil weder zum Party-Löwen noch zum unterhaltsamen Diplomaten oder begnadeten Entertainer geboren. Und deshalb meide ich Offizielles, wann immer es nur geht. Nur eben manchmal, da...”

«Haben Sie Lust, mich heute zur Vernissage zu begleiten?», fragte neulich mein Chef Peter Everts. Weil weder der Kultur noch meinem Boss gegenüber verschlossen, sage ich zu. Das Dumme an der Sache: Ich trage, wie meistens, Jeans und ein T-Shirt. Wie wir dann «einlaufen», da ist offensichtlich, dass ich leicht «underdressed» bin und nicht so recht in den noblen Rahmen passen will.

Jene Geladenen, die mich nicht kennen (und das ist die grosse Mehrzahl), begutachten mich, als ob E.T. und ALF gemeinsam gelandet wären. Um die Leute nicht noch mehr vor den Kopf zu stossen, verzichte ich darauf, mich vorzustellen und zu sagen, welche Funktion ich in der Migros Bern ebenfalls wahrnehme. Niemals sieht nämlich ein Kultur-Verantwortlicher so aus, niemals! Jener bekannte Bekannte, mit dem ich beruflich schon einige Male zu tun hatte, grüsst, auf das eigene Image bedacht, ganz verschämt und geniert aus der Ferne. Ein Schöner, schätzungsweise zehn Jahre jünger als ich, perfekt durchgestylt, so mit Seidenschale, echter Rolex am Handgelenk und Forming Foam im

Haar (extrastarker Halt für Trendfrisuren) lässt mich spüren, dass ich ein Landei bin. Aus Bodenhaltung. Henusode.

Auch während der kommentierten Führung durch die Ausstellung spricht man nicht mit Herrn Nongrata. Ausnahme: Mein Chef. Dem Mann werde ich das nie vergessen, ihn mal im Testament berücksichtigen. Nach knapp einer Stunde ist meine Leidenszeit, Teil 1, zu Ende.

Die Gäste werden zum Mittagessen gebeten. In einem der Ausstellungsräume steht ein langer Tisch, weiss gedeckt, den ungefähr 50 Leuten Platz anbietend. Ich warte, bis sich eine Anzahl Geladener zu Tische gelassen hat, dann ergreife ich Gelegenheit, besagten Bekannten zu fragen, ob ich neben ihm Platz nehmen darf. Zwar folgt ein weiterer genierter Blick, dann aber die Landeerlaubnis. Der vorher beschriebene Herr Schön steht neben mir, bemustert mich ein weiteres Mal abschätzig, lässt demonstrativ einen Stuhl frei und setzt sich zu Würdigeren. Nadisna sitzen alle Gäste. Niemand zeigt Lust, mit mir zu parlieren.

Auf dem Mittagstisch stehen Weiss- und Rotweinflaschen. Einer nimmt, würdevoll, wie es sich für diese Runde gehört, eine Weissweinflasche in die Hand und stellt anhand der Etikette (Hess Collection) lautstark fest, dass «wir sozusagen Wein aus Donalds Privatkeller trinken». Oho. Mann kennt sich anscheinend. Beeindrucktes Kopfnicken von allenthalben her. «Aus Napa kommt dieser Tropfen.» Raunen in der





Menge. «Wo liegt Napa genau?», will einer wissen. «Ich zeige es dir», informiert mein Bekannter zur Linken. Lässig diskret zieht er seinen Mont-Blanc-Füllfederhalter aus der Vestentasche und beginnt, eine Westküstenkarte der USA auf das weiße Papiertisch Tuch skizzierend, mit seinen fachkundigen Erläuterungen. Seine Tischnachbarn stecken ihre Köpfe zusammen, so dass man automatisch an einen TV-Spot erinnert wird, wo zehn Büsis sich auf einen Futternapf stürzen, der jenes Futter enthält, das Katzen kaufen würden. Item. «Hier liegt San Francisco, südlich davon Santa Cruz. Wenn Sie nun von San Francisco her nicht der Küstenstrasse entlang, sondern südlich landeinwärts fahren, kommen Sie nach ungefähr 50 Kilometer, ehe... nach ungefähr 30 Meilen nach Napa und ins Napa Valley», erklärt mein Bekannter – Herr Dr. P.Z. – rede- und weltgewandt. Wird schon stimmen, wenn er es sagt.

Auch unser Landei gibt sich interessiert, schmunzelt allerdings beim Betrachten der skizzierten Westküstenkarte. Es muss eine wirklich saudumme Fügung des Schicksals sein, dass mein Bekannter sich just in diesem Moment zu mir umdreht, mein Lächeln sieht, offensichtlich nicht weiss, wie er es interpretieren soll und fatalerweise eine geschlossene Frage

stellt: «Waren Sie auch schon einmal in Napa?» – «Ja, mehrmals sogar, allerdings in 180 Grad entgegengesetzter Richtung. Dort, wo Sie Napa vermuten, liegt nämlich San Jose.» Herr Hochwohlgeboren wechselt die Gesichtsfarbe, erst recht, wie einer seiner Tischnachbarn bemerkt, dass auch er «das so in Erinnerung hat.» Absichtlich (jaja, so bin ich halt!) giesse ich unverzüglich Öl nach, die Gunst der Stunde nutzend: «Wenn Sie über die Golden-Gate-Brücke fahren, müssen Sie sofort rechts nach Sausalito raus und dann in nordöstlicher Richtung nach Sonoma fahren. Kurz danach kommt Napa. In dieser Gegend spielte übrigens auch die TV-Serie "Falcon Crest".» Die Ohren meines Bekannten laufen definitiv rot an, vermutlich würde er mich am liebsten – frei nach Mister Spok – irgendwohin beamen.

Und siehe da: Auf einmal finden mich meine Tischnachbarn einer Konversation würdig, plötzlich wollen sie wissen, was das Künstler-T-Shirt mit dem Aufdruck «M-AID by Andreas Althaus» soll. Originalzitat einer älteren Dame: «Kann ich mir auch eines bestellen?» Plötzlich fragt man mich um meine Meinung zu Diesem oder Jenem. Meinem Bekannten aber hat es, so scheint's, die Sprache verschlagen. Er hat seither nie mehr angerufen. Mynetwäge.

«Papi, schämsch di nid, eso ume z'loufe?»

“«Merkblatt für die Entlassung aus der Wehrpflicht 1995» ist er betitelt, der orangefarbene Zettel, der nach Hause geflattert kommt. Endlich einmal also Erfreuliches aus dem EMD. Nur die Unlogik der Leute um Adolf Ogi, die hat sich nicht geändert: Wie wohl stellen sich unsere Militärs das Tenü für den Heimweg vor? Tenü blutt? Denn: Laut offiziiösem Merkblatt muss man zwar im Ausgangstenü antraben, darf dann aber – hurra! – alles «auf dem Platze» zurücklassen. ”

Kein Witz: In die RS rücke ich 1970 mit dem Ziel ein, es später einmal mindestens bis zum Obst i Gst, mit schwarzen Doppelstreifen an den Hosenbeinen, zu bringen. Vier Wochen vor Schluss der RS lässt mich dann allerdings ein absolutes Traumangebot meiner damaligen Arbeitgeberin, der Schuhfabrik Henke in Stein am Rhein, alle ungenuten Vorsätze vergessen. Nicht so Hptm Claude Pauchard, der mich, mit welschem Akzent, «nächstes Frühling» umsverworgen in der UO wieder sehen will, weil ich selber es ja 13 Wochen lang so wollte. Wie ich der Generalität dennoch entronnen bin? Die UO – der Marschbefehl ist bereits eingetroffen – kann ich um ein Jahr verschieben, absolviere 1971 dafür meinen ersten WK. Und dort treffe ich auf verständnisvolle Vorgesetzte, die, mit meiner ausdrücklichen Einwilligung, über den Fk Bornhauer einen derart himmeltraurigen Bericht nach Bern schreiben, dass diesem Taugenichts wenig später telefonisch (!) kundgetan wird, er brauche, so der Anrufer, «weder nächstes Jahr noch sonst überhaupt je einmal in die UO einzurücken»

(die versprochene schriftliche Bestätigung aus dem EMD habe ich bis heute nicht erhalten). Der über mich verfasste Bericht muss derart verheerend gewesen sein, dass es all die Jahre später nicht einmal zum Gfr gereicht hat.

Seit Jahren schon wartet meine persönliche Ausrüstung auf dem Estrich auf ihren grossen, auf ihren wichtigsten Tag, auf ihre Entlassung aus der Wehrpflicht. Drei Tage vor Besagtem wird Besagte aus Besagtem hervorgeholt. Völlig verstaubt, ein Wunder, flattern keine Fledermäuse aus ihrem Versteck. Unsere beiden Kinder staunen, noch nie haben sie ihren Produzenten nämlich in grün gesehen. Die Kleiderprobe gerät zum Spiessrutenlauf, denn jetzt mischt sich auch die Ehefrau genüsslich ein: «Säg emau, het dir die Uniform einisch würklech passt?» Haha, luschtig, würklech. Und als ich unserer Claudia erzähle, dass ich «so» und nicht anders zur Inspektion muss, da meint sie, spontan, wie Kinder nun einmal sind: «Papi, schämsch du di nid, eso ume z'loufe?»

Mit sehr viel Mühe und noch sehr viel mehr Not schaffe ich mit dem Roller die zwei Kilometer bis nach Uettiligen, ohne dass ich, ähnlich einem Filet im Teig verpackt, aus allen Nähten platze. Im Effektsack kommen Jeans und T-Shirt für den Rückweg mit. Offizieller Parkplatz laut Marschbefehl: Der Vihschauplatz. Dort angelangt, ist mit Befriedigung festzustellen, dass der liebe Bo nicht der Einzige mit Tenüproblemen ist. Ein Wehr-

mann bringt seinen Kittel gar nicht mehr zu, immerhin passt sein Ceinturon noch knapp, dies im Gegensatz zu jenem Gefreiten, dem der Gurt vollends zu kurz geworden ist – und sich mit einer Packschnur rund um die Taille behilft. Ueli Mischler aus Hinterkappelen, obwohl für meine Begriffe schlank, lässt verlauten, dass «seine» Hosen von einem Kollegen geborgt seien, weil... na, Sie wissen schon. Und Walter Rohner kommt gar mit weissem Hemd daher, comme il faut, wie es sich für einen Gemeinderat gehört.

14:30 Uhr. Laut Marschbefehl müsste es jetzt losgehen. Wir warten in der Turnhalle aber noch ein paar Minuten auf das Startzeichen, weil «einige Wehrmänner Parkplatzprobleme haben». Henusode. Wie dann alle da sind, fehlt nur noch mein Kollege Georges. Er wird zweimal ausgerufen. Vergeblich. Kein Wunder, Georges ist vor zwei Jahren gestorben.

Es gibt Ausrüstungsgegenstände, die muss, andere wiederum darf man abgeben (oder, wenn man will, behalten). Entlassungsfeier-erprobte Giele wissen das und warten vor der Turnhalle, hungrigen Tigern gleich, auf Beute. Manch einer geht später mit drei Ruck-, fünf Brotsäcken, vier Gamellen und zwei Paar viel zu grossen Ordonnanzschuhen nach Hause. Die Mama wird's sicher freuen. Nimmt mich bloss wunder, was die beiden Buben eines bekannten Gewerkschafters, ebenfalls abgebend, mit ihren vielen Bajonetten anstellen werden? Schwerter zu Pflugscharen?

«Jacke kostenlos per PTT an das Kreiskommando retournieren» heisst es. Lieber Adolf Ogi, als Chef des EMD:

Können Sie mit dieser doch etwas, sagen wir es anständig, altehrwürdigen Praxis nicht abfahren lassen und den künftig Abtretenden gestatten, dass sie alle Militärkleider sur place abgeben und in Zivilkleidern zu Offiziösem antreten?

Kreiskommandant Obst Egger – ein guter Typ – trifft während seiner Ansprache vor dem Nachtesen (gestiftet von der Gemeinde Wohlen, oho!) ins Schwarze, schießt eine richtige Mouche: «Es liegt mir persönlich sehr daran, dass Sie, liebe Wehrmänner, meinen Dank auch an Ihre Ehefrauen weiterleiten. Und wenn es Ihnen heute Abend nicht mehr reichen sollte, dann doch bitte morgen...» Verstanden. Abtreten.



«Wie chunnt dä dort ufe?»

“Es gibt Zeiten, da würde ich eine edesstattliche Erklärung unterschreiben, «das» sei endgültig meine letzte Kurzgeschichte (gewesen), weil ich sonst das ungute Gefühl hätte, mich zu wiederholen und Sie zu langweilen. Ein entsetzlicher Gedanke. Das Leben verhindert mein Vorhaben mit schöner Regelmässigkeit. ”

«Wo hast du unseren Reserve-Hausschlüssel?», will Monika wissen, telefonisch. «Den habe ich doch nicht!», bekommt sie per Ohrmuschel zu hören. «Hast du doch.» – «Habe ich nicht.» – «Mein Vater sagt, er hätte ihn gestern nach dem Hüten steckenlassen. Also musst du ihn haben. Hier ist er nämlich nicht.» Derart konkret vortragene Anschuldigungen bringen mich leicht ins Schwitzen.

Wie war das gestern genau? Nach dem Vita Parcours habe ich den Roller in die Einstellhalle gefahren und dabei ausschliesslich meinen eigenen Hausschlüssel verwendet. «Patrick hat sein Velo versorgt. Vermutlich hat er den Ersatzschlüssel gebraucht. Frag' ihn doch mal.» Obwohl der Sechsjährige mitbekommt, dass seine Mutter verzweifelt auf Schlüsselsuche ist, schweigt er sich bislang zum Thema aus. Mit gutem Grund. Das Kerlchen hat den Schlüssel, wie sich jetzt plötzlich herausstellt, gestern Abend wirklich als Letzter benützt. «Gang ne go sueche!», befiehlt ihm Monika. Sie wird mich wieder anrufen, sobald Junior fündig geworden ist. Bereits vier Minuten später ist es so weit: «Du wirst nie erraten, wo der Schlüssel ist.» – «Nun denn, verrate es mir bitte.» – «Zuoerst auf der grossen Tanne.» – «Spinnsch? Wie chunnt dä dort ufe?» Es stellt sich heraus, dass Patrick gestern Abend den «Hüeti-

Schlüssel» tatsächlich zum Öffnen des Einstellhallentores genommen und ihn danach, samt Anhängerschnur, in hausehohem Bogen direkt in Richtung grosse Tanne geschleudert, uns allen das aber tunlichst verschwiegen und dafür klammheimlich Papas Schlüsselbund in das Türschloss gesteckt hat, so dass niemandem etwas aufgefallen ist. Nun müssen Sie, liebe Leserin, geneigter Leser, noch etwas wissen: Bei uns in der Siedlung gibt es viele, viele Bäume, aber nur eine einzige ungefähr zehn Meter hohe Tanne. Von ihr soll hier die Rede sein.

Der Anblick ist, wie ich nach Hause komme, überwältigend: Wie ein einsamer, vergessener Christbaumschmuck hängt unser Hausschlüssel am zweitobersten Ast und funkelt, ungefähr acht Meter über Boden, in der abendlichen Sonne. Wunderbar. Eine klare Strategie ist gefragt. Raufklettern ist ausgeschlossen, die Äste sind viel zu dünn. Ein Fussball muss her. Nach drei missglückten Versuchen, bei denen der Ball zum Schluss immer in Mayers Blumenbeet landet, gebe ich diese Variante auf. Mittlerweile haben sich sieben, acht neugierige Kinder um mich versammelt. «Wäre ich du, ich würde es einmal mit einer Leiter und einem langen Stecken versuchen», meint Marino Bieri (10). Gute Idee. Ich hole unsere grosse Leiter (Stehplattform ungefähr 170 ab Boden). Auf, zum Bauernhof der Familie Remund. Elisabeth Remund gibt mir eine Holzstange mit auf den Weg, die sogar für Stabhochspringer Sergei Bubka passend wäre, hätte er nicht bereits eine Ausgabe aus Kunststoff.



Patrick und Marino stabilisieren die Leiter, derweil Vater Bornhauser, auf der Plattform stehend, den Schlüssel runterzuschlagen versucht. Keine Chance. Mit knapper Not erwische ich den verfluchten Zweig, nicht aber den Schlüssel. Inzwischen haben sich die ersten schaulustigen Erwachsenen eingefunden. «Was macht dr Bornhuser dört?» – «Är probiert, dr Huusschlüssel abe z'schla...» – «Dr Huusschlüssel? Wie chunnt dä dört ufe?» Ich bin pflotschnass, denn nebst dem Versuch, das neckisch dahängende Wurfgeschoss runterzuschlagen, muss ich aufpassen, nicht selber abzustürzen. Plötzlich schreit Patricks Schwester Claudia (9): «Paapaaa! Teeleefon! Dr Herr Carrara wött öppis frage!» – «Säg em Herr Carrara, är chönn mi...» (was sie dann offensichtlich auch tut). Als ich nach zwei Minuten auch diese Form der Schlüssel-

beschäftigung aufgabe und von der Leiter runtersteige, da mahnt Töchterli, dass Herr Carrara von der Ford-Garage Willy noch immer am Telefon wartet und von mir bloss wissen will, ob unser tags zuvor gekaufter Wagen noch immer funktioniert. Sorry, Herr Carrara (auch auf diesem Weg)!

Nachbar Fritz Kupferschmid, Mitglied der Feuerwehr Wohlen, wird um Rat gefragt. «Das sind schätzungsweise neun Meter. Wir haben übermorgen eine Übung. Wenn du so lange warten willst, holen wir dir den Schlüssel runter.» Ein weiterer Nachbar bietet seine «lange Leiter» an, die sich im Einsatz ebenfalls als viel zu kurz erweist. Die halbe Beunde-Siedlung hat sich zum kostenlosen Live-Cabaret eingefunden. Anita Hüsler schlägt vor, derremundschenStabhochsprungstange eine Verlängerung zu verpassen. Aber auch ihr Aufsatz ist zu kurz. Jeanette Scheidegger, die ich ohnehin immer mit Doris Boss verwechsle, erinnert sich an ein passendes Objekt in ihrem Haushalt. Wir holen und binden es mit Draht an die Holzstange. Langsam nähere ich mich, Sergei Bubka beim Anlauf zu einem weiteren Weltrekordversuch gleich, der grossen Tanne. Die Länge stimmt. Und siehe da! Bereits beim ersten Versuch gelingt es mir, einzuschlaufen und den Schlüssel aus seiner misslichen Lage zu befreien. Vom Publikum gibt es stehende Ovationen, ehrlich. Die Kinder skandieren voller Begeisterung. «Zugabel Zugabe!» Süs ch no öppis?



«Maître Girardet, j'ose vous demander le ketchup?»

“Es gibt Dinge, die machen die meisten Menschen nur einmal in ihrem Leben. Heiraten, zum Beispiel. Quizfrage: Waren Sie schon beim vielleicht besten Koch der Welt zu Gast, bei Fredy Girardet? Sehen Sie, ich auch nicht. Das heisst... bis vor Kurzem nicht. Aus Anlass ihres 75. Geburistagen nämlich meine Eltern, die selber auch noch nie bei Maître Girardet zu Tische sassen, Monika und mich zum Zmittag nach Crissier ein. ☹☹

Monika und ich (comme il faut, dem Anlass entsprechend angezogen, Bo für einmal sogar in der am Vortag unter Mit-hilfe von Kollegin Claudia Boess käuflich erworbenen Schale) holen meine Eltern am Bahnhof Bern ab. Auf dem Weg ins Welschland bitten wir den alt Diplomaten um Tipps, wie wir uns bei Herrn Girardet (nicht) benehmen sollen. Mon Dieu, wenn Vati wüsste, was für ein Attentat ich auf den Gourmet-Tempel noch vor-habe. Mit zwanzig Minuten Vorsprung

Allein schon das Reservati-onsprozedere bei Fredy Girardet ist ein Evénement. Wohl auf Grund des Umstandes, dass dem Maître de Cabine der Name «Bornhauser» spanisch vorkommt, wird der Tisch nicht spontan bestätigt. Man konsultiert das (ver-mutlich) güldene Reserva-tionsbuch und zeigt sich unentschlossen, ob es für den unbekanntnen Bewer-ber noch Platz hat oder nicht. Erst ein immer wieder erfolgsverspre-chender Trick – nein, eben genau nicht das, was Sie jetzt denken! – hilft zum Durchbruch. Mit einer Auf-lage: Drei Tage vor dem abgemachten Termin haben wir anzurufen und mitzutellen, dass wir auch tatsächlich zu kommen gedenken. Was wir dann auch artig tun.



auf die Marschtabelle treffen wir in Crisier Village ein. Ob wir jetzt schon rein dürfen? Oder ist es adäquater, noch 19 Minuten rumzuspazieren, um dann, synchron mit dem Zeigersprung, punkt 12:00 Uhr schüüch und devot einzutreten? Wir entscheiden uns für die erste der beiden Varianten.

Wer das ehemalige Rathaus mit der diskreten Aufschrift «Girardet» betritt, der kommt in eine andere Welt. Überall stehen hilfreiche Angestellte – samt und sonders männlich – herum, die dem Gast helfen wollen. Zum Apéro bittet man uns «au premier étage», an wunderschönen Gemälden des heute 83-jährigen Walter Mafli vorbei. In gediegenen Lederfauteuils wird ein erstes Mal serviert. Und wer hier oben mit der Aussenwelt Kontakt aufnehmen möchte, dem steht kein PTT- oder Ascom-08/15-Telefon, sondern ein Designermodell von Bang&Olufsen zur Verfügung. Noblesse oblige.

Zu Tische sitzt man dann in einem Ambiente, das seinesgleichen sucht. Die Speisekarten sind ebenso schlicht wie gediegen, die Preise bekommen aber nur wir Männer zu Gesicht. Auch der Vermerk, dass bei Herrn Girardet keine Kreditkarten akzeptiert werden, steht nur auf den Männerkarten. Wo äch der nächste Bancomat steht? Dem Rahmen angepasst das Geschirr: «Réalisé pour Fredy Girardet» steht auf dem Boden zu lesen. Nid us Langethu. Aus Limoges. Die vielen Gänge sind ein Gedicht, nicht bloss für den Gaumen, auch für die Augen und die Ohren (weil während des Essens der «Lärmpegel» durch Teppiche und Wände perfekt schallgeschluckt wird). Und wenn man bei einem der vielen Kellner um etwas nachfragt, dann gibt es nicht bloss

ein wortloses Kopfnicken, sondern ein freundliches «Avec plaisir». Merke: Freundlichkeit kostet selbst bei Girardet nichts.

Und nun zum versprochenen Attentat. Als Realsatiriker ist man ja irgendwie seinem (un)guten Ruf verpflichtet, selbst – oder gerade! – in Etablissements wie demjenigen von Fredy Girardet. «Pardon», bekommt deshalb der Maître de Service beim Hauptgang zu hören, «ist es möglich, zum Perlhuhn etwas Ketchup zu haben?» – «Non Monsieur, malheureusement pas!», lautet die Retourkutsche unmissverständlich. «Das kennen wir hier nicht. Und übrigens, ich würde es nie wagen, Herrn Girardet überhaupt zu fragen, ob wir so etwas im Hause haben», präzisiert der Oberkellner. Henusode.

Exklusiv sind bei Girardets auch die Gäste. Einer, Typ zerstreuter Professor im Rollchragepulli, sitzt für sich allein in einer Ecke, liest meistens in einem Büchlein und leert, so nebenbei zum Essen, solo eine Flasche Weiss- und eine Flasche Rotwein. Ich nehme an, der Mann sei zum Schluss nicht selber weggefahren. Ob allerdings ausgerechnet jener Chauffeur, der vor dem Restaurant und neben einem überüberüberüberlangen schneeweissen Cadillac mit dem Kennzeichen FR 55 steht, auf unseren zerstreuten Professor wartet, das hingegen wage ich zu bezweifeln.

Harry und Hasler gemeinsam auf... Ibiza*.

“Ibiza hat sich, dem Massentourismus sei Dank, einiges an Clichés bewahren können. Noch immer treffen sich hier beispielsweise die Spinner. Schon allein aus diesem Grund habe ich mich Ihnen gegenüber, liebe Leserinnen und Leser, verpflichtet gefühlt. Während unserer letzten Familienferien mit Bollas haben sich die beiden Familienoberhäupter vor zwei Wochen als «Harry und Hasler» einen Abend lang für Sie ins ausgeflippte Nachtleben gestürzt – und das mit ausdrücklicher und freundlicher Genehmigung beider Ehefrauen.



Unser ursprünglicher Plan, mit offenem Lamborghini beim Jetset vorzufahren, scheitert am Veto der Herren Soll & Haben. Das war, wie sich zeigte, auch nicht weiter schlimm, weil unser Parkplatz ohnehin ausser Sichtweite der Schickeria war, so dass wir unseren Fiat Cinquecento (Kubik, nicht PS) ohne Aufsehen zu erregen in einem Seitengässchen abstellen konnten. Ansonsten aber sind Harry und Hasler perfekt für ihren grossen Auftritt geoutfitet: Eine der beiden Baseball-Mützen ist mit der Aufschrift «Planet Hollywood Atlanta» aufgewertet, die andere mit «CNN World Headquarters Atlanta». Am Handgelenk protzen echte Rolex-Imitationen, 6-Karat-Goldkettelis schmücken den Hals, Lacoste-Gürtel werten den Bauch auf, die American-Express-Karte, geschätzt in allen zwielichtigen Etablissements dieser Erde, sitzt locker in der 501-Phüdlitasche. Nur das Handy fehlt zur totalen Show. Bereits am Nachmittag haben Mario und ich kräftig jenen Spruch geübt, den wir zu später

Stunde in den Bars zum Besten geben wollen: «Girls! Champagne! Cigars!»

Nach einem XL-Bier machen wir uns, vor Selbstbewusstsein nur so strotzend, auf den Weg zum Ort, wo sich die Schönen und Reichen treffen. Glücklicherweise ist, wie Harry und Hasler, Gleich eingangs des Vergnügungsviertels erhalten Harry und Hasler von zwei extrem Miniberockten (Typ «Ibiza-Spezial») zwei Karten für Gratisintritte in eine Mega-Disco geschenkt. Ob so viel humanitärer Nächstenliebe, noch mehr aber von den wahnsinnig schönen und langen Beinen beeindruckt, übersehen unsere beiden Beaus beim Zurückschauen eine quer über die Strasse gespannte Kette – und schon liegen Dick&Doof flach auf dem Boden, spontan lachend zwar, aber mit schmerzenden Schienbeinen. Zum Ort des Geschehens: Kolumbus (jener mit dem Ei) mag seinerzeit vielleicht die Neue Welt entdeckt haben, San Antonio aber liegt heute fest im Griff der Nachkommen von Nelson und Guinness. Harry und Hasler glauben sich in Soho: Pubs noch und noch, Fish&Chips ebenfalls, gespoken wird hier ausschliesslich English, Letzteres in der Version für jedermann.

Sie sind schon ein eigenes Inselvölkchen, diese Briten, vor allem dann, wenn sie im Rudel aufkreuzen. Einer, mit Nike-Schuhen an den Füßen, liegt regungslos quer über einem Tisch. Ihnen darf ich es ja verraten: Sein Zustand ist weder auf eine sportliche Höchstleistung noch auf

die falsche Schuhmarke zurückzuführen. Eine Landsfrau, vermutlich Your Drunkness, legt, kurz danach, beim Verlassen des Pubs eine warme Pizza aufs Pflaster. In den gehobeneren Lokalen geht man schon eher zur Sache. Schön sitzt auf Reich, Reich schmust mit Schön, Schön zwinkert Schön zu, Reich Reich.



Von einer Königin der Nacht, bei der selbst bei schumrigem Licht ersichtlich ist, dass die leide Lady ihren Zenit seit Jahren schon hinter sich hat, meint Harry: «Die möchte ich mal ungeschminkt sehen, bei Tageslicht.» – «Ich nicht, ehrlich gesagt.»

In einer In-In-Disco tanzen Dutzende von «Blümchen»-Ähnliche (Sie sehen, ich bin durchaus aufdatiert) um die Wette. Zwanzig oder weniger müsste man nochmals sein; denn Rolex und Lacoste und CNN und 501 und Timberlands verpuffen bei den Girlies wirkungslos. Teenies zu Teenies, Oldies zu Oldies, Grufties zu Grufties, Komposties zu Komposties. Harrys zu Haslers.

Zu fast jeder Schandtät wären Harry und Hasler bereit – ausser für eine Schlägerei (aus Angst, den Kürzeren zu ziehen). Zu einer ebensolchen kommt es jedoch beinahe, als sich unsere beiden Helden kurze Zeit später in einer richtigen spanischen Bodega mit richtigem spanischen Rioja gefüllten richtigem spanischen Glas

bei einem richtigem spanischen Kellner, der in einer richtigen spanischen Sportzeitung blättert, nach der wenig spanisch anmutenden Schlussrangliste der Vuelta erkundigen. «Zulle, Rominger, Dufo», antwortet der Mann leicht gereizt. Harry und Hasler geben sich als stolze Suizas zu erkennen. «Und Indurain?», will Hasler übermütig wissen, wohlwissend, dass der fünffache Tour-Sieger seinen Balistorigel längst aufgeworfen hat. Der Kellner antwortet mutz etwas von «Abondar» und schwärmt umgehend von Olano. «E italiano!», zündet Hasler. Die Situation spitzt sich dramatisch zu. Mit einem kollegialen «Chum itz, mir gö!», einem fluchtartigen «Adios!» und grosszügigem Trinkgeld gelingt es den beiden tapferen Eidgenossen, sich der spanischen Lynchjustiz zu entziehen. Olé!

Wer schreitet so spät durch Nacht und Wind?

“Die Ereignisse rund um das Shoppyland am 2. Dezember 1996 haben dazu geführt, dass wir unsere Sicherheitsmassnahmen massiv verstärkt haben. Ohne Ihnen zu viel zu verraten: Dazu gehört auch, dass einige Leute rund um die Uhr erreichbar sein müssen, so zum Beispiel unsere Sicherheitschefs Anton Gäumann und Reto Sopranetti. Auch meine Wenigkeit, als Presse(ver)sprecher der Migros Bern, gehört dazu. Für mich hiess das, dass ich am ersten Dezember-Weekend 1996 erstmals mit einem Natel unterwegs war. In Vercorin. Zum Glück wissen Journalisten jeweils nicht, wo genau sie Medienreferenten (wie unsere Berufszunft in Deutschland würdevoll genannt wird) via Natel erreichen...”

Letzte Abfahrt, ungefähr 16:15 Uhr. Kurz vor der Mittelstation, als ich gerade zum royalen, carvingmässigen Rechtsschwung ansetzen will, piepst es unüberhörbar auf Herzhöhe. Der erste Natelanruf meines Lebens. Noch während des Abschwingens hört der Anrufer «Bornhauser». Es ist Anton Gäumann, mit News: «Im Zentrum Oberland steht ein einsamer Koffer, die Polizei ist vor Ort.» Das Gespräch dauert 30 Sekunden, danach schliesse ich zur Familie auf, Höhe Mittelstation. «Der junge Mann, dort, hat gefragt, ob er sich uns anschliessen kann, bis zur Talstation, er kennt die Piste nicht so gut», empfängt mich Monika und zeigt mit dem Skistock auf einen schätzungsweise Dreizehnjährigen. Von mir aus. «Wie fährst du Ski?», will ich von ihm en français wissen. «Très bien», antwortet der Jüngling, sehr gut. Wie wir losfahren, gesellt sich ein weiterer

Fremdling dazu, wenn auch im Stemmbo-genstil. «Wir gehören zusammen», meint Très Bien. Es ist klar: Sein Kollege fährt weniger gut, moins bien. Nun, irgendwie werden wir das schon bis zur Talstation schaffen.

Mit Ausnahme Ihres Realsatirikers fährt Familie Bo (Monika, Claudia, Patrick, die beiden Letztgenannten sind zehn, respektive sieben Jahre alt) mit Très Bien – richtig heisst er Gouda, albanischer Abstammung – voraus, Bo und Moins Bien folgen mit grösserem Abstand. Dummerweise verfahren wir uns. «Macht nichts», muntere ich Moins Bien auf, «wir müssen lediglich 100 Meter zurück, dann sind wir wieder richtig.» Ich steige von den Skis, klemme sie zusammen, lege sie über die Schultern und stapfe hinauf. Oben angelangt, drehe ich mich zu meinem Begleiter um. Nur... Moins Bien ist nicht da, also renne ich zurück. Er steht noch immer am Ausgangsort, gesichert auf seinen Skis. «Was ist, willst du nicht mitkommen?» – «Ich habe noch nie Skis den Berg hinaufgetragen.» – «Wie bitte?» – «Ich kann nicht laufen, mit den Skis in der Hand.» Ich helfe Moins Bien aus den Bindungen und spiele Grautier. «Los jetzt!» Im zweiten Anlauf klappt es.

«Schau, jetzt fahren wir diesen Hügel hinunter, mit Schuss, damit wir mühelos die Gegensteigung hochkommen», bekommt er fünf Minuten später erklärt. «Ich zeige dir, wie das geht.» Gesagt, getan. Von der Gegenseite winke ich Moins Bien zu: «Allez hopp!» Er macht

keinen Wank, lässt bloss lautstark verlauten «Je ne veux pas», er wolle nicht. Ich wähne mich nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. «Mach sofort, dass du runterkommst, Moins Bien, sonst setzt es was ab!» Nichts zu machen, er steht da wie eine Vogelscheuche. Also stapfe ich wieder hinauf, gepflegt fluchend. Ich packe Schönöwöpa mit der linken Hand am Kragen und stosse ihn samt abgeschnallter Skis bergab, dann wieder bergauf.

Es ist 16:55 Uhr, die Sonne bereits verschwunden. Auf der Ebene will ich Schönöwöpa gerade die Kutteln putzen, da piepst es, Barbara Weber von Radio extraBERN möchte eine Auskunft in Sachen Zentrum Oberland, eine kompetente dazu. Ich empfehle ihr Anton Gäumann als Gesprächspartner. Schönöwöpa ist in weiser Voraussicht abgefahren, geradezu auf eine Dreiergruppe mit Snowboards. Wie sich herausstellt, kennt er die Jugendlichen. Juhudihui! Ein kurzes Gespräch, dann ist alles klar: Ich brauche dem wartenden Très Bien an der Talstation bloss zu sagen, dass Moins Bien samt Kollegen nachkommt. Auf dem Weg nach Hause nehme ich Regieanweisungen von Toni entgegen, stelle anschliessend die Skis in den Keller, ziehe Halbschuhe an und marschiere zur Gondelbahn. Auf dem inzwischen fast leeren Parkplatz steht eine Gestalt unter einer Laterne: Très Bien. Ich erkläre dem Burschen, dass Schönöwöpa alias Moins Bien demnächst kommen wird. Wird er das tatsächlich? Und was, wenn die vier sich in der Dunkelheit verirren und erfrieren? Wie lebt es sich damit, vier Jugendliche auf dem Gewissen zu haben?

Der Vaterinstinkt steigt in mir hoch. Ich

beschliesse, der Vierergruppe auf der Skipiste entgegenzulaufen, um ihr zu sagen, dass Buddha – oder wer auch immer – unten wartet. Die ersten 200 Meter marschieren sich prima, mit der Zeit beginne ich jedoch mit jedem Schritt mehr einzusinken, zuerst knöchel-, dann knie-, zum Schluss hüfttief. Es piepst: Es ist Anton Gäumann, mit weiteren Details. Aus der Finsternis sehe ich vier Jugendliche auf der Strasse in Richtung Télécabines marschieren. Merken Sie öppis? Und was tut Bo, allein im Walde, was? Weil er Schritt für Schritt tiefer einsinkt und deshalb unmöglich gehen kann, robbt er die nächsten paar Meter auf allen Vieren, bis ihm, weil ohne Handschuhe unterwegs (...), schier die Finger einfrieren. Sekunden später ruft nicht der Berg, sondern das Natel. Dieses Mal will Michael Steiner von extraBERN ein Statement von mir persönlich, weil Anton Gäumann angeblich besetzt ist. Am liebsten würde ich den Hörerinnen und Hörern von Radio extraBERN eine Melodie vorsingen, so im Stil von «Ein Männlein steht im Walde, ganz still und stumm»... Anyway, Steiner kriegt seine Auskunft, schliesslich ist man Profi.

Gegen 18:15 Uhr kehre ich nach Hause zurück, pflotschnass. «Aha, bist du also doch noch zu Jean-Pierre ins Café de la poste zum Apéro», meint Monika leicht herausfordernd. Hat man nun davon.



Eine etwas verspätete Weihnachtsgeschichte...

“ Bei uns zu Hause ist Gewalten-trennung angesagt: Meine Frau brachte die Kinder zur Welt, ich kaufe jeweils den Tannenbaum zu Weihnachten. Funktioniert prächtig, auch in anderen Belangen des täglichen Lebens. Stellen Sie sich vor, wir wären anders organisiert – und ich hätte Claudia und Patrick geboren. Oder Monika würde sich um den Christbaum kümmern, wie sie das letzte Weihnachten tatsächlich getan hat. ”

«Thomas, du brauchst dieses Jahr nicht nach einem Tannenbaum zu suchen», heisst es, Irrtum vorbehalten, um den 15. Dezember herum, in der guten Stube, seitens meiner Angetrauten, «ich habe zufälligerweise heute einen schönen gesehen und gekauft.» Wunderbar. Schon wieder etwas aus der Pendenzenliste erledigt. Am Abend des 23. Dezember herrscht bei Bo's freudige Aufregung: Das Tannen- soll zum schmucken Christbäumli dekoriert werden. Ich gehe hinaus auf die Terrasse, wo der Baum noch im Filet verpackt in einem Kübel steht. «Monika, dein Baum ist schätzungsweise 30 Zentimeter zu hoch.» – «Dann schneid' doch den Spitz einfach ab!» – «Und wenn dann die Äste darum höher als der Spitz sind?» – «Bevor du das behauptest, würde ich den Baum erst einmal aus dem Netz nehmen.» Ich tue wie befohlen. Was ungefähr eine Minute später unter dem Plastiknetz zum Vorschein kommt, das lässt sogar mich sprachlos werden (und das will öppis heissen, da können Sie sicher sein).

so wie er jeweils Jahr für Jahr bei uns zu Gast ist und das ganze Wohnzimmer aufwertet, reicht es dieses Mal nicht. «He! Chum emau cho luege, was isch das für nes Gschwür?», will ich von meiner Gattin wissen. «Dä het aber viel schöner usgseh, won ig ne gkouft ha!» Wieauchimmer. Der Familienrat wird zu einer dringlichen, ausserordentlichen Sitzung berufen. Meine Meinung steht gegen «Für die paar wenigen Tage, die er hier rumsteht, ist das doch nicht so schlimm.» (Monika), «Mir hei doch nid dr Gäldschysser zum ene neue Boum go z'houfe.» (Claudia) und «Mir isch glych.» (Patrick). Schlussverdikt dann, einstimmig: «Henusode, de geisch halt eine is Shoppy go poschte.»

Bleibt die Frage: Was passiert mit dem Geschwür? «Wir können ihn ja im Garten aufstellen», kommt meinerseits. «Geits no? Was werden die Nachbarn denken, Bornhausers mit zwei Tannenbäumen? Du kannst ihn ja im Shoppy jemandem verschenken.» – «Und wie stellst du dir das vor? Alle mal herhören, wer möchte ein Geschwür geschenkt? Nein, nein, ich mache das à la Bo.» Minuten später sind Patrick und Papa samt Tannenbaum auf dem Weg ins Shoppy. Unterwegs, im Wald bei Uettligen, halte ich an, warte, bis nirgends mehr Scheinwerferlicht zu sehen ist, öffne die Heckklappe, ziehe das Geschwür hervor und stelle den Baum gut sichtbar neben einem Waldweg auf, damit Tannenbaum-Wilderer sich auf ihrem nächtlichen Streifzug nicht gross bemühen müssen.

Das Ding hat gewiss eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Tanne, aber zum Christbaum,

Gegen 19:45 Uhr sind wir im Shoppyländ. Schnurstracks geht es ins Gartencenter der Migros. («Nei Pädi, chum itz, es git nüt z'schläcke!») Dort die GROSSE Enttäuschung: Gar nichts hat man uns übrig gelassen, eine Fehlanzeige par excellence. Was nun? Mir kommt in den Sinn, dass es just neben dem Einkaufszentrum einen freien Tannenbaumverkauf gibt – und während des Shopp-Abendverkaufs wird der Verkäufer dort sicher das grosse Geld machen. Fehlanzeige Nummer 2, ein Abendverkauf findet nicht statt. Wir fahren nach Zollikofen, zum Ziegelei-Markt der Coop (eh jaaaa, als Migros-Bern-Mann frisst man in der Not... Sie wissen ja). Fehlanzeige zum Dritten, eine Situation wie im Shopp. In Ortschaften machen wir dann Halt bei einem ehemaligen Turnkameraden, der einen grossen Bauernhof bewirbt – und Tannenbäume verkauft. Aber eben, Nordmantannen hat Hanspeter nicht.

baum, kein besonders schöner zwar, aber immerhin. Ich halte an, warte bis nirgends mehr Scheinwerferlicht zu sehen ist, öffne die Heckklappe, schnappe mir den Gratis-Tannenbaum, schiebe ihn in den Wagen – und weg sind wir wieder. He, Hallo! Was soll das Grinsen in Ihrem Gesicht? Hören Sie auf damit, das hier ist eine zu ernste Angelegenheit.

Ich beschliesse, samt Pädi und Baum noch husch zum Heim & Hobby der Coop nach Bethlehem zu fahren. Und siehe da/dort: Tannenbäume so weit das Auge reicht, einer schöner als der andere. Wir nehmen uns eine wunderschöne Nordmantanne, lassen sie «filetieren», liefern die dafür vorgesehenen 70 Franken ab, direkt in die Kasse unserer Marktpartnerin (schön gesagt, gell Bruno Riedo von der Coop Bern-Biel?), marschieren zum Auto, nehmen das Geschwür aus dem Wagen, legen Baum 2 hinein und Baum 1 obendrauf. Dann fahren wir nach Hause.

Eine berechtigte Frage! Was ist aus Baum 1 geworden? Die Auflösung des Rätsels überlasse ich für einmal Ihrer Fantasie. Immerhin, drei Möglichkeiten stehen Ihnen zur Auswahl:

- Er wurde einem Blindenheim verschent.
- Er zierte für einige Stunden einen Waldrand, war tags darauf aber verschwunden.
- Bo's haben einen Ersatzbaum – für alle Fälle – im Garten stehen.



Jetzt wird die Situation langsam, aber sicher prekär. Man stelle sich das Unvorstellbare vor: Morgen ist Heilig Abend und Bo's haben keinen Christbaum in der Stube! Wie der Zufall es so will: Im Wald bei Uettligen steht an einem Wegrand, gut sichtbar, ein ausgesetzter Tannen-

Bum Bum oder wie man zum Volkshelden wird.

“ Mit Arbeit, so besagt ein Volksspruch, wird man nicht reich. Mit Tennisspielen schon eher. Da gewinnt beispielsweise eine 17-Jährige zum zweiten Mal einen sündhaft teuren Sportwagen der Marke P. (P wie Porsche), den sie aber, weil noch nicht 18, nicht mal selber fahren darf – und, abgesehen davon, auch nicht fahren dürfte, weil bei der Firma O. (O wie Opel) unter Vertrag, obwohl sie noch ein Jahr kein Produkt der Firma O. pilotieren darf. Sie sehen, das Leben einer Tennisspielerin ist ganz schön kompliziert. Weniger kompliziert – dafür auch mit weniger Gage – ging es vor ein paar Monaten bei Juwelier Kurz im Shoppypyland zu und her. Beim RADO-Tennisstand konnte jedermann seine Aufschlagstärke messen lassen. Zur Einführung: Marc Rosset bringt es, als einer der Besten auf der Welt, auf 210 Stundenkilometer. ”

Das Shoppypyland ist auch das Nervenzentrum der Migros Bern: Hier, unmittelbar an das Einkaufszentrum angebaut, befinden sich die Betriebszentrale und Administration meiner Arbeitgeberin. Dementsprechend viele Leute wirken hier, etwas über 1'000. Und von diesen vielen, vielen Kolleginnen und Kollegen spielen wiederum viele Tennis, wie auch ich. Kein Wunder also, wollten wir unsere Aufschlagpower offiziell von der Lichtschranke am RADO-Stand messen lassen. Beat Grütter, Chef-Liegenschaffter, schaffte gleich am ersten Tag 175 Stundenkilometer. Doch da hatte ich noch kein Racket geschwungen.

Sechzehn Buchstaben und drei Zahlen sollten am Tag darauf Einkaufszentrum, Betriebszentrale und Administration gleichermaßen schocken: **Thomas Bornhauser 201**. So stand es am nächsten Morgen zuoberst auf der Schlägerparade zu lesen, von der charmanten Nadja Duss (Juwelier Kurz) handgeschrieben. Borni

hatte seinen Coup gelandet, der Fehdehandschuh war geworfen.

Es vergeht keine Stunde, da kommt die erste E-Mail zum Thema (weitere acht sollten an diesem Tag folgen). Es ist Thomas Duppenthaler vom Sicherheitsdienst. Er gratuliert zu den 201 und gibt gleichzeitig seiner Hoffnung Ausdruck, dass



der Tennisschläger noch ganz ist. Kurz nach der Znünpause schaut Bernhard Griffone vorbei: «201! Ich bin ja bloss gespannt, wie der Grütter Beat diese Herausforderung wegstecken wird.» Hanspeter Kohli (Kolonial), der praktisch vis-à-vis von mir sitzt, macht vor Ehrfurcht schier den Hofknicks. Und als ich einmal durchs Grossraumbüro laufe, da scheint es mir, als wären alle Augen auf mich gerichtet. Borni, Bauch einziehen! Um 12:30 Uhr lasse ich mich am RADO-Stand bei Nadja Duss blicken. Einer, auch aus dem Aufschläger-Club, der allerdings nicht genannt sein will, (vor) lautstark zu seinem Kollegen: «Da! Dort steht er, der Bornhauser! Soll er uns allen doch mal vorführen, wie er die 201 geschlagen hat!» Die beiden lachen. «Pardon, haben Sie auch schon einmal ein Formel-1-Training verfolgt? Nun, dann werden Sie ja wohl wissen, dass Mikka Häkkinen in seinem Silberpfeil auch nicht draussen auf dem Kurs ist, wenn er Bestzeit hält. Ich schlage vor, Sie schlagen mit 202 auf, dann doppelte ich mit 203 nach. Ist das ein Angebot?» Der Mann, Vorstandsmitglied im Anti-Bo-Fanclub, verzieht sich. Scho wider öpper verrückt gemacht.

Gopf! Beat Grütter – Bestleistung, so ist der Infotafel zu entnehmen, inzwischen 182! – muss es ob der Zahl 201 tatsächlich die Sprache verschlagen haben, jedenfalls meldet er sich nicht. Also giesse ich, Provo, der ich nun mal bin, Öl nach, per E-Mail: «Ich darf dich trösten und aufmuntern: Die Versuche 2 und 3 bei mir waren deutlich schwächer. Nur 191, resp. 190. Kopf hoch!»

Als ich am späteren Nachmittag in der Shoppy-Fleischhauerei Grillfleisch einkaufe, äussert sich der Metzger spontan: «Fleisch ist gut für die Oberarme.»

Weiss der Kerl also auch schon Bescheid. Einige Minuten später, im M-Electronic-Studio: Zwei Mitarbeiter tuscheln so laut, dass man zwangsläufig Wortfetzen mitbekommen muss: «...gross ist er ja... fast so schnell wie der Rosset... unglaublich... einer von uns!» Zurück im Büro eine weitere E-Mail, dieses Mal von Ausbildungschef Beat Zahnd, in der Sie-Form, obwohl wir uns seit Jahren duzen: «Ihre Beschleunigungskräfte am RADO-Stand haben meine Kinder in grösste Bewunderung gestürzt; sie möchten ein Autogramm, solange dieses überhaupt noch bezahlbar ist. Auch möchten sie sich auf die Warteliste für Bo-Shirts, Bo-Servietten, Bo-Bier- und Bo-Kaffeerahmdeckeli oder Bo-Schweissbänder setzen.» Ich werde nonstop angehauen. Man gratuliert noch und nöcher, überall sind die 201 Tages-thema, sogar auf der Damentoilette des Shoppy, wie mir Erika Jollat von Kurz erzählt. Eigentlich eine Schande, gibt es noch keine Pläne für ein Thomas-Bornhauser-Denkmal.

Und was lernen wir daraus? In der Schweiz gilt einer, der einen Ball mit 201 Stundenkilometer Geschwindigkeit an eine Wand brätschen kann, weit mehr, als jemand, der während Jahren versucht, seine Arbeit richtig zu machen.

Moment mal, mir ist fast, als hätte ich vergessen, Ihnen etwas zu sagen. Aha ja, jetzt weiss ich es wieder: Die 201 waren reiner Bluff, eine Aktion, um zu einer neuen Kurzgeschichte zu kommen (dieser hier) und um die Kollegen zu ärgern. Zwar habe ich aufgeschlagen, aber bei weitem nicht die behaupteten 201. Zum Glück hat Nadja Duss von Juwelier Kurz so spontan mitgemacht (Merci, Nadja!). Und am nächsten Tag die 201 aus der Hitparade gestrichen. Womit für einige Leute die Welt wieder in Ordnung war.

Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?

“Sie haben es inzwischen gemerkt: Ich habe einen Traumjob, der mir die verrücktesten Möglichkeiten bietet, interessante Menschen kennenzulernen. Das ergibt sich in den meisten Fällen «passiv», im normalen Büro-Alltag. Von Zeit zu Zeit gehe ich jedoch selber in die Offensive, wenn ich Lust verspüre, einen faszinierenden Zeitgenossen kennenlernen zu wollen. Logo; schüch darf man in solchen Fällen nie sein. Ist man es dennoch, kann man ja immer noch jemanden als Alibi vorschieben und sich ganz «per exgüsé» anhängen. In unserem Fall beispielsweise bei der dreizehnjährigen Carole Schürch, Schülerin aus Meikirch.”

René Baumann alias D.J. BoBo mag ich nicht bloss, weil er meinen seinerzeitigen Übernamen im KV, «BoBo», samt korrekter Orthographie geklaut und zu seinem eigenen Markenzeichen gemacht hat. Nein, ich mag den Typen, weil er es mit einem langweiligen Durchschnittsgesicht (wie ich) zu Weltruhm gebracht hat (nicht wie ich). Und weil er echt gute Musik macht, samt super Show. Aber eigentlich geht Sie das ja überhaupt nichts an.

Good News im Frühjahr 1997: D.J. BoBo kommt nach Bern! Nun, so ein BoBo-Konzert an sich ist bereits ein Erlebnis, aber wie schaffe ich es bloss, BoBo II mal selber kennenzulernen? Ich kann ihm ja schlecht einen Liebesbrief schreiben und um ein Rendez-vous bitten... Was würden meine Freunde auch von mir denken? Und erst meine Frau? Eureka! Ein D.J.-BoBo-Kinder-Wettbewerb im «Brückenbauer» muss her! Und weil, gar keine Frage, klar ist, dass so eine kleine

Gewinnerin oder ein kleiner Gewinner hinter den Kulissen betreut werden muss, ist die Frage nach dem Betreuer beantwortet, noch bevor sie überhaupt jemand stellt. Cleveres Kerlchen, Bo, helles Köpfchen. Ganz nach Schillers Zitat aus Wilhelm Tell «Der brave Mann denkt an sich – selbst zuletzt». Wieauchimmer: Am nächsten Tag telefoniere ich mit dem Management des Künstlers. Alles klar, kein Problem: Die Gewinnerin oder der Gewinner kann den Star nach dem Konzert Backstage treffen und für die Migros-Zeitung interviewen. Also schreibe ich die entsprechende Wettbewerbsseite im «Brückenbauer» zusammen. Titel: «Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?» Über 700 Kinder aus dem Kanton Bern machen beim Wettbewerb mit. Fortuna zieht aus dem kleinen Berg von Einsendungen die Karte der dreizehnjährigen Carole Schürch aus Meikirch. Die Kleine kreischt vor Freude, als ich sie anrufe und die News verkünde. Weil auch unsere zehnjährige Tochter Claudia D.J.-BoBo-Fan (und, Gottseidank, nicht mehr Patrick-Lindner-Anhängerin) ist, frage ich sie, ob sie Carole und mich zum Konzert begleiten will. Sie will. Ganz «Wie der Vater, so die Tochter». Nach schlaflosen Nächten hüben und drüben im Vorfeld des Ereignisses kommt er dann doch noch, der langersehnte Sonntagabend, 22. Juni. Wir haben 17:30 Uhr abgemacht.

Carole ist eine ganz Feine, ihre beiden erwachsenen Begleiter, Rita und Markus, ebenfalls. Wir alle sind ein bisschen zu früh bei jenem Treffpunkt, wo die

Medienschaffenden später vom D.J.-BoBo-Manager abgeholt werden. Also diskutieren wir in der Zwischenzeit friedlich miteinander. Rita plötzlich, wie aus heiterem Himmel, zu Claudia: «Sag mal, habe ich dich nicht kürzlich am Fernsehen gesehen?» Das Strahlen in den Augen unserer Tochter verrät ihren Gemütszustand. «Ja, ich habe letzte Woche eine kleine Rolle bei der TeleBärn-Kurzserie «Primavera» gespielt.» Sofort will Carole von Claudia mehr zur Arbeit beim TV wissen. Derweil dreht sich Rita zu mir um. «Also ehrlich, unter uns beiden nur: Ich finde diese «Primavera»-Sendung scheusslich, total ungeniessbar. Unter jedem Niveau.» Ich liebe Leute, die unverblümt das sagen, was sie denken: «Liebe Rita, auch nur unter uns beiden: Ich schreibe die «Primavera»-Drehbücher...» Lovely Rita läuft nadisna hochrot an, bis hinter beide Ohren. Markus, der die Sache trotz Flüsterton mitbekommen hat, kriegt einen diskreten Lachanfall. Situationskomik nennt sich das dann wohl, Sitcom live. Besser als «Primavera».

Genau eine halbe Stunde vor Konzertbeginn werden wir vom Management abgeholt. Die Berner Presseleute, die ich von Berufes wegen her kenne, staunen/



schmunzeln nicht schlecht, wie sie Borni mit zwei jungen Damen erblicken. Vermutlich werden sie sich ihre Sache denken. Who cares? (I dont'.) Während des Konzerts können die Fotografinnen und Fotografen unmittelbar in den Graben vor die Künstler. Carole und Claudia strahlen. Und knipsen drauflos. Papa auch. Michael Schneeberger vom «Bund» wundert sich. «Wissen Sie, es ist für eine Kinderreportage im «Brückenbauer». Ich mache bloss Sicherheitskopien. Eh ja, man weiss ja nie.»

Ich werde dem Mann eine Kopie dieses Geständnisses zustellen.

Zum eigentlichen Rendez-vous mit D.J. BoBo nach dem Konzert nur soviel (der Rest ist nämlich in Caroles Reportage vom 09. Juli 1997 im «Brückenbauer» nachzulesen): Ein hochsympathischer Mann, dieser René Baumann, wirklich! Bevor ich es vergesse: Die Fotos von Carole und Claudia sind perfekt rausgekommen. Nur die angeblichen Sicherheitskopien (...) habe ich verhaun. Übrigens: Die ebenfalls unterbelichteten «Primaveras!» gibt es nicht mehr. Rita wird es freuen.

Was einem die Space Girls so alles einbrocken können...

“Man kann mit einem einzigen lustigen Erlebnis dann und wann genauso wenig eine ganze Kurzgeschichte zusammenschreiben, wie eine einzige Schwalbe einen eigentlichen Frühling veranstaltet. Geht mir heute auch so, deshalb kriegen Sie ein dreiteiliges Patchwork vorge-setzt. Und weil Brigitte Böhlen & Co. von der Aemme-Zytig und der Grauholz-Post eh ständig motzen, weil ich angeblich zu lange Einführungstexte schreibe, höre ich jetzt auch damit auf. ☹️

Neulich lag ein Zettel auf dem Esstisch. Um was es auf dem Blatt genau ging, liess sich nicht auf Anhieb feststellen, weil Mickey-Mouse-Heftli es fast vollständig verdeckten. Ehrlich gesagt, es interessierte mich auch nicht gross. Wozu auch? Es dauert allerdings nicht lange, da kommt unsere Claudia (11) ange-rauscht, mit der Bitte, den rechten unteren Rand mit meiner Unterschrift zu verzieren. «Weshalb soll ich den Zettel denn unterschreiben, worum geht es denn?» – «Das ist ein Geheimnis und eine Überraschung, fürs Dani! Du darfst nicht nachschauen!» – «Und weshalb darf ich nicht wissen, was ich für deine Freundin unterschreibe?» – «Weil es doch sonst keine Überraschung mehr wäre.» Kindliche Logik.

Dennoch – die Regieanweisungen des Produzenten an sein Töchterli sind klar: Vorher wird gelesen, was unterschrieben werden soll, basta (wo kämen wir sonst auch hin?). Und siehe da... Nichts von «Überraschung fürs Dani», Schabernack hat Claudia-Darling in der Schule veran-

staltet, wieder einmal – und Papa darf jetzt die Inkenntnisnahme mit seiner Signatur dokumentieren. «Weisch, Papa», heisst es sofort, «s’ Dani het o so ne Brief, dr Peter muess o unterschrybe!» Wer wird es mir verübeln, dass ich miss-trauisch bin und deshalb Danis Vater anrufen will. Doch daraus wird nichts, vorerst, zuerst will Claudia mit Dani telefonieren: «He! Hesch es dym Vater scho gseit? Mi Vater wott nämlech unbedingt mit dim Vater rede.» Aha, so ist das also. Bevor ich allerdings zum Hörer greifen kann, liegt bereits wieder auf dem Telefon: «Muesch no schnäll warte, s’ Dani muess es no zersch schnäll em Peter säge.» Wie sich im Laufe der näch-sten Stunden herausstellt, muss es sich bei besagtem Brief sozusagen um ein Rundschreiben handeln: Praktisch sämt-liche jungen Frauenzimmer haben in der Schule offenbar einen Jüngling aus ihrer eigenen Klasse so ziemlich vernudelt, verbal.

Manchmal ist sie wirklich eine kleine Wundertüte, unsere Claudia. Einmal sitzen wir, weil Mama abwesend ist, nur zu dritt zu Tisch: Patrick (8), Claudias Brüetsch, Claudia herself und ich. Papa hat Spinat aufgetischt, und Hörnli, die Kids mögen das. Plötzlich, aus heiterem Himmel, eine Art Quizfrage: «Papa, was isch das, Oralsex?» Pflatsch! Mein Löffel liegt, zumindest symbolisch, im Spinat. Ich schwöre Ihnen: Claudia interessiert sich noch nicht für den Auslandteil der Zeitungen, wo zu jener Zeit von einer gewissen Monica Lewinsky und dem Oral

Office die Rede ist. Hingegen ist Töchterli Spice-Girls-Fan und hat in einer Reportage über Mel C oder Mel B (oder war es Geri?) gelesen, dass sie Oralsex mag, Bingo.

Claudia zum dritten (mir fällt bei dieser Gelegenheit auf, Pädu muss der ruhigere von beiden sein, über den gibt es heute nämlich gar nichts zu erzählen): Meine Eltern haben ein wunderschönes Appartement im Wallis, das wir sehr oft übers Weekend benützen dürfen. Selbstverständlich geben wir uns Mühe (wir Eltern mehr, die Kids weniger), Sorge zur Wohnung zu tragen, schliesslich wollen wir kein Hausverbot riskieren, hoffentlich auch nicht nach der heutigen Story, die eine Art offene Beichte in Richtung Weinfelden ist, wo meine Eltern wohnen und zum ersten Mal vom Exploit ihrer Enkelin hören, resp. lesen werden (Keine Angst, Vati und Mueti, das Haus steht noch!).



Zurück aber ins Wallis: Kürzlich, beim Znacht. Auch Golla, wie Claudia und Patrick ihren Grossvater mütterlicherseits nennen, ist

mit von der Partie. Claudia spielt mit der Ketchup-Kunststoffflasche. Aus irgendeinem Grund packt sie das Ding am Flaschenhals und haut mit ziemlicher Wucht auf den Tisch, als ob sie etwas abstem-peln möchte. Es gibt einen Chlapf. Als Erstes realisieren wir, dass Golla plötzlich ganz rot im Gesicht ist. Wir lachen spontan. Das allerdings vergeht uns rassig, wie wir uns in der Wohnung umschaue-n: Wie wenn eine Handgranate explodiert wäre. Überall sind rote Flecken verstreut, als ob das Wohn-Esszimmer Masern hätte. Auf den Vorhängen, den Bildern, den Schränken, an der Decke – überall. Claudia marschieret, daraufhin schnurstracks ins Bett, derweil die Eltern während ungefähr einer halben Stunde Sprit-zer für Spritzer entfernen. Mit Erfolg.

Und was lernen wir daraus? Wir werden der Migros einen Brief schreiben und einmal nachfragen, wie es sich in derartigen Situationen eigentlich mit der Produktheftpflicht verhält, steht doch auf der Packung nirgends, dass man die Flasche nicht als Hammer benützen darf.

Vercorin, Palmsonntag 1998. Aus einem Karten-gruss von Claudia an Dani: «Wir sind hier in den Ski-ferien. Wir haben schönes Wetter. Es ist 26 Grad.» Süsch no Frage?

(Moment, Moment, nur nicht so ungeduldig! Ich weiss, dass Sie wissen wollen, was ich Clau-

dia in Sachen Mel C oder Mel B gesagt habe. Ganz einfach, die Wahrheit. Und zwar offenbar so langweilig, dass es keine Anschlussfragen gab. Auch von Pädu nicht.)

«Pädi, stell' endlich den Ton des Gameboys ab!»

“Alarme haben die unangenehme Eigenschaft, dass sie niemand wirklich ernst nimmt, wenn sie mal losgehen, zumal sie sich praktisch ausnahmslos als Fehlschaltung herausstellen, glücklicherweise. Und so wird man diesbezüglich leichtfertig, Familie Bornhauser macht da, samt Schwiegervater (Rufname «Golla» oder «Golli», ganz wie Sie wollen), keine Ausnahme. Wie neulich in den Ferien.”

Den Nachmittag haben wir abwechselungsweise am/im Schwimmbad und am Strand (resp. im Meer, für alle, die es wieder einmal ganz genau wissen wollen) verbracht. So gegen 17:00 Uhr beschliessen wir, in die Zimmer zu gehen – und uns fürs Znacht vorzubereiten. Sie wissen, so mit Wäsche-Lege-Schnütze-Chratze. Pädi sitzt im Schneidersitz auf seinem Bett, spielt mit dem Gameboy, Claudia nuuschet öppis in ihrem Gepäck («Gopf, Mama! Wo isch mi Sunnehuet?»), Monika steht unter der Dusche, hört ihre Tochter nicht, Papa hockt auf dem Balkon (mit einem Bier in der Hand), seine Füsse hochgelagert, derweil dem Berichterstatter unbekannt ist, was Golli in seinem Zimmer genau treibt. Plötzlich geht ein schriller Ton los, die Quelle allerdings ist nicht genau zu orten. «Pädi, wie mänigisch muess ig dir no säge, du söllsch dr Ton vom Gameboy abstelle!», übertönt eine Stimme aus der Dusche den Pfeifton bislang unbekanntem Ursprungs. Pädi kann glaubhaft versichern, dass er den besagten Ton nicht verursacht. Also setzt jede und jeder die angefangene Tätigkeit fort. «tüüüt-tüüüt-tüüüt-tüüüt» hin oder her.

Nach zwei, drei Minuten bemühe ich mich in den Gang, wo der Ton herzukommen scheint. Ecco, und schon haben wir die Ursache: Der Feueralarm im Gang spielt verrückt, blinkt auf, nonstop. Wie zu Beginn im Thriller «Flammendes Inferno». Allerdings: Kein Mensch ist im Gang, kein verdächtiger Geruch zu riechen. Auch Golli, in solchen Sachen eher ein Übervorsichtiger, scheint die Sache nicht gross zu kümmern, auf jeden Fall ist auch er nicht zu sehen. «Entwarnung», gebe ich im Zimmer durch, «es ist nur der Feueralarm, kein Grund zur Beunruhigung.» Zwei, drei Minuten vergehen, der Feueralarm tut noch immer. «Weshalb stellt denn niemand diesen blöden Apparat ab?», will Monika wissen, als sie aus der Dusche kommt. Ich gebe es zu: Mit zunehmender Pfeifdauer wird der Ton doch langsam aber sicher lästig. Ein nochmaliger Blick in den Korridor beweist, dass mit keinerlei Unannehmlichkeiten zu rechnen ist. Keine Seele weit und breit. Warum auch? Donnerwätter! Kann denn wirklich niemand diesen grässlichen Pfeifton abstellen?

Zwei Minuten später: An der Türe klopf es. Ein Hotelangestellter. Noch bevor ich mich – im Namen der ganzen Sippschaft – über die Belästigung durch den Alarm so richtig beschweren kann, heisst es, das Hotel sei sicherheitshalber sofort zu räumen. Grund: Der Motor des Hauptlifts ist anscheinend überhitzt, gibt nur noch Rauchzeichen von sich, die Feuerwehr ist bereits unterwegs. Aha, soso. Wir benachrichtigen Colla. Er glaubt an einen Scherz. In Eile nimmt jeder das mit, was



er nicht entbehren kann, sollte das Haus bis auf die Grundmauern niederbrennen. Ich zum Beispiel den Laptop (auf dem ich täglich unser Ferientagebuch eintippe) und die Videokamera, damit ich allenfalls live mitfilmen kann, wie unser Hab und Gut sich ebenfalls in Rauch auflöst. Gerade als ich aus dem Zimmer komme, sehe ich – Wahnsinn! – viele Leute in den Hauptlift einsteigen, Golla mit unseren Kids zuletzt. Richtig! Was steht in jedem Lift dieser Welt, was, lieber Golla?

Mit Notebook (für eine allfällige Katastrophen-Direktreportage) und Video in der Hand und Rucksack (samt Safeinhalt) an der vorgesehenen Stelle renne ich via Notfalltreppe die drei Stockwerke runter zur Lobby – im Parterre schnauze ich im Vorbeifliegen Gollis und die Kids an, die soeben den Lift verlassen. Isch doch wahr... In der Hotelhalle herrscht das nackte Chaos, das totale Tohuwabohu. Mir gefällt so was, echt. In solchen Situationen fühle ich mich sauwohl. Draussen stehen zwei wunderschöne Feuerwehr-

autos, die Brandbekämpfer montieren sich gerade ihre Atemschutzgeräte. In der Hotelhalle ist alles klar, niemand weiss Bescheid. Auch Monika hat es hierher geschafft. Sie bekommt den Laptop in die Hand gedrückt. Derweil Papa (that's me) sich, mit eingeschaltetem Camcorder, im Sinne von Reality-TV, direkt unter die Feuerwehrleute mischt. «Was genau ist passiert, wie schätzen Sie die Lage ein, wie werden Sie und Ihre Männer jetzt genau vorgehen?», wird der Kommandant gefragt. Er gibt bereitwillig Auskunft – vermutlich, weil er glaubt, in die Kamera einer nationalen Fernsehanstalt zu parlieren.

Die Feuerwehrleute, die in ihren Atemschutzgeräten wie antike Tiefseetaucher aussehen, bekommen vom Einsatzleiter letzte Informationen. Sekunden danach nehmen sie Kurs auf die Eingangshalle, Borni mit Video im Schlepptau. Dann trennen sich unsere Wege jedoch – ich muss, auf Geheiss der beiden, im Parterre bleiben, derweil die Profis sich hinauf zum vermuteten Brandherd vorkämpfen wollen. Sie verabschieden sich artig vom TV-Mann. Und steigen in den Lift.

Und nächste Woche, da gehen wir alle barfuss zur Arbeit.

“Behauptung: Wir Schweizerinnen und Schweizer sind das pflegeleichteste Volk dieser Welt. Denn wir tun das, was man uns von oben verordnet, anstandslos. Wir nehmen gewisse Gegebenheiten als gegeben an, ohne zu maulen. So warten wir uns zumindest am Wochenende dumm und dämlich, bis eine Telefonistin beim 111 endlich den Hörer abnimmt (und bezahlen der Swisscom dann womöglich anstandslos eine falsche Auskunft). Wir lassen es zu, dass, eines neuen Gesetzes wegen, bei Fussgängerstreifen die Unfallhäufigkeit ansteigt. Und neuerdings kleben wir sogar Zettelchen neben den Auto-Tacho.”

Glaut man einem Schreiben der Polizei- und Militärdirektion des Kantons Bern, so gibt sich die Schweiz neuerdings EU-kompatibel: «Reifen müssen sich für die mögliche Höchstgeschwindigkeit des Fahrzeugs eignen. Wird diese Bedingung von Reifen mit der Zusatzbezeichnung M+S nicht erfüllt, so muss am oder unmittelbar beim Geschwindigkeitsmesser eine Aufschrift angebracht werden, die gut sichtbar auf die für die Reifen zugelassene Höchstgeschwindigkeit hinweist. Die Reifen müssen in diesem Fall bei Motorwagen für mindestens 160 km/h, bei Motorrädern, Klein- und dreirädrigen Motorfahrzeugen für mindestens 130 km/h geeignet sein. Somit dürfen neu Winterreifen im Sommer ausgefahren werden, wenn die oben erwähnten Bedingungen erfüllt sind.»

Mit Verlaub: Was soll dieser Schwachsinn nun schon wieder? Und wenn Sie mein Verhalten als Anarchie und Aufruf zum

Ungehorsam bezeichnen: Das Ding kommt bei uns nicht ins Auto. Aus Prinzip. Szenenwechsel: Ein Rückruf beim Strassenverkehrsamt zu Bern ergibt nach drei «Das-weiss-ich-nicht-das-müssen-Sie-jemand-anderen-fragen» beim vierten Gesprächspartner, dass dieses neue Gesetz «eine wunderbare Sache» ist. Meine Rückfrage nach dem angeblich Wunderbaren zeigt auf, dass die Winterpneus neu nun auch im Sommer gefahren werden dürfen. Frage: «War das denn bisher nicht gestattet?» – «Doch, im Prinzip schon.» – «Herr K., mal ehrlich: Fahren Sie Ihre Winterpneus im Sommer ab?» – «Nein, natürlich nicht.» Und wozu denn das Ganze? Laut unserem Beamten ist es «auch eine versicherungstechnische Frage», falls ein Reifen platzen sollte. Aha. «Und wer will mir beweisen, wie schnell ich effektiv gefahren bin, sollte es jemals einen Reifen verjagen? Wird als Nächstes ein Fahrten-schreiber obligatorisch?» Der Mann vom Amt fühlt sich plötzlich bedrängt: «Was soll diese Fragerei? Ich bin nicht für das Gesetz verantwortlich, ich kann schliesslich nichts dafür, wenn solche Sachen vorgeschrieben werden!» Soso, da haben wir es also. Herr K. tut nur seine Pflicht. Wie (zu) viele andere in diesem unserem Land auch.

Der Freund und Helfer, so erfahre ich einige Minuten später am Telefon, ist «ausschliesslich für die Einhaltung der Gesetze zuständig», nicht für deren Aufstellung. Und mögen sie noch so unsinnig sein. Also schon wieder Leute, die nur





ihre Pflicht tun – und jene büssen werden, die keine Pnöchläber neben dem Tacho haben. Immerhin kann mir die Polizei glaubhaft versichern, dass Tempo 160 auf unseren Autobahnen trotz Klebers nicht gestattet sein wird. Andernfalls wird der Ausweis (nicht der Kleber) eingezogen. Wozu also der Kleber? «Das ist ein politischer Entscheid», heisst es. Jessesgott, als ob Politik automatisch mit Vernunft gleichzusetzen wäre. Aber lassen wir das.

Derartige Ver(un)ordnungen regen die Fantasie eines jeden Realsatirikers an. Was nun, wenn uns der Gesamtbundesrat demnächst befiehlt, nächste Woche, aus Solidarität den haitianischen Voodoo-Tänzern gegenüber, nur noch barfuss zur Arbeit zu erscheinen? Was dann? Selbstverständlich werden wir Schweizer unseren Sieben Weisen gehorchen – und sofort, im Sinne einer Prophylaxe, in der Drogerie ein Pack Neocitran posten, oder

ein Röhrchen Alcacyl. Und barfuss zur Arbeit erscheinen. Jede Wette.

Denkbar wäre nun auch, dass der Kanton Bern bahnbrechend Wasser sparen möchte. Um dieses Ziel zu erreichen, wird zwingend vorgeschrieben, dass das Badewasser von Privathaushalten nur noch ab einem gewissen, vom Buwal vorgeschriebenen Verschmutzungsgrad «s'Loch ab» gelassen werden darf. Der dazu geeignete und geeichte Schmutzmesser – von Simonetta Sommaruga, vom Kassensturz, der Empfa und dem Frauenverein für zerstreut wohnende Protestanten empfohlen – muss bis Ende 1999 unmittelbar neben dem Wasserzähler montiert werden. Was machen wir Schweizer, was? Exakt: Der BLICK widmet dem Gugus drei Titelseiten (Motto «Geit's no?»), wir unsererseits schreiben ein paar Leserbriefe, geben unserer Entrüstung Ausdruck – und montieren den besagten Schmutzmesser. Schön artig. Allerspätstens bis Ende November 1999. Jede Wette.

Wenn der eigene Alptraum Wirklichkeit wird...

“Gute Frage, die Sie sich da stellen: Schreibt sich ein unschöner Traum wirklich so wie in der Überschrift dieser Kurzgeschichte? Heisst es nicht, korrekterweise, Alptraum? Alptraum gar? Laut NZZ ist die erste Version richtig, mit b – viele andere Medien schreiben das Ding, wie es sich für unser Alpenland eigentlich gehören würde, mit p. Ich habe mich für den guthelvetischen Kompromiss entschieden, so wie er von vielen Politikerinnen und Politikern hochgehalten wird. Sie sehen selber, wie tauglich das ist.”

Was Handfertigkeit anbelangt, so bin ich eine offiziell anerkannte Nullnummer, für gar nichts zu gebrauchen. Wechsle ich zu Hause eine Glühbirne aus, dann ist nachher bestimmt das halbe Quartier ohne Strom. Ein richtiger Don't-Do-It-Yourselfer. Weil man bekanntlich aber selbst im hohen Alter immer noch dazu lernen kann und soll, versuche ich es immer wieder – mit allerdings mässigem Erfolg. Immerhin: Meine Bekantinnen und Bekannten loben meinen ungebrochenen Willen zur Selbstüberwindung (obwohl sie sich vermutlich in erster Linie über meine Handunfertigkeit bestens amüsieren).

Kürzlich haben wir – während unserer Ferien – die Innenwände unserer Behausung neu streichen lassen (durch einen Fachmann). Dieser Umstand tönt nach gar nichts, ist es jedoch überhaupt nicht. Alle Zimmer mussten nämlich vorübergehend geräumt und sämtliche Bilder entfernt werden. Malermeister Rettenmund aus Bern hat ganze Arbeit geleis-

tet. blieb uns nur noch, die Möbel wieder aufzustellen sowie die Bilder und die Garderobe aufzuhängen. Peanuts. Ein Kinderspiel.

Ein schlimmer Traum hatte mich in der Nacht zuvor schweissgebadet aufwachen lassen: Ich sah mich selber (was für ein Erlebnis!) beim Zusammensetzen des Bauernschanks. Alles ging erstaunlicherweise wie vorgesehen über die Bühne, bis ich im letzten Moment – beim Schliessen der beiden Türen – feststellen musste, dass ich vergessen hatte, die vordere Mittelstütze einzusetzen, so dass zwischen den beiden Schranktüren eine senkrechte Öffnung von zwölf Zentimetern Breite die Blicke über die gesamte Höhe ins Innere offenliess. Am Morgen erzählte ich der Familie davon. Allgemeines Gelächter, gespickt von der Schlussbemerkung meiner Frau, dass sie sich «ja über gar nichts wundern» würde. Liebe Leserin, lieber Leser: Nur einmal dürfen Sie raten, was zwei Stunden später passiert ist. Exakt.

Das grösste Bild bei Bornhausers misst 163 Zentimeter in der Höhe und deren 119 in der Breite. Ist doch klar: Jeder auch nur einigermassen gebackene Zeitgenosse würde, bevor er mit dem Bohren der Löcher beginnt, mehrmals überprüfen, ob die Distanz zwischen den beiden Bohrmarkierungen an der frischgestrichenen Wand mit jener der beiden Haken an der Rückwand des Rahmens übereinstimmt. Ich hingegen mach das anders, my way, frei nach Frank Sinatra (wie, das

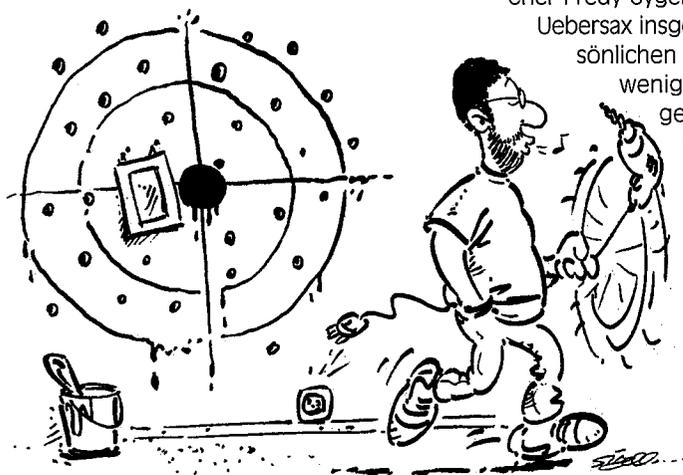


wird nicht verraten). Mit dem Ergebnis, dass die beiden Haken waagrecht perfekt auf den beiden Schrauben aufliegen würden, liesse sich der Rahmen überhaupt hängen. Wie sich beim Nachmessen herausstellt, fehlen zur Durchführbarkeit ganze drei Zentimeter. Meine Frau schüttelt verständnislos den Kopf, ich selber bin durchgeschwitzt, fluche wie ein Rohrspatz über mich selber und könnte heulen. Einzig Dominique, die junge Frau auf dem Bild, lächelt geheimnisvoll weiter.

Gegen Abend bringt Monika eine neue Garderobe nach Hause. Lausige acht Löcher gilt es in den Stein zu bohren. «Wäre es nicht gescheiter, René Mayer oder Gilbert Doyon zu rufen?», will sie besorgt wissen. Ich verneine, brauche keine Hilfe unserer Nachbarn, auch wenn sie Profi-Handwerker sind, denn schliesslich habe ich aus dem Abenteuer mit Dominique gelernt. Das Bohren erweist sich als schwieriger als angenommen, trotz der Tatsache, dass ich meine über 100 Kilogramm als Druckmittel einsetze.

«Geit's?», erkundigt sich René, der zufälligerweise vorbeischaut. «Ja, schon, aber der Bohrer kommt kaum vorwärts.» – «Wäre ich du, ich würde auf Schlagbohrer umstellen.» – «Wie kann man das?» René, souverän geng wie geng, zeigt auf einen Hebel, bei dem ich mich schon seit zehn Jahren frage, wozu der gut sein soll. «Merci, René! Es geht schon viel besser!», übertöne ich den Lärm des Schlagbohrers. «Es würde noch viel besser gehen», so stellt er schmunzeld fest, «würde der Bohrer nicht in der verkehrten Richtung drehen...» Aha. Und siehe da – die acht Löcher sind im Handumdrehen gebohrt. Scho wyder öppis glehrt.

Auch einen neuen Teppich wollen wir. Die Masse sind klar: Höchstens 255 cm in der Länge und 210 in der Breite. Können Sie mir vielleicht sagen, weshalb ich bei Möbel Pfister im Shoppyländ zwei Teppiche in den Grössen 227x283 und 237x268 zur Auswahl mit nach Hause schleppe und dafür eine weitere Runde Kopfschütteln aus der Familie ernte? Es ist zu vermuten, dass sich auch Möbel-Pfister-Chef Fredy Gyger und Teppich-Boss Paul Uebersax insgeheim so ihre privatpersönlichen Gedanken über ihren wenig begnadeten Kunden gemacht haben, auch wenn sie sich überhaupt nichts anmerken lassen. Mynetwäge.



Liebes Atelier 5: Bitte hilf uns zügeln!

“Über die Art und Weise, wie das Berner Architekturbüro Atelier 5 seine Projekte realisiert, da kann man ruhig geteilter Meinung sein. Zumindest eines darf man den Leuten attestieren: Sie ziehen ihre Linie konsequent durch – schon allein diese Tatsache hebt sie wohltuend von vielen anderen Architekten und Bauherren ab, die sich um architektonische Kompromisse verdient machen. Eines ist aber ebenso sicher: Eine «Züglete» aus einer Atelier-5-Wohnung mit ihrem ebenso eigenwilligen Innenleben grenzt an Masochismus.”

Tatort Flamatt: Judith, meine Schwägerin, zieht mit André in ein neues Haus. Mit anderen Worten: Es darf gezügelt werden. An einem Samstagmorgen. Mit von der Partie: Regisseur André, Pia, Röfe, Corinne, Marcel, Fredy, Nader, Pesche und ich. An Judith selber ist der Kelch haarscharf vorbeigeflogen: Schwein gehabt, sie arbeitet heute nämlich (wobei ich es für ein böses Gerücht halte, dass sie sich selber den Einsatzplan geschrieben haben soll). André hat, comme il faut, einen Kleintransporter organisiert, mit Hebebühne und so. Angeschrieben mit dem Namen seiner Arbeitgeberin. Eh ja, man weiss ja nie.

«Beton isch gmüetlech» widerspiegelt sich, grau in grau, in den Wohnüberbauungen des Atelier 5. Ob ihre Erbauer auch darin hausen? Wahrscheinlich schon, aber mit Sicherheit legen sie bei einer «Züglete» nicht selber Hand an.

Sie werden schon wissen, weshalb. Anyway. André gibt gleich zu Beginn unserer Darbietung Details: «Am schwierigsten wird es mit dem Lättlirost des Doppelbetts.» Im Gegensatz zu normalen Bananenschachteln, die immerhin noch ganz knapp ohne Verrenkungen mit bleibenden Körperschäden die Wendeltreppe hinuntergetragen werden können, muss das Gestell durch das Schlafzimmerfenster, das sich aber nicht vollständig öffnen lässt, gestossen, gehievt und gehoben werden. Doch davon später.

Beim spontanen Fluchen auf der Wendeltreppe, auf der zwei Leute nicht aneinander vorbeikommen, kommt mir interessanterweise das berühmte Haus von Architekt Frank Lloyd Wright in den Sinn, in welchem, Irrtum vorbehalten, einer der berühmtesten Alfred-Hitchcock-Filme spielt,



(in jenem, wo zum Schluss die Gangster den US-Präsidenten den Buckel runter-rutschen, am Mount Rushmore, Sie wissen schon, mit Cary Grant). Dieses geniale Haus, «Fallingwater», ist zwar auch eine einzige Steinkonstruktion, aber die breiten Treppen im Innern verstossen in keinsten Art und Weise gegen die Menschenrechte – ganz im Gegensatz zu diesem Ding hier. «Himmuheilanddonnerschtärnesiechnonema! Wele [REDACTED] het die Schtäge hie konstruiert? Dä söu emau cho häufe zügeln!», schreie ich mir, das I-FEEL-GOOD-T-Shirt total durchgeschwitzt, bei einem waghalsigen Balanceakt mit einem kleinen Möbelen in den Armen, zur Seele hinaus. Isch doch wahr... Apropos Architektur: Corinne, dies nur nebenbei, beginnt demnächst mit ihrem Architekturstudium. Ich schätze, sie hat etliches an Anschauungsunterricht mitbekommen.

Alles wird zur Wohnung hinausgetragen; alles, jede Untertasse, jede Blumenvase, alle Weinflaschen, auch der verstaubte Algerier; bis es zum Schluss in der leeren Wohnung wirklich kein Entrinnen mehr gibt: Der Lättlirost des Doppelbetts im Schlafzimmer muss raus. Wir Mannen einigen uns darauf, dass die Ladies ein Time-Out nehmen können.

Der geneigte Leser wird sich leicht ausrechnen können, dass jemand, der sötige Wendeltreppen plant und einbaut, auch nicht willens ist, normalformatige Fenster in die Wand zu betonieren. Unsere Herausforderung (will heissen: das Fenster) ist ungefähr 30 cm breit und 220 cm hoch. Dummerweise lässt sich das Scharnier nur bedingt öffnen, so dass an ein ordentliches «Durchzugsmännö» nicht zu denken ist. Wunderbar.

Wäre jetzt ein Atelier-5-Mann hier, ich würde... Aber lassen wir das.

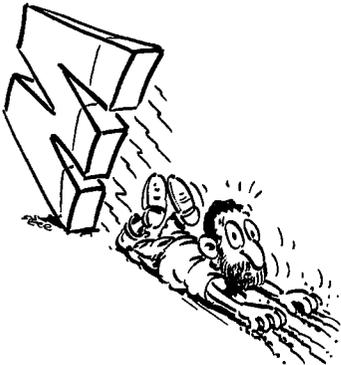
Röfe, Nader und Pesche beginnen damit, den Lättlirost durch das Fenster zu stossen. Gleichzeitig müssen sie ihn paradoxerweise zurückhalten, damit das Uding nicht nach einem freien Fall auf der Terrasse zerschellt. Fredy und ich warten eine Etage tiefer auf unseren Einsatz. Fredy stellt sich auf einen wackeligen Stuhl, damit er so schnell als möglich zupacken kann. Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon die zutreffende Passage des Versicherungsformulars: «Beschreiben Sie den Hergang des Unfalls.» Zentimeter für Zentimeter neigt sich das Gestell zu Fredy und mir runter, ähnlich der Titanic, kurz bevor Leonardo zu Fischfutter mutierte. Ganz süüüferli nehmen wir das Ding in Empfang. Derweil speeden Marcel und Röfe, die oben inzwischen losgelassen haben, zu uns runter, um uns, im wahrsten Sinne des Wortes, zu unterstützen. Nach einigen Minuten haben wir es geschafft. What a feeling! Yes, we did it!

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Aude und Ivan, zwei Bekannte aus dem Appenzöllischen, diese Zeilen hier in nicht lesen werden. Zum Glück nicht lesen werden, weil sie sonst womöglich noch auf den dummen Gedanken kommen könnten, mich als Zügelmann zu engagieren. Aude und Ivan lassen sich nämlich demnächst in Bremgarten nieder. In einer Überbauung des... Atelier 5. Viel Vergnügen.

«Ich, zur Migros? Dass ich nicht lache... Nie!»

“Sie wissen es: Ich habe das unver- schämte Glück, bei der Migros Aare in Schönbühl einen absoluten Traum- job ausüben zu dürfen. Viele Leute beneiden mich – zu Recht – darum. Und viele haben (sich) schon gefragt, wie ich es denn seinerzeit geschafft habe, mir ausgerechnet diesen begehrten Stuhl unters Phudi zu reissen? Nun, das ist eine Story für sich. Ich flüstere Ihnen was: Eigent- lich bin ich ja der total falsche Stel- leninhaber. Denn: Weder war ich gefragt, noch wollte ich überhaupt. Und so ergab es sich halt.”

Wir schreiben den Sommer 1985. Zusammen mit Generalsekretär Hans Schneider, Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter arbeite ich in der PR-Abteilung der Suchard-Tobler. Mir stinkt es zu dieser Zeit fürchterlich, aber das hat gar nichts mit dem Duft der Schoggi zu tun, die allgegenwärtig um uns herum ist, sondern viel eher mit den neuen Hausherrn rund um Kaffeebaron Klaus Jacobs (das ist der mit der «Krönung», der Jahre später die ganze Firma samt Toblerone freundlicherweise den Amerikanern von Philip Morris ertschütten wird), die sich alles andere als freundlich benehmen. Aber lassen wir das. Temps passés.



«Schau mal, was ich erhalten habe», kommt Hans Schneider eines Tages daher. In der Hand hält er den Brief einer Zürcher Agentur, die, «im Auftrag eines bedeuten- den Unternehmens im Bereich Lebens- mittel im Grossraum Bern» einen PR-Leiter sucht. Très intéressant. Ich will nicht, dass Hans merkt, dass mich die Sache interes- siert, also behalte ich nur husch den Absender im Kopf. «Wer das wohl sein mag?», fragt er mich. «Keine Ahnung, wird schon nichts Weltbewegendes sein», bekommt er zur Antwort. Die Agentur hat es sich im Übrigen bei ihrer Kopfglägerei relativ bequem gemacht und einfach aus dem Berufsregister alle diplomierten PR- Leiter des Kantons angeschrieben. Bo gehört nicht zu dieser erlauchten Gilde.

Keine fünf Minuten später sitze ich in meinem riesigen Büro mit Blick über den Neuenburgersee und schreibe der Zür- cher Agentur einen Zweizeiler, ohne, dass ich weitere Unterlagen beilegen würde: «Wie ich höre, suchen Sie im Grossraum Bern für einen Kunden im Bereich Lebensmittel einen PR-Leiter. Ich meine, es wäre ein Fehler, nicht mit mir zu sprechen.» Sicher, Sie haben durchaus recht: Mangelndes Selbstvertrauen kann man mir nun weiss Gott nicht vorwerfen. Drei Tage später kommt ein Anruf aus Bern-Ost: «Herr Bornhauser, wir haben von Ihnen einen doch eher ungewöhn- lichen Bewerbungsbrief erhalten. Können wir uns einmal sehen?» – «Sicher können wir das. Wer ist denn Ihr Auftraggeber?» – «Herr Bornhauser, bitte haben Sie dafür Verständnis, dass ich Ihnen das erst per-

sönlich in Zürich sagen kann, das ist am Telefon nicht Usus.» – «Herr Marxer, Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich nach Zürich reisen werde, ohne zu wissen wofür...» Herr Marxer versteht das, wie er sagt, «sehr gut», will mir seinen Kunden trotzdem nicht nennen. Konsequenz, wie ich nun mal sein kann, reise ich einige Tage später im Unwissen nach Zürich. Vorher bekommt Herr Marxer noch meinen Lebenslauf zugestellt.

Herr Marxers Büro ähnelt einem tropischen Garten – entsprechend schwül ist es. «Nun, Herr Bornhauser, wie ich Ihren Unterlagen entnehme, haben Sie keine Ausbildung als PR-Assistent oder gar als PR-Leiter absolviert. Weshalb halten Sie sich dennoch für befähigt, die Stelle anzutreten?» – «Ach, wissen Sie, Herr Marxer, PR kann man nur zu 49% erlernen.» – «Aha, und Sie glauben, dass Sie mit 51% Know-how ein guter PR-Mann sind?» Paff, dä Spruch sitzt, 1:0 für e Marxer. Themenwechsel. «Sagen Sie, wer ist überhaupt dieses Unternehmen im Grossraum Bern?» – «Es ist die Migros.» – «Ha! Dass ich nicht lache... Die Migros! Hiermit können wir unser Gespräch gleich abbrechen. Gehen wir doch ein Bier trinken, Herr Marxer, ich werde nie und nimmer zur Migros gehen. Forget it. Nie.» Dazu müssen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, natürlich folgendes wissen: Für einen Markenartikler, einen Suchard-Tobler-Mann, Ausgabe 1985, ist die Migros des Teufels, wenn nicht noch schlimmer. Die Migros gar als Arbeitgeberin? Undenkbar. Geits no? Der Anti-M-Reflex führt in jener Zeit sogar dazu, dass ich meine damalige Freundin und heutige Ehefrau solo einkaufen lasse, weil sie selber keinen M-Schaden hat: «Chasch elei dort ine, ig warte dusse.»

Zurück aber zu Marxers. Irgendwie überredet mich der Mann doch dazu, zumindest ein Gespräch mit Peter Everts, dem damaligen Chef der Migros Bern, zu führen. Und so verirre ich mich im Spätsommer 1985 nach Schönbühl, schön artig, mit Krawatte und Anzug und so, obwohl das überhaupt nicht zu mir passt, aber schliesslich will man ja nicht den Eindruck eines Schlufis provozieren. Doch, doch, das scheint ein ganz vernünftiger Zeitgenosse zu sein, dieser Peter Everts. Wie sich herausstellt, interessieren sich andere wirklich für den Job, so dass «man» noch mit den anderen Kandidaten sprechen will. Vier Wochen später muss ich nochmals im Shoppy antreten, dieses Mal allerdings ohne Veston und Krawatte, schliesslich würde ich später eh so und nicht anders daherkommen. Aber eben; die Migros kommt für mich als Arbeitgeberin ja überhaupt nicht in Frage.

Den Rest der Geschichte können Sie sich ja selber ausmalen. Jedenfalls habe ich am 1. Februar 1986 mit der Arbeit in Schönbühl begonnen. Wie bitte? Ihnen kommen auch die Namen Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter bekannt vor, die zu Beginn genannt wurden? Gopf, hätte ich ja beinahe vergessen: Im Laufe der letzten zehn Jahre haben auch sie die Seiten gewechselt und sind bei mir in der Abteilung gelandet. Und so hocken wir heute inmitten vieler anderer. In dieser Abteilung, die sich abgekürzt K+K nennt, aber nichts mit «kaiserlich königlich» zu tun hat, sondern vielmehr mit Kommunikation+Kulturelles. Weshalb die beiden Kolleginnen auch nach Schönbühl gewechselt haben? Nun, an mir kann es kaum liegen. Muss mit dem Mythos «M» zu tun haben.

Die Berner Justiz als eine Art Spielcasino ...

“Diese Kurzgeschichte ist ein Paradebeispiel dafür, wie ein kleiner Zwischenfall – an sich kaum der Rede wert – zur deftigen Realsatire ausarten kann. Alles, was es dazu braucht, ist die gütige Mithilfe amtlicher Stellen.”

Damit wir uns gleich richtig verstehen: Ja, ich habe meinen Wagen falsch parkiert. Ja, ich habe zu Recht eine Busse erhalten. Ja, ich akzeptiere sie auch. Tatort: Stadion Neufeld in Bern. Weil sämtliche Parkplätze entlang der Bremgartenstrasse besetzt sind, stelle ich meinen Wagen – wie auch andere – auf einen Rasenstreifen vor einer Betonwand unmittelbar neben dem Stadioneingang. Sauber und glatt sind alle unsere Autos nach Ende des Juniorenspiels mit kleinen Zetteln bestückt, ausgestellt von einem Beamten des lokalen Polizeipostens. Letzterer im von argen Finanzproblemen gebeutelten Parkhaus Neufeld untergebracht (aber das ist eine andere Story ...). Nun denn. Auf dem Zettel steht, dass sich der Strafanzeigeigte – das wäre dann ich – «innert 24 Stunden» auf dem Posten melden soll. Persönlich oder telefonisch. Ich ziehe Variante 2 vor.

Weil Sonntag, werden die Anrufe umgeleitet, in die Zentrale der Stapo Bern. Dort nimmt der diensttuende Beamte ab, Herr Rufener. Ich erzähle ihm den Grund des Anrufes. «Wer hat den Zettel unterschrieben?», will er wissen. Schon komme ich ins Rotieren: «Ich kann die Unterschrift nicht lesen. Die zweite Hälfte heisst <...mann>, aber die ersten paar Buchstaben sind nicht entzifferbar.» Herr Rufener – ein wirklich Feiner, ein echter

Freund und Helfer, und das ist nicht ironisch gemeint! – versucht mir zu helfen: «Vor dem Namen stehen vier Zahlen. Können Sie mir diese sagen?» Nein, kann ich leider auch nicht, auch diese sind kaum lesbar. Herr Rufener schlägt deshalb vor, dass ich am Montag nochmals anrufe. Mache ich doch glatt.

Am Montag dann die gleiche Übung nochmals – mit einem anderen (aber ebenfalls sehr freundlichen) Polizisten, dessen Name mir zwischenzeitlich entfallen ist. «Wer hat unterschrieben?» – «Sorry, ich habe gestern bereits Herrn Rufener gesagt, dass ich es nicht lesen kann. Öppis mit <...mann> am Schluss. Aeschlimann? Grubenmann? Bodenmann? Ich weiss es wirklich nicht. Und die vier Zahlen kann ich auch nicht entziffern.» Auch dieser Polizist gibt sich Mühe, die Hieroglyphen per Fernbehandlung zu entziffern. Nach ungefähr drei, vier Minuten haben wir den Kollegen auf sicher: Zimmermann! (Familienname vom Autor geändert.) Weil Zimmermann jedoch nicht erreichbar ist, erklärt mir mein Telefonpartner direkt, worum's hier geht: Keine normale Busse im ordentlichen Bussenverfahren, sondern Strafanzeige, Richter, Busse, Strafregister undsonweiterundsofort. Ich erhalte automatisch Bescheid, vom Untersuchungsrichter.

Eine Woche später (!) ruft Zimmermann an. «Sie wollten mich sprechen?» – «Ja, sicher, aber das war vor einer Woche.» – «Ich habe noch anderes zu tun!» (Schau, schau, wer hätte das gedacht?) «Herr

Zimmermann, ich weiss Bescheid, wegen der Busse, das hat sich erledigt. Aber wenn ich Sie schon am Telefon habe: Unterschreiben Sie doch bitte das nächste Mal leserlich, wenn Sie Bussenzetteln ausstellen.» – «Weshalb denn das?» – «Weil ich Ihre Unterschrift nicht lesen konnte.» – «Eine Unterschrift ist nicht dazu da, dass man sie lesen kann!» (sic!) – «Herr Zimmermann, da sind Ihre Kollegen aber anderer Ansicht. Das erste, was ich beide Male gefragt wurde, war, wer denn unterschreiben hätte?» Zimmermann sagt mir deutsch und deutlich, dass er sich mit mir nicht weiter unterhalten mag («ich habe das nicht nötig»), und beendet das Gespräch. Geits no? Doch nicht so.

Als amtierender Pressesprecher kennt man zufälligerweise seinesgleichen – also rufe ich Beat Gross bei der Stapo an. Er bekommt meine Zimmermann-Story beschrieben: «Weisst du, Beat, mir geht es überhaupt nicht um die Busse, die habe ich zu Recht eingefangen, die Art und Weise von Zimmermann jedoch, mit der habe ich meine liebe Mühe. Aber nach diesem Gespräch mit dir ist der Fall für mich erledigt.» Für Beat Gross offenbar nicht. Bereits am nächsten Morgen erhalte ich einen Anruf. Am anderen Ende ein Hochanständiger: «Hier ist Zimmermann. Ist es möglich, dass wir beide gestern miteinander gesprochen haben?» Es ist. Zum Schluss ist die grosse Versöhnung angesagt.

Knapp vier Wochen später kommt der eingeschriebene Bescheid des Richteramts 2 Bern-Mittelland. Darin steht, dass ich (Sie erinnern sich, nicht wahr? Es geht «lediglich» um ein falschparkiertes Auto) gemäss Art. 87, 262 ff und 385 f

StrV, Art. 48, 49 und 63 StGB sowie Art. 43/2, 90/1, 105/1, 106/2/3, 13. Kant. G über Strassenverkehr; 3, 8V über Verwendung von Motorfahrzeugen vom Angezeigten zum Verurteilten mutiere, allerdings «ohne Eintrag ins Strafregister». Schwein gehabt. Die 100 Franken Busse und 60 Stutz Gebühr kann ich allerdings noch immer nicht bezahlen, ich muss «warten, bis die Rechnung zugestellt wird». Dafür erhalte ich bereits Hinweise über spätere Zahlungsmodalitäten wie Ratenzahlungen. Merke: Weshalb einfach, zeit- und geldsparend, wenn es durchaus auch kompliziert geht, offenbar im Sinne der behördlichen Arbeitsbeschaffung?

Die vorläufige Schwanzfeder der Story: Reto, der neben mir 1:1 falsch parkiert hat, kriegt für das gleiche Vergehen zwei Wochen später (!) eine Busse über 60 Franken, mit 40 Franken Schreibgebühr. Und Liselotte, des gleichen Vergehens schuldig, kassiert 140 Franken Busse und 70 Franken Schreibgebühren. Heute so, morgen so. Je nach Tagesform des Richters. Zustände wie beim Glücksspiel. Um es einmal anständig zu sagen.

Glauben Sie es oder auch nicht: Vor wenigen Tagen habe ich irrtümlicherweise ein zweites Strafmandat (jedoch noch immer keinen Einzahlungsschein) erhalten, nochmals wegen des besagten Tatbestandes, dieses Mal allerdings vom Richteramt 5. Jetzt kostet die Busse bloss noch 80 Franken, die Schreibgebühren 50 Franken.

Sy no Frage?

Sie brauchen nicht zufälligerweise 10'000 Einräppler?

“Möglicherweise wissen Sie es (noch nicht): Die Schweizer Silvesterfeier des Jahres 1999 findet über-nächsten Freitag im «Park im Grünen» auf dem Berner Gurten statt, in Form eines echten Openairs. Warm anziehen! Mit von der Partie: Sina, FlügZüg, Polo Hofer und die SchmetterBand, die Celler Rats. Und einige Ditscheis. Der absolute Höhepunkt dieser Party – für die Bevölkerung, wenn zu Fuss auf den Gurten unterwegs, gratis! – bildet um 22:30 Uhr die Verbrennung der gigantischen Holzplastik «Silvester» durch Bernhard Luginbühl. Dieses Happening wird sogar weltweit (!) am TV übertragen. Ich habe das unverschämte Glück, seit über einem Jahr bei der Organisation des Anlasses mithelfen zu dürfen. Und da erlebt man so das eine oder andere an Überraschungen, in Sachen Sächeli. Made in Switzerland. ☹☹

Blitzidee am Rande des winterlichen Openairs: Wir könnten doch von Bernhard Luginbühl «Silvester»-Pins kreieren lassen und diese verkaufen. Gesagt, getan. Für Fr. 9.99 ebenfalls inklusive: Die Retourfahrt mit der nigelnagelneuen Gurtenbahn und ein Silvestertrunk auf dem Berner Traumberg. Und als Retourgeld erhalten die Leute für ihre Zehnernote einen Einräppler, den sie gleich als Glücksbringer für 2000 behalten können. Nur: Woher 10'000 Einräppler nehmen (so viele Leute erwarten wir auf dem «Güsche»), wenn keine Bank überfallen?

Rosmarie Schneider von unserer Hauptkasse bei der Migros in Schönbühl kann nicht weiterhelfen, schickt mich zur

Migrosbank im Shoppyländ. Dort lässt Joseph Arnet via Hauptsitz checken, wie das am einfachsten geht. Und das geht anscheinend am einfachsten direkt via Nationalbank. Wow! Die Nationalbank ist für mich noch die allerallerletzte Bastion helvetischer Heiligtümer (sieht man von der OLMA ab), die alle Stürme der Zeit mehr oder weniger unbeschadet überstanden hat. Mein Zeigefinger zittert deshalb ganz leicht, wie er zum Drücken der Telefontasten abbefohlen wird: 3,1,2,0,2,1,1. «Nationalbank. Guete Tag!», heisst es ennet der Linie. Ich ersticke schier in Ehrfurcht. «Bo, Bo, Bo...rnhauser, von der Migros in Schönbühl. Ich benötige 10'000 ähhh, 10'000 Einräppler, besser gesagt, jemand, der sie mir besorgen kann. Können Sie mir das besorgen?» – «Moment, ich verbinde.»

Wie sich herausstellt, können Bürgerinnen und Bürger dieses Landes den Einräppler zu verschiedenen Preisen erstehen. Wird er als Zahlungsmittel benutzt, dann kostet er einen Rappen. Wird die Münze jedoch zum Gag umfunktioniert, dann blecht man über vier Rappen für die Kupferscheibe. Unsere Aktion ein Gag? Chasch dankel Herr Nationalbank, der mir preislich auf die Sprünge hilft, ist nicht «mit der Herstellung oder Verteilung der Ware beschäftigt» (frei nach Guido «der Fuchs» Baumann). Er verbindet deshalb. Vermutlich mit der Spedition.

Zur Erinnerung: Wir sind mit der Schweizerischen Nationalbank verbunden, nicht mit dem Kiosk an der Wynigenstrasse in



Burgdorf. Nach einigen Sekunden des Wartens meldet sich ein Angestellter des nationalen Geldinstituts. «Jääää... Zehntausend, sagen Sie? Das wären ja Einrappler im Gegenwert von einhundert Franken.» – «Exakt.» – «Jääää, das wären zwei Kartons. Sie sprechen doch von zwei Kartons, nicht wahr?» Weil mir nicht bekannt ist, in welcher Verpackung die Nationalbank unsere Einrappler verpackt, bestätige ich lediglich die Stückzahl der Münzen. «Jääää, ich weiss halt auch nicht, ob wir das griffbereit haben ...» Immerhin zeigt der Mann seinen guten Willen, diesen Umstand abzuklären, und bittet um einige Augenblicke Geduld.

Glücklicherweise (für einen Realsatiriker) wird der Unterbreckungsknopf nicht gedrückt, so dass folgender Dialog in original schriftdeutscher Sprache mitzuhören ist: «Du, Giovanni*, du nachschauen gehen, ob noch haben zwei Karton Einrappenstücke. Du verstehen? Zwei Kartons Einrappen.» Giovanni erweist sich als Fündiger, so dass wir uns auf die Geldübergabe am nächsten Tag einigen. Um 15:30 Uhr. Bei der Nationalbank.

Um 15:20 Uhr stehe ich – Roller-Fahrer, der ich das ganze Jahr über bin – vor dem Eingang zur ehrwürdigen Nationalbank. Der Knopf für Bankräuber wird gedrückt. «Bornhauser von der Migros Aare, ich sollte zw...» – «Ziehen Sie bitten den Helm aus.» Ich tue wie befohlen und winke in die Kamera. «Juhuuu, dr Borni isch da! Es isch nid dr Bellaaaasi ...» – «Wir öffnen jetzt die Türe. Fahren Sie hinein und warten Sie im Hof, bis Ihnen ein Tor geöffnet wird.» Aha, eine Art Drive-In also, wie bei McDonald's. Weil ein Folgsamer, tue ich wie

befohlen. Im Hof warte ich 13 Minuten. Dann öffnet sich die rechte Türe. Genau 15:33 Uhr stehe ich vor der Geldausgabe. «Sie haben Glück. Normalerweise schliessen wir nämlich um 15:30 Uhr.»

In diesem Geist und Unsinn wünsche ich Ihnen frohe Festtage und ein glückliches 2000! Wäre schön, Sie an Silvester auf dem Gurten zu sehen! Sie wissen ja, weshalb.

*Name vom Autor geändert, richtig hiess es nämlich... «Bimbo».



Weshalb ich Hans-Peter zu Tode schlagen musste...

“Hauptdarsteller dieser Story ist unser Junior, Patrick. Pädi geht inzwischen nämlich nirgends mehr hin, ohne seine Fischerrute, die er von seinem Götti Beat letzten Sommer zum Geburi geschenkt erhalten hat (Beat seinerseits ist jener Cartoonist, der die Karikaturen zu meinen Real-satiren zeichnet, so auch heute.) Immerhin: Vater und Sohn Bornhauer haben sich dahingehend geeinigt, die Fischerutensilien zu Hause zu lassen, wenn unsere Familie Bekannte besuchen geht, selbst wenn sich in einem Kilometer Distanz ein Feuerwehrweier befinden sollte ...”

Die Begeisterung für die zweitlangweiligste Sportart ist das eine, das Fischerei-Gesetz das andere. Diesbezüglich ist alles genauestens geregelt, wie in der Schweiz halt so üblich. Unter zehn Altersjahren kann man kein Patent erwerben – und ab 10 dann darf man bis zum zurückgelegten 16. Altersjahr nur mit jemandem Erwachsenen fischen gehen, der selber einen entsprechenden Fähigkeitsausweis besitzt. Als Ausnahme gilt für Zehnjährige ohne Begleitung das Fischen vom Ufer aus im Bieler-, Thuner- und Brienersee. Allerdings nicht mit Doppelhaken. Und Anfüttern ist ohnehin verboten. Ich hoffe doch sehr, Sie können noch folgen ...

Eigentlich ist Adrian Bolla daran schuld, dass sich bei Bo's seit etwas über einem Jahr (fast) alles nur noch ums Fischen dreht: Während gemeinsamer Ferien am Meer verabschiedeten sich die Buben letztes Jahr jeweils samt Adis Rute zum Strand – wodurch die Väter ihre Füsse

vor dem Bungalow ruhigen Gewissens hochlagern konnten. Salute Mario! Wer hätte ahnen können, dass Neptun sich so an mir rächt? Denn: Kaum hat Pädi Beats Rute geschenkt erhalten, geht es darum, Köder und Spezialhaken zu posten. Das kann man in Bern nur noch bei Herrn Eberhard. Als ich in den Laden an der Monbijoustrasse eintreten will, da hängt ein Schildchen an der Türe: «Bin in zwei Minuten wieder da.» Ich warte draussen, schön artig, wie es sich gehört. Erst nach fünf Minuten, als ein Kunde das Geschäft verlässt, merke ich, dass Herr Eberhard längst wieder da ist und bloss vergessen hat, das Schildchen wegzunehmen ...

«Womit kann ich Ihnen helfen?», will Herr Eberhard wissen. «Ich weiss es selber nicht ganz genau. Wissen Sie, unser Sohn hat eine Rute geschenkt erhalten und möchte jetzt einmal ...» – «... Maden müssen Sie in diesem Falle haben ...» unterbricht der Fachmann. Die niedlichen Tierchen sind im Kühlschrankschrank aufzubewahren. Da wird sich Mama bestimmt freuen. Machen wir es kurz: In den nächsten Wochen gehen die Maden richtiggehend auf Tauchstation. Einmal zieht Pädi bei Sugiez ein Egli heraus, das sich allerdings als zu kurz erweist (auch das ist genau reglementiert, ein In-die-Länge-Ziehen gilt nicht).

Ein anderes Mal, während eines Ausflugs mit Lüthis nach Crans (Pädu, geng wie geng, voll aufmontiert), da gehen wir schnurstracks ins Verkehrsbüro, zwecks



käuflichen Erwerbs eines Tagespatents. Macht 20 Stutz. Und zwei Franken zusätzlich für die Fischereitaxe. Währenddem die beiden Ehefrauen anschliessend auf Shoppingtour gehen, setzen sich die vier Kinder – Claudia, Sabrina, Leandro und Patrick – an den Seerand, derweil Christian und ich, alte Strategen, die wir sind, uns auf einen kleinen Feldherrenhügel begeben; das für solche Anlässe obligate Sixpack zur Hand.

Nach ungefähr einer halben Stunde beobachten wir einen älteren Herrn, der sich mit den Kindern unterhält, besser gesagt, der Pädi die Fischerrute

wegnehmen will. Geits no? Ganz sein Vater setzt Pädi sich durch und jagt den Feind davon, schickt ihn zur nächsthöheren Instanz. «Ist das Ihr Sohn?», will ein sichtbar Aufgebrachtener français wissen. «Und wenn, où est le problème?»

– «Er darf hier nicht fischen, er hat kein Patent!» – «Und wenn, was geht Sie das an?» Ich lege mein Bud zur Seite und stehe auf. Der selbst ernannte Hüter des Fischereigesetzes erzählt Christian und mir, dass er von der Gemeinde aus berechtigt sei, Kontrollen durchzuführen. «Zeigen Sie mir bitte Ihren Ausweis, votre légitimation, s'il vous plaît.» Mit einem hochroten Kopf eilt der Mann zu seinem Wagen, kommt kurze Zeit später zurück und zeigt uns sein Fischereipatent. 1999. «Et alors? Ich will Ihre Legitimation sehen, weder Ihren Fahrausweis noch die Cumulus-Karte.» Plötzlich erbarmt sich ein anderer Herr der sich

zuspitzen Situation: «Entschuldigen Sie bitte, aber hier in Crans ist es so, dass jeder Inhaber eines Jahrespatents Kontrollen durchführen kann.» Clever, clever: Die totale Überwachung ohne Kosten für die Behörden. George Orwell lässt grüssen. Ich zeige den Herren Pädis Tagespatent. «Und weshalb hat mir der Kleine gesagt, er habe kein Patent?» – «Hören Sie, Monsieur, die Kinder verstehen kein Französisch. Vermutlich haben sie gemeint, Sie würden sie fragen, ob sie Franz verstehen. Und deshalb hat Ihnen Junior mit «Non» geantwortet. Und nun lassen Sie uns bitte in Ruhe!»



Zwei Stunden später – unter den Augen unseres Kontroll-Fischers, der noch nichts gefangen hat – der GAU: Pädi zieht plötzlich eine riesige Forelle aus dem See, die erste in seinem Leben. «Papa! Papa! Chumm dä Fisch cho z'totschla!» Christian und ich eilen hinab.

Die vier Kinder hüpfen im Kreis um den Fisch herum, währenddem dieser auf dem Rasen rumzappelt. Sabrina hat eine Blitzidee: «Wir nennen den Fisch Hans-Peter!» Und so ergibt es sich halt, dass ich Hampi zu Tode schlagen und Hans-Peter ausnehmen muss, im wahren Sinne des Wortes. Und zu Hause hauen wir Hans-Peter dann auch noch in die Pfanne.

Hoppla, beinahe hätte ich es vergessen: Sie möchten natürlich wissen, welches denn die langweiligste Sportart der Welt ist. Zuschauen beim Fischen.

Ab 300'000 Franken gilt man in Gstaad als willkommen.

“Sehr gut möglich, dass Sie die nachfolgende Feststellung (nicht) erstaunen wird: Eine beachtliche Anzahl Zeitgenossen findet, ich sei ein Unmöglichler. Weil kein eigentlicher Masochist, werden wir hier nicht auf Details eingehen. Nur so viel: Es ist in der Tat manchmal einfacher, ein gutes Image aufrechtzuerhalten als ein schlechtes. Eine gute Tat nämlich, und schon heisst es unter Umständen, «der ist gar nicht so leid, wie andere ihn beschreiben». Und schon ist man den schlechten Ruf los. Wie auch immer: Migros-intern haftet mir das Image eines Enfant terrible an, eines Hofnarren, wobei mir beide Rollen zusagen und, übrigens, auch sehr gut anstehen. Die heutige Kurzstory wird Ihnen beweisen, weshalb dem so ist.”

Das Verhältnis der Berner Oberländer zur Migros ist ein sehr spezielles. Sagen wir es so: Eine Mehrheit der Oberländer hat nicht das Foto von Gottlieb Duttweiler auf dem Nachttischli stehen. Und deshalb kann es kaum erstaunen, dass Baubewilligungsverfahren für Migros-Projekte im Oberland erstaunlicherweise viel länger als im Unterland dauern. In Gstaad war es ganz extrem, da wurden wir über Jahre sogar amtlich behindert, aktiv und passiv. Sehr zur Freude vieler Gewerbetreibender. DuMMerweise für sie alle eröffnete die Migros am 2. Dezember 1999 eine Verkaufsstelle in eben diesem Gstaad. Nachdem alle offiziellen Redner an der ebenso offiziellen Einweihungsfeier ihre ergreifenden Worte in zusammenhängenden Sätzen heruntergespult hatten, war ich mit der eigentlichen

Überraschung des Abends parat: Mit einem Eröffnungsgeschenk an unseren Filialleiter, an Martin Ingold. Und mit einer unerwarteten Festrede, die es in sich hatte. Ich gebe sie in leicht gekürzter Version wieder, damit alle Leute, die während meiner Ansprache davongelaufen sind, sie nachlesen können. Brav so?

«Dieser 2. Dezember ist ein Freudentag für die Migros Aare. Wir freuen uns wirklich! Auf die Bevölkerung. Auf die Touristen. Auf die Begegnungen mit den Menschen hier. Und wir freuen uns darüber, dass wir bei der Planung und beim Bau dieser Migros von verschiedenen Gstaadern in einer Art und Weise motiviert wurden, die einmalig ist und ihresgleichen sucht. Dafür haben wir zu danken! Wir haben für Martin Ingold lange nach einem Eröffnungsgeschenk Ausschau halten müssen, haben sie ganz zum Schluss aber doch noch gefunden, diese Kuhhaut! (Martin Ingold erhält die Kuhhaut geschenkt.) Was wir hier nämlich in Gstaad alles erlebt haben, das geht wirklich auf keine Kuhhaut mehr! (Die ersten beiden Geladenen verlassen den Saal.)

Lassen Sie mich, sehr geehrte Damen und Herren, schnell zwei, drei Müsterli zum Besten geben – ich verspreche Ihnen, Sie werden sich nicht langweilen. Und bitte! «Cosa nostra» will ich nirgends geflüstert hören, auch «Comorra» nicht, schliesslich sind wir ja im Saanenland und nicht in Palermo. Und gelacht wird schon gar nicht! Also: Ich habe hier einen Brief vom Tourismusverband Gstaad-Saanen-



land aus dem Jahre 1995 in der Hand, unterzeichnet vom Direktor, mit Wünschen und mit Forderungen an die Adresse der Migros, die schlicht aus dem Tierreich sind, um einen Bezug zur Kuhhaut zu schaffen. Da schreibt uns also der Direktor unter anderem, dass «die Migros den Tourismus jährlich mit ca. 300'000 Franken unterstützen muss, damit sie als Partnerin im Saanenland willkommen wäre.» (Weiterer Abgang, wenn auch nicht besagter Direktor, der heute anderswo arbeitet und deshalb nicht anwesend ist.) Abgesehen davon, dass hier Sympathie nur eine Frage des Geldes zu sein scheint: Wissen Sie, was Coop hier in Gstaad jährlich bezahlt? Es ist eine vierstellige Summe... Und was schliessen wir daraus? Dass unsere Konkurrentin, angesichts dieses Betrages und im Vergleich zur Forderung an die Adresse der Migros, einen nur ungefähr 30 m² grossen Verkaufsraum haben muss... (Gelächter. Ein weiterer Herr verlässt den Raum.)

Ah! Und der Securitas hier gebührt ein grosser Dank. (Applaus.) Denn: Ein aufmerksamer Securitas-Mann hat uns nämlich erst kürzlich gemeldet, dass sich nachts jemand hier rumtreibt und im Schutze der Dunkelheit mit Doppelmeter das ganze Gebäude nachmisst. Was seine Ehefrau oder Partnerin wohl zu seinen nächtlichen Eskapaden meint? Das entzieht sich meiner Kenntnis (Gelächter). Hingegen weiss ich, dass die Migros günstige Doppelmeter und Taschenlampen im Sortiment führt (neu-

erliches Gelächter). Sie befinden sich hinten im Laden, ganz links.

Genug jetzt aber mit der Motzerei! Wie gesagt, wir haben wirklich zu danken, für diese Verhinderungsversuche, für diese unverschämten Forderungen, für die aufgestellten Hindernisse und Schikanen. Sie haben uns nämlich nur zusätzlich motiviert! Und in diesem Geist und Unsinn darf ich Sie alle jetzt ans Buffet bitten, um die Gläser auf die Zukunft dieser neuen Migros zu erheben. Und noch eine ganz freudige Nachricht: Die Apéro-Häppchen werden Ihnen nicht im Halse stecken bleiben, sie stammen nämlich nicht aus der Migros, sondern aus der Küche des Hotels Bellevue. En Guete!>>

Wie stellte mich «Mister Migros» Jules Kyburz neulich schmunzelnd einem seiner Bekannten vor, als ich eben diesem Bekannten sagte, sein Anliegen liesse sich problemlos erledigen? «Weisst du, der Bornhauser, der hat nie ein Problem; höchstens andere mit ihm. Nicht wahr, Herr Bornhauser?» Soisches.



Liebe UBS, danke für die 10'000-Franken-Spende!

“Ehrlich gesagt: Ganz schön fies, wie ich mich – unter dem hinterhältigen Pseudonym einer Kollegin – 16 bekannten Adressaten gegenüber benommen habe. Ihnen wurde nämlich, im Namen eines Landfrauenvereins, für eine 10'000-Franken-Spende gedankt, die die Firmen gar nie gemacht hatten.”

In der heutigen Zeit wird zwar viel gemotzt, aber zu selten gedankt. Das muss doch nicht sein. Und deshalb habe ich 16 Firmen und Institutionen – Swisscom, Post, DiAX, Loeb, Kantonalbank, Stadt Burgdorf, CS, BKW, Mobilier, Migros-Genossenschafts-Bund Zürich, Coop Schweiz, Berner Versicherungen, Securiton, IBM, Swatch und UBS – einen Brief zukommen lassen. Und für die Überweisung von 10'000 Franken, von meiner Bank ausdrücklich bestätigt, für den Unterhaltungsabend eines Landfrauenvereins gedankt. Doch damit nicht genug: «Es wäre uns eine Ehre, wenn jemand aus Ihrem Unternehmen am Unterhaltungsabend dabei sein könnte, damit wir Ihnen persönlich danken können», stand da zu lesen. Und dass der Landfrauenverein gerne ein Werbeposter der edlen Spendelerin hinter dem Rednerpult aufstellen und die Firma bei der Festansprache namentlich nennen möchte, mehrmals. Nun denn, wie reagieren die Sponsoring-Profis, wenn ihnen für etwas gedankt wird, das sie gar nie angestellt haben?

An dieser Stelle sei meiner besagten Kollegin gedankt, die nicht bloss ihre Adresse zur Verfügung gestellt hat, sondern sich auch noch telefonisch mit dem einen oder anderen erstaunten Spender

herumgeschlagen hat. Und die allererste Reaktion, die kommt von Frau Egger von einem beliebten Berner Warenhaus am «Loeb-Egge», schätzungsweise nur zwei Stunden, nachdem der Brief auf einem Pult liegt. Nein, das sei bestimmt ein Fehler, ein Missverständnis, man könne bei Loeb keine solche Überweisung feststellen und deshalb wäre es hilfreich, man könnte eine Kopie der Bankanweisung faxen, nicht damit Dritte womöglich zu Schaden kämen. Aber eben, das mit der Kopie, diesen Wunsch kann man Frau Egger nicht erfüllen, aus den bekannten Gründen. Immerhin: Nach Auflösung des Rätsels muss sie spontan lachen. Und einige Tage später kommt gar ein origineller Brief daher, von Maria Forciniti (Direktionssekretariat) signiert, die uns für den Unterhaltungsabend die Loeb-Werbeabteilung mit drei Sattelschleppern voravisiert ...

The day after wollen mehrere PR-Leute doch Näheres zur Sache bei meiner Kollegin in Erfahrung bringen. Eugen Zumbrunn von der UBS, zum Beispiel, fällt vor allem durch Humor und Lockerheit auf, nichts von verbissenem Banker-Getue. Im persönlichen Gespräch, so Zumbrunn, lasse sich alles doch einfacher (erklären). Als er zum Schluss erfährt, worum es wirklich geht, da kann er sich offenbar ein «Dä Bornhauser isch doch e Luuuuscheib!» nicht verkneifen. Wie Recht er doch hat. In eine ähnliche Richtung äussert sich Kollega Hansjörg Leibundgut von den Berner Versicherungen («Dä Bo isch äs Schlitzohr!»), dies, nachdem er





ebenfalls auf die Souveräne bei Martina C. um Details nachgefragt und ständig etwas von einem Missverständnis gesprochen hat (Kunststück).

Besonders gespannt bin ich natürlich auf die Reaktion meiner eigenen Arbeitgeberin, respektive der Zürcher Konzernzentrale. Und besagtes Echo kommt relativ rassig daher, erst einmal intern, ebenfalls am Tag danach, in Form einer telefonischen Abklärung von Elisabeth Steiner. Meine Kollegin in Schönbühl, Barbara Siegenthaler, mit mir unter einer Decke steckend, mimt die Unschuld vom Lande: «10'000 Franken, sagen Sie? Nein, eine solche Spende an einen Landfrauenverein haben wir bestimmt nicht gemacht, das wüsste ich sicher, zumal das Dorf ganz in der Nähe meines eigenen Wohnorts liegt.» Am nächsten Tag deshalb der externe Anruf zu Martina. Nein, in der Migros sei nichts bekannt. Undsoweiter- und sofort. Intern rauscht es danach churzspitz im Walde, weil öppet anderes aus Zürich die Bo-Idee nun überhaupt nicht lustig findet. Ganz im Gegenteil. Geht den Leuten von DiAx ebenso. Sygseso.

Formell und korrekt kommt die Antwort der Stadt Burgdorf daher, innerhalb von 48 Stunden, eingeschrieben und unterschrieben von Hans-Urs Haldemann, dem Sekretär für Kulturelles (mit Kopien an den Stadtpräsidenten und die Finanzverwaltung): «Ihr Schreiben an die Direktion Kulturelles haben wir erhalten. Unsere Abklärungen haben ergeben, dass weder ein rechtsgültiger Beschluss über eine Spende von Franken 10'000 an den besagten Landfrauenverein vorliegt, noch eine entsprechende

Zahlung durch unsere Finanzverwaltung ausgeführt wurde. Sollte Ihnen dieser Betrag überwiesen worden sein, muss ein Irrtum vorliegen und wir bitten Sie, uns den Betrag mit beiliegendem Einzahlungsschein zu überweisen. Dem Unterhaltungsabend der Landfrauen wünschen wir viel Erfolg.»

Auch die BKW, die IBM Schweiz, die BEKB und die Securiton reagieren noch – auf die Hochanständige – vor Ablauf des Ultimatums, dem angeblichen Unterhaltungsabend des Landfrauenvereins. Von Swisscom, Mobiliar, Swatch (ja, ja, Herr Hayek, gell, wenn man nicht alles selber macht...), der Coop Schweiz, der Credit Suisse sowie der Generaldirektion der Post zu Bern hingegen fehlt jede Spur. Aber, wer weiss – vielleicht stehen die Verantwortlichen dieser Firmen schon längst samt Werbeband vor dem Versammlungslokal.

Sie haben sich über die dänischen Tannenbäume aufgeregt?

«Flach wie eine Briefmarke», so der Volksmund, sind wir von der Migros Aare in der Öffentlichkeit herausgekommen, nach der «Kassensturz»-Sendung über unseren Import von dänischen Weihnachtsbäumen. Über diesen Import darf/soll man ausdrücklich denken, wie man will. In der heutigen Kurzgeschichte geht es auch nicht darum, meine Arbeitgeberin zu rechtfertigen oder in Schutz zu nehmen, sondern «nur», um Ihnen einmal 1:1 aufzuzeigen, wie ein «Kassensturz»-Beitrag – sicher im Sinne der berühmten Ausnahme – die öffentliche Meinung beeinflussen kann. ●●

Peter Wettler, ehemaliger Leiter des «Kassensturz», hat, in meinem Beisein, vor vielen, vielen Jahren einmal damit plagierte, wie seine Beiträge ab und zu zurechtgebogen wurden. Originalität: «Bei einer Kontroverse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gehen wir zuerst immer zum Arbeitgeber. Dieses Interview findet vorzugsweise in einem engen Raum statt, möglichst mit zusätzlichen Lichtquellen, die Wärme abgeben. Die Kamera dann möglichst nahe ran, so schräg von unten, das wirkt gut. Zeitdruck. Erst danach gehen wir zum «Büetzer». Dieser kann sich den Standort für sein Interview selber aussuchen, damit es ihm wohl ist. In der freien Natur ist das jeweils geeignet, weil wir dann auch die Kamera relativ weit weg aufstellen können. Der «Büetzer» kann sich auch abschliessend zu den Aussagen seines Chefs äussern («Und was sagen Sie zur Behaup-

tung Ihres Chefs, dass...»).» Merkwürdig, nach der «Kassensturz»-Sendung über die dänischen Tannenbäume im vergangenen Monat hallen mir diese Worte in den Ohren, als wären sie erst vor einigen Wochen ausgesprochen worden.

Im Vorfeld der «Tannenbaum»-Story lehnen mich die «Kassensturz»-Macher als Gesprächspartner der Migros Aare konsequent ab. Mehr noch: Mit der schon fast peinlichen Drohung, «wir werden das juristisch prüfen lassen, ob wir Sie nicht ablehnen können», wagt sich Produzent Peter Salvisberg doch ein bisschen sehr weit auf die Tannenäste hinaus. Grund des Streits: Die selber aufgestellte Regel der TV-Macher, in ihren Beiträgen «grundsätzlich keine Pressesprecher zu Wort kommen zu lassen». «Kassensturz»-Chef Hansjörg Utz nach der Sendung in einem geharnischten Brief an meinen Boss: «In unserer Sendung sollen jene Firmenvertreter zu Wort kommen, die einen Entscheid zu verantworten haben. Dass wir bei der



Migros Aare von diesem Grundsatz abgewichen sind, muss die absolute Ausnahme bleiben.» Womit bereits gesagt wäre, dass der «Kassensturz» mit mir Vorlieb nehmen musste. Denn: Auch wir haben, als selbstbewusstes Unternehmen, Grundsätze. Und die besagen beispielsweise, dass allein wir bestimmen, wen die Migros Aare zu einem Medientermin delegiert. Daniel Mennig, verantwortlicher Redaktor des Beitrages, verrät mir vor dem Interview, weshalb der «Kassensturz» mit den Pressesprechern nichts anfangen kann: «Die sagen wenig.» Nun ja, zumindest vermutlich nicht das, was der «Kassensturz» für eine knackige Story brauchen könnte... Und ich dachte immer, der «Kassensturz» wolle seine Zuschauerinnen und Zuschauer in erster und zweiter Linie so gut und so objektiv als möglich informieren. So kann man sich irren.

Der Beitrag über die importierten Tannenbäume aus Dänemark zieht den Volkszorn auf uns, denn mit keinem Wort wird den Zuschauerinnen und Zuschauern erklärt, dass die Schweizer Produzenten seit jeher nur die Hälfte der ungefähr 1,3 Millionen Tannen, die jährlich in der Schweiz benötigt werden, selber produzieren können und, im Gegenteil, zum Teil selber tatkräftig Tannenbäume aus Dänemark importieren. Vielmehr wird suggeriert, die Schweizer Produzenten könnten den einheimischen Markt flächendeckend beliefern. Auch der Umstand, dass 80% der Tannenbäume von den Produzenten direkt verkauft werden und nur jeder zehnte Christbaum aus der Migros kommt, bleibt unerwähnt. Und haben Sie gewusst, dass die Migros Aare heute praktisch 90% Edeltannen verkauft, von denen es in der

Schweiz ohnehin viel zu wenig gibt? Wie bitte, was meinen Sie? Weshalb ich das im Interview nicht gesagt hätte? Habe ich doch. Nur ausgestrahlt wurden diese Aussagen nicht.

Stichwort Lastwagentransporte aus Dänemark. Weil die «Kassensturz»-Macher mir nie und nimmer glauben werden, dass die Tannenbäume bereits vor dem vorgesehenen Zeitpunkt mit einem Schweizer Lastwagen ins Shoppyland angeliefert wurden, schlage ich ihnen – wohl in einem Anflug von Masochismus... – vor, einen Dänen-Laster extra für den «Kassensturz» umleiten und vorbeifahren zu lassen, damit die TV-Macher im Film doch noch zu ihrem Corpus delicti kommen. Sie sind von der Idee begeistert – da spielen zusätzliche Lastwagen-Kilometer plötzlich überhaupt keine Rolle mehr. Vor laufender Kamera erzählt ihnen der Fahrer, dass er noch für die Rückfahrt laden werde. Und noch ganz andere wissenswerte Sachen rund um die geniale Logistik und um die Lastwagenflotte seiner Firma. Das alles bleibt dem Publikum vorenthalten. Auch – dies nur nebenbei – der Umstand, dass jener bisherige Lieferant der Migros Aare, der am TV am meisten gegen die Migros wettet, selber einschlägige Erfahrung beim Import von dänischen Tannenbäumen hat.

Aus purem Gwunder habe ich mich Tage danach bei einer wichtigen Konkurrentin umgesehen. Und gestaunt. Dort ist auf der Herkunftsdeklaration der Tannenbäume teilweise Folgendes zu lesen: «Herkunft: CH/D/DK». Kein Käufer weiss also, woher genau seine Tanne kommt. Offenbar ist es das, was der «Kassensturz» toll findet. Henusode.

Wenn ein Pinguin dem Glücksvögeli die Strasse versperrt ...

“ Ich weiss auch nicht weshalb, aber im Leben hatte ich bisher 51 Jahre lang Glück, nie Pech. Und das in jeder Lebenssituation, ob geschäftlich oder privat. Und manchmal, da frage ich mich, ob manche Zufälle im Leben wirklich Zufälle sind. Aber lesen Sie selber. Apropos: Die dritte Episode hat sicher nichts mit Glück zu tun. Und dennoch: Wer weiss denn schon, ob im ungünstigsten Moment nicht eben doch mal der Chef unerwartet am Arbeitsplatz aufkreuzt? Da ist es doch immer gut zu wissen, wie man(n) in einer verwickelten und ausweglos scheinenden Situation den Kopf elegant aus der Schlinge ziehen kann ... ”

Ich fahre das ganze Jahr über mit meinem Roller umher, einer Yamaha Beluga. Bei Sonnenschein sowieso, aber auch bei Kälte und Schnee, wobei die schneebedeckten Strassen jedes Jahr immer weniger werden.

Vor einigen Wochen war ich beim Eindunkeln unterwegs, mit besagtem Roller. Kurz nach Waldausgang schaue ich auf den Tacho: 82 Stundenkilometer, in einer leichten Rechtskurve. Plötzlich: Ein Reh hat es sich auf meiner Fahrbahn bequem gemacht, wartet der Dinge, die da kommen sollen (ich, zum Beispiel). Weil ich meine Beluga in- und auswendig kenne, stehe ich, in leichter Schräglage, geistesgegenwärtig eben nicht auf die Bremse, weil mir das Hinterrad sonst wegge-

rutscht und Bo direkt in die Leitplanken geflogen wäre. Das Tier zu überdonnern, dazu habe ich keine Lust, also weiche ich dem Reh bei voller Geschwindigkeit nach rechts aus, mit Erfolg - allerdings schnurstracks in eine Wiese. Und von da aus ist mein Schicksal ferngelenkt, weil ich im nassen, hohen Gras null Chancen habe, einen Sturz zu vermeiden. Roller und Fahrer verabschieden sich voneinander. Die Yamaha überschlägt sich mehrmals, ihre Bestandteile fliegen in hohem Bogen in alle Himmelsrichtungen. Meinerseits schlittere ich zwanzig, dreissig Meter über die Wiese, einem Abfahrtsläufer gleich, der in Kitz die Hausbergkante verpasst hat und nun neben der offiziellen Streif zu Tal rutscht. Fazit: Visier am Helm weg, die Kleider z'Hudle u z'Fätze, aber ansonsten nichts, keine Schürfung, keine Prellung, gar nichts. Unglaublich. Der Roller hingegen hat bloss noch Schrott-



wert. Das Kontrollschild bleibt vorerst verschwunden. Am nächsten Tag ruft ein Bauer an, der es im Maisfeld auf der anderen Strassenseite gefunden hat (samt einem weiteren Teil der Verschaltung). Er bestätigt mir auch, dass zurzeit in der Gegend ein intensiver Wildwechsel stattfindet. Ende gut, alles gut. Bleibt also bloss noch die Frage, ob die Versicherung den Schaden bezahlen wird, so von wegen Wildschaden und so? Genau: Chasch danke (da könnte ja jeder kommen)! Denen hätte ich ebenso gut erzählen können, ich wäre einem Königspinguin ausgewichen. Und genau das werde ich in einem nächsten Fall auch tun, sollte ich wieder in eine ähnliche Situation kommen. Mal sehen, was dann los ist ...

Von 1969 bis 1972 habe ich – unter anderem im Skirennservice – für die Schuhfabrik Henke in Stein am Rhein gearbeitet, von 1973 bis 1974 in gleicher Funktion bei Raichles zu Kreuzlingen. Es war eine ganz und gar total verrückte Zeit, vor allem bei den Rennen, mit Leuten wie Roland Collombin, Philippe Roux, Karl Schranz, Marie-Therese Nadig, Annemarie Pröll, den Thönis, den Augerts, Anzi & Besson oder Promis wie Mäni Weber und Karl Erb als Reporter (und, selbstverständlich, Dölf Ogi als Chef des SSV), aber lassen wir das. Item: Letzten Winter waren Bo's Skifahren, ausnahmsweise einmal in Adelboden. Keine Ahnung weshalb, aber plötzlich hatte ich, auf dem Skilift sitzend und meine Skischuhe betrachtend, den Moralischen. Weshalb hatte ich eigentlich keine Skischuhe aufbewahrt? Einfach so, als Erinnerung. Komisch, dass man dreissig Jahre später plötzlich so öppisem nachstudiert. Nun denn, tempi passati, die beiden Fabriken

gibt es längst nicht mehr. Zwei Tage später: Als ich aus dem Shoppy komme, da steht auf dem Abfallcontainer ein Paar nigelnagelneue Raichle-Schuhe aus der, aus meiner Zeit. Mit Microschnallen (Sie erinnern sich?). Eine Fata Morgana, eindeutig! Mitnichten. Aber weshalb ausgerechnet hier und heute? Was sollte denn das, 30 Jahre später? Ich gebe es unumwunden zu: Mit Tränen der Rührung in den Augen schaue ich mich nach einer versteckten Kamera um. Nichts zu sehen. Und seither steht der rechte Schuh an einem Ehrenplatz in meinem Büro zu Hause, das Gegenstück im Büro zu Schönbühl.

Die Restaurantkette Hooters in Florida steht für die besten Pouletflügeli der Welt, für feines Bier, für riesige Übertragungswände für Football, Baseball, Car Racing, Icehockey und Basketball. Und für die absolut hübschesten Serviererinnen des Kontinents. Sie glauben mir nicht? Schauen Sie doch selber nach, unter www.hooters.com. Na bitte, was habe ich gesagt? Das wirklich Geniale an der Homepage, das ist aber der rote «Boss-Knopf», den man(n) sofort aktivieren kann, wenn der Chef unerwartet ins Büro kommt: Innert Sekundenbruchteilen verschwinden die sexy Girls, und auf dem Bildschirm erscheint eine Maske unter dem Titel «Was kann ich tun, um meine Leistung im Büro merklich zu erhöhen?» und «Wie kann ich meinen Chef nachhaltig unterstützen?». Was glauben Sie, wird Ihr Chef zur Sache denken? Eine Beförderung samt Lohnerhöhung wird nicht mehr zu vermeiden sein.

Von Robbenjägern, FKKlern und Monsieur 100'000 Volt...

“**Interessant, wie dann und wann das Langzeitgedächtnis aktiviert wird: Unser Herr Sohn geht auf Schulreise zu den Giessbachfällen. Bei dieser Gelegenheit bekommt das Trüppchen auch das gleichnamige Hotel zu Gesicht. Und hört von einem gewissen Franz Weber, der seinerzeit Retter in der Hotel-Not war. «Kensch du dr Franz Weber?», will Pädu wissen. Zufälligerweise tue ich das. Und mit dem Stichwort «Franz Weber», da kommt mir eine der verrücktesten Geschäftsreisen in den Sinn, die ich seinerzeit bei Hotelplan als Mitarbeiter der Abteilung «Spezialreisen» gemacht habe.**”

Drehen Sie das Rad der Zeit ins Jahr 1978 zurück, in eine Zeit, da Brigitte Bardot und Franz Weber die Welt auf die unsinnige Robbenschlächtereie in Norwegen und in Kanada aufmerksam machen. Franz Weber hat eine nach eigener Einschätzung einleuchtende Idee: Die Robbenjäger verzichten auf die Jägereie, dafür bauen wir Europäer ihnen eine alternative Verdienstmöglichkeit auf: Den Sommertourismus. Hotelplan erklärt sich bereit, einen ersten Versuch zu wagen, mit Schweizer Touristen, natürlich vorausgesetzt, die Robbenjäger auf den Magdalenen-Inseln im Sankt-Lorenz-Strom machen bei der Sache mit. Und das soll ausgerechnet ich herausfinden, der ich bisher nur mit Plüsch-Robben mit dem Steiff-Knopf im Ohr zu tun hatte. Henusode, nach Zwischenhalten in weltbekannten Ortschaften wie Montreal, Gaspé und Mont Joli lande ich Ende Sommer mit einer Kleinst-Propellerschiff auf einer der sieben Inseln, die

sich in ihrer Gesamtheit Iles de la Madeleine nennen. Und obwohl der französischen Sprache durchaus mächtig, da verstehe ich ob dem Inseleldialekt der Madelinots bloss Bahnhof. Umgekehrt auch, so scheint es emel. Pas de chance, irgendöppis zu verstehen. Affrö. Wobei durchaus drinliegt, dass mich meine Gesprächspartner gar nicht verstehen wollen. Ergo schlage ich mich mit Englisch durch, bekomme allerdings rassic mit, dass die Robbenjäger zuvorkommenderweise sowohl den Fünfer als auch das Weggli wollen, nämlich Tourismus und Robbenjägereie. Und der gutgläubige Hotelplan soll dazu noch Hand bieten? Geits no? Kommt doch überhaupt nicht in Frage, weshalb ich die Übung nach einigen Gesprächen mit unmissverständlichen Aussagen der Robbenschlächter vorzeitig abbreche, obwohl die Insel mit ihrem Cachet einmalig und im Sommer ein wirkliches Erlebnis für Touristen wäre. Völlig frustriert ob dieser Nullnummer fliege ich nach bloss drei Tagen Aufenthalt in Richtung New York ab.

Nächste Station: Die Karibik, wo ich für meinen Boss – resp. für spätere Hotelplan-Gäste – nach FKK-Angeboten Ausschau halten soll. Weil in NYC aufgewachsen, beschliesse ich in meinem Frust, den Tag privat im «Big Apple» zu verbringen und erst anderntags nach Guadeloupe und auf andere Inseln zu fliegen. Olivia Newton-John und John Travolta nehmen sich meines Gemütszustandes an: «Grease» läuft hier erst seit wenigen





Tagen in den Kinos. Gleich dreimal nacheinander (...) schaue ich mir den Streifen an, baue mich mental wieder auf. Anyway: The day after geht es weiter nach Pointe-à-Pitre – und von da aus auf andere kleine Inseln, wo Nacktbaden Trumpf sein soll. Aus einer früheren Kurzstory wissen Sie es möglicherweise noch: Höhepunkt bei meinen FKK-Erkundungen ist sicher der Moment, da Bo – wie Gott ihn schuf – mit dem Aktenkoffer in der Hand dem FKK-Strand nahe des Club Med auf Guadeloupe entlangläuft. Ich darf es Ihnen verraten: Auf die Publikation einer dieser Momentaufnahmen haben wir im späteren Hotelplan-FKK-Katalog dann allerdings verzichtet ...

Inselhüpfen ist angesagt: Unter anderem nach Les Saintes und nach Saint-Barthélemy, Letzteres auch als St. Barts bekannt. Dort miete ich zur Erkundung der Insel einen kleinen Jeep, einen offenen. Am Nachmittag halte ich an einer Kreuzung, obwohl weit und breit kein Auto in Sicht ist. Ein nachfolgender Fahrer sieht die Sache nicht so eng und tütscht mir mit

seinem Jeep klassisch ins Fudi. Bo steigt aus, schreitet zum Unfallverursacher: «Merde! Vous ne pouvez pas faire attention, können Sie nicht aufpassen?» – «Pardon, je m'excuse, je n'ai pas fait attention ...», kommt retour. Soso, «man» hat einfach nicht aufgepasst. Sie werden sich allerdings vorstellen können, wie gross meine Augen werden, als ich den Fahrer als Gilbert Bécaud, alias «Monsieur 100'000 Volt» identifiziere... Wie auch immer: Per Zufall logieren wir im gleichen Hotel, verbringen zu zweit einen wunderbaren Abend, bei Tischtennis und Cognac (in besagter Reihenfolge). Der Ärger mit den Robbenjägern ist definitiv runtergespült.

Weil damals in Klotten wohnhaft (unmittelbar in der Anflugsschneise der inzwischen berüchtigten Piste 28), hocke ich zwei Tage später bereits eine halbe Stunde nach der Landung in Zürich in der Badewanne, total relaxed. Wuuunderbaaar. Plötzlich klingelt das Telefon. He, hallo! Wer weiss denn schon, dass ich zu Hause bin, morgens um 09:30 Uhr? Doch höchstens mein damaliger Chef. Und siehe da – er ist es auch: «Hör mal Bo, du brauchst gar nicht erst gross auszupacken, du fliegst heute gleich nach Israel weiter, wegen eines künftigen Programms für Tauchferien. Es ist alles organisiert, die Dokumente liegen am EL-AL-Schalter bereit, aber du musst dich beeilen, bei EL-AL-Flügen muss man drei Stunden vorher einchecken ...» Als ob ich das nicht auch selber wüsste. «Moment mal, Kurt, stopp. Ich tauche selber nicht, habe zero Ahnung, worauf es da ankommt.» – «Das spielt in diesem Fall keine Rolle, in Eilat und Ophira (dem heutigen Sharm-El-Sheik) triffst du auf Profis. Sie wissen Bescheid und sind avisiert, dass du kommst. Im Übrigen habe ich dir ein Taucherbuch für Anfänger zu den Reiseunterlagen gelegt. E guete Flug!» It's as easy as that. Shalom.

Liberté, fraternité, égalité, paix, joie et tarte aux œufs...

“Dass man Schweizer ist, oder aber als Ausländer schon (zu?) lange in der Schweiz lebt und sich langsam aber sicher an Sachen gewöhnt, die sich eigentlich nicht gehören, das merkt man – unter anderem – daran, dass es nicht störend wirkt, wenn chinesisches Essen in den hiesigen Restaurants teurer ist als die so genannte Gourmetcuisine, und es auch nichts Aussergewöhnliches ist, dass beim Chinesen ein Tellen-Sohn das Zepter führt, vornehmlich europäisches Personal beschäftigt und lediglich der Tamile in der Küche dem Lokal etwas halbwegs Asiatisches verleiht.”



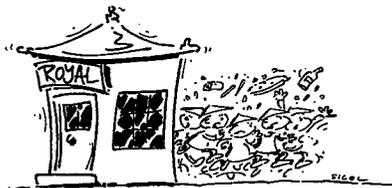
Bootsferien sind 2001 angesagt, auf der Saône, wie bereits 2000. Ausgangspunkt ist auch heuer Saint-Jean-de-Losne. Alles also wie gehabt? Beinahe: Dieses Jahr sind wir nämlich mit Lüthis unterwegs. Auch wieder bestens beraten von Marina Travel Bern. Als wir in Saint-Jean-de-Losne ankommen, da verbleibt uns bis zur Schiffsübernahme um 16:00 Uhr noch genug Zeit für ein Zmittag, auch wenn es bereits 14:00 Uhr ist.

«Nein», meint Monika abschliessend, «ins gleiche Restaurant wie letztes Jahr gehen wir nicht mehr, schliesslich waren wir damals nicht zufrieden.» Also suchen wir im kleinen Städtchen nach Alternativen. Und bald einmal stehen wir vor dem «Royal», das chinesische Spezialitäten anbietet. Als wir reinschauen, da merken wir, dass die Tische allesamt unbesetzt sind, obwohl an der Türe unübersehbar das Schild «Ouvert» hängt. «Isch das itze äch es guets oder es schlächts Zeiche?»,

fragt Monika Lüthi. Wer weiss das schon? Nach eingehendem Studium der Speisekarte im Schaufenster entschliessen wir uns, das «Royal» mit unserer Anwesenheit zu beehren. Drinnen werden wir von einer kleinen Armada von Chinesen erwartet. «Ponschur!» – «Bonjou!» Qual der Wahl: An welchen Tisch wollen wir uns setzen? Pädu und Sabrina in eine Ecke, wir vier Erwachsenen vor allem an einen nicht vorhandenen Achtertisch, die Frauen eher dort, die Herren eher da. Lü's und Bo's live, sozusagen als kleine Kostprobe für das Personal. Nach einigem Palaver schiebt ein Kellner zwei Vierertische in der Mitte des Raumes zusammen, im Sinne des helvetischen Kompromisses. Ich würde zu gerne wissen, was die Serviererinnen am Buffet jetzt miteinander tuscheln ... Eine Minute später erhalten wir die Speisekarten, womit die nächste Diskussionsrunde unausweichlich wird.

«Mama, hei die hie kener Springrolls? Und überhoupt, werum isch das alles off Französisch gschribe, da versteit me ja gar nüt!», motzt Claudia drauflos. Leandro seinerseits hockt mit verschränkten Armen und finsterer Miene da, weil ihm öppis nicht passt (vermutlich die Lage

des Tisches), Pädu will Teigwaren, Sabrina ist noch unentschlossen – und wir Erwachsenen erst recht. Der Kellner nimmt einen ersten, allerdings vergeblichen Anlauf, eine Bestellung aufzunehmen: «Pardon, wir sind noch nicht ganz so weit. Lassen Sie uns noch eine Minute Zeit?» Derweil bedrängen mich die lieben Kleinen gleichzeitig mit ihren Fragen nach Frühlingsrollen, nach Teigwaren, nach Crevetten, nach Salat und weiss-nicht-noch-was-alles. «Gopf, chöit dr nid schnäll alli ruehig sy, damit ig mit em Chällner cha rede? Eso verschteit me ja nid emau sys eigete Wort!», mahne ich zur Ordnung. «Pas de problème», meint der Kellner, «nehmen Sie sich ruhig Zeit.»



Weil der Mann offensichtlich ein Time-Out braucht, kommt eine Kollegin, um schon mal die Getränkebestellung aufzunehmen, wohl in der Annahme, das werde einfacher ... Wir bestellen Mineralwasser. «Perrier?», kommt als Frage retour. Und schon beginnt eine erste Diskussionsrunde: Muss es Perrier sein? Die hatten doch mal ein Problem mit verunreinigten Flaschen ... Ich erkundige mich nach Badoit, Monika Lü nach stillem Wasser ohne Kohlensäure und Monika Bo nach Literflaschen, ganz gleich welcher Marke. Selbstverständlich alle auf einmal. Dann geht es um den Wein. Als Tischwein ist Weissler und Rosé aufgeführt. Wir aber wollen Roten. Ist das möglich? Die Kellnerin, bereits leicht wachsig im

Gesicht, fragt nach. Derweil prügeln Buben und Mädchen verbal aufeinander ein. Item: Roter ist okay. Was aber für die Kids? «Frag d’Frou, öb si Sinalco het!», befiehlt Pädu. «Pardon, mon fils demande, si vous avez du Sinalco?» Die Arme schaut mich ratlos an: «Sin... quoi?» – «Pädu, si hei hie kes Sinalco.» Unser Herr Sohn besteht aber darauf. Derweil geben die drei anderen Kinder ihre Bestellungen auf, direkt an mir vorbei. Mir ist, als ob die Kellnerin demnächst ihr Blöckli aufschiesst. Ich versuche, die Situation auf die Humorvolle zu entspannen: «Wissen Sie, wir sind immer so, nicht bloss heute und hier. In der Schweiz haben wir in gewissen Restaurants sogar Hausverbot, wirklich!» Bis heute ist mir nicht klar, ob sie das für bare Münze genommen hat. Item: Die Kellnerin verschwindet nach Bestellungseingang hinter dem Buffet. Mir ist, als ob sie Sekunden später backstage von zwei Kollegen auf einer Bahre weggetragen wird. Kann aber sein, dass ich mich irre.

Runde 3 wird wieder vom Kellner von vorhin bestritten. Claudia: «Du kannst ihm sagen, ich möchte genau die gleiche Sorte Frühlingsrollen, wie ich sie einmal in Florida hatte, keine anderen!» Ich erspare dem Mann die Frage... Den Schlusspunkt dieser Runde setzt Leandro, als er draussen eine digitale Temperaturanzeige sieht, die 24 Grad angibt: «Hier in Frankreich muss man alles durch vier teilen, also ist es sechs Grad warm.» Nicht ganz, mein lieber Leandro, nicht ganz, nur den Umrechnungskurs zum französischen Franc dividiert man durch 4.

PS: Falls es Sie interessiert – wir haben extrem gut gegessen. Für 638 FF. Geteilt durch vier.

«Tut mir leid. Ist besetzt für Gruppe aus Schweiz ...»

“Das habe ich noch in keiner Geschichte gelesen», meinte ein Bekannter neulich lachend, als ich ihm von meiner Zeit bei Hotelplan erzählt habe, besser gesagt, von Episödden aus der Zeit, da ich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre sporadisch als Reiseleiter unterwegs war. Und da war eben dieser eine Einsatz an Ostern – es muss 1977 oder 1978 gewesen sein – in Prag, wo ich relativ rasch realisiert habe, wie man sich damals erfolgreich durch den hehren Kommunismus und seine weniger hehren Apparatschicks wursteln konnte.☹☹

120 Leute hatten mit Hotelplan einen Ostern-Katzensprung nach Prag gebucht, von Gründonnerstag bis Ostermontag. Weil über die Ostertage im Reisebusiness immer Hochbetrieb herrscht, werden albens zusätzliche Reiseleiter benötigt. Und somit kam auch der Schreibende (zu jener Zeit gerade für den Kundendienst der Migros-Tochter verantwortlich) zum Handkuss; nicht zuletzt deshalb, weil ich bereits berufliche Prag-Erfahrungen vorzuweisen hatte.

Gründonnerstag, Treffpunkt Flughafen Kloten: «Guten Morgen, liebe Hotelplan-Kunden! Mein Name ist Thomas Bornhauser. Ich freue mich, mit Ihnen nach Prag fliegen zu dürfen. Wir werden bestimmt einige schöne Tage in der tschechischen Hauptstadt verbringen, zumal gutes Wetter angesagt ist. Darf ich Sie, der allerseits guten Ordnung halber, daran erinnern, dass es verboten ist, mit tschechischer Währung einzureisen. Und auch Heftli wie das «Penthouse» oder der

«Playboy» werden Ihnen bei der minutiösen Gepäckkontrolle nur Ärger verursachen.» (Dabei ist unter Insidern längstens bekannt, dass genau diese Herrenmagazine, spontan als Geschenk überreicht, zum Beispiel beim Manager des Dancings im obersten Stock des Hotels Intercontinental immer einen freien Tisch samt flotter Begleitung garantieren...)

Der Flug mit der CSA verläuft bestens. Die Einreiseformalitäten sind ebenfalls kein Problem. Beim Ausgang wartet die Reisebetreuerin von Cedok, dem staatlichen (und somit einzigen) Reisebüro: «Reiseleiter Hotelplan, sofort hierher! Alleine bitte!» Ich tue wie befohlen.

«Guten Tag, ich heisse Suzana, wir beide haben grosses Problem. Kongress von Kommunistischer Partei dauert einen Tag länger. Wir nicht haben Betten für Leute, heute.» – «Dann sollen Breznjew, Husak und wie sie alle heissen doch bitte ausziehen!» Aber offenbar denken die Herren nicht daran. «Und was tun wir jetzt?», will ich von Suzana wissen. «Weiss nicht. Habe auch keine Busse hier.» Wunderbar, ich liebe lösungsorientierte Ansätze.

Ich gehe husch zu meiner Gruppe rüber. «Meine Damen und Herren. Sie werden sich mit dem Transfer in die Stadt noch etwas gedulden müssen. Erstens sind überhaupt keine Busse hier und zweitens werden wir, so wie es aussieht, heute auf der Strasse übernachten, weil die Kommunistische Partei freundlicherweise unsere Betten belegt.» Die Begeisterung

auf diese News ist gross. Ich schlage den Leuten vor, ins Flughafenrestaurant zu gehen und auf weitere Informationen zu warten. Dort mache ich mit dem Barkeeper ab, dass er alles serviert, was die Gäste wollen, und ich dann später die Gesamtrechnung begleiche. Er ist einverstanden – und die Leute haben es zu sein.

Per Taxi fahren Suzana und ich in die Stadt. «Lassen Sie mich machen», schlage ich ihr vor. Ihr scheint das sowieso recht zu sein. Nach vier Stunden haben wir unsere Betten in vier verschiedenen Hotels und die vier Transferbusse beisammen – und ich 250 harte Schweizer Fränkli weniger im Sack. Unterwegs zum Flughafen kommt mir in den Sinn, dass ich noch Kronen haben sollte, wegen der Getränkerechnung am Airport. «Wollen wir tauschen? Ich mache gutes Kurs», schlägt der Taxifahrer vor – und schon wechseln 200 «schwarze» Stutz und 2'600

tschechische Kronen die Besitzer (das ist fast das Fünffache dessen, was man auf der Bank erhält). Am Flughafen höre ich von Weitem schon Gesang. Und zwar keine tschechischen Volksweisen, sondern s'Vogulisi, wo vo



Aubode här chunnt. Und siehe da: Die Stimmung unter meinen Gästen ist prächtig. Fast muss ich sie dazu überreden, jetzt endlich in die Stadt zu fahren...

Nach der einen Nacht «auswärts» zügelnd alle am nächsten Morgen für die drei verbleibenden Tage in die ursprünglich gebuchten Hotels, die meisten ins Ambassador am Wenzelplatz, wo auch ich logiere. Am Karfreitag will ich gegen 19:30 Uhr in den Ausgang. Wie ich aus dem Lift komme, putzt und gschräht, da sehe ich ungefähr 50 meiner Gäste in der Hotelhalle. «Wohin gehen Sie? In die Laterna Magica? Ins Konzert? In ein Restaurant zum Znacht? In den U Flecku, den berühmtesten Biergarten der Stadt?» Fehlanzeige. Sie warten auf mich, auf einen guten Tipp. «Ich fürchte, ich kann nicht zaubern», versuche ich die Erwartungshaltung zu redimensionieren, «heute ist Karfreitag, die Stadt vermutlich ausgebucht, für so grosse Gruppen sowieso». – «Versuchen Sie es doch! Bitte!» Nun ja, wozu hat man denn einen Reiseleiter? Ich schlage den Leuten vor, im Hotel zu warten, ich würde sehen, was sich machen lässt. Also spürte ich zum Altstätterring, wo viele Lokale zu finden sind.

Fehlanzeige über Fehlanzeige. Alles besetzt. Letzter Versuch in einem Weinkeller, den ich von früher her kenne. Und siehe da: Ein wunderschöner Raum ist aufgedeckt, für öppe 50 Leute. «Den möchte ich reservieren!», bekommt der Kellner zu hören. «Ist reserviert, für Gruppe aus Deutschland.» – «Soso. Wann kommen die Leute aus Deutschland denn?» – «Ist reserviert 20:30 Uhr.» Ich strecke ihm auffallend-diskret eine Fünfigernote aus Schweizerlanden hin. «Und wenn ich um 20:15 Uhr hier bin, mit 50 Leuten?» – «Wer zuerst da, zuerst da!»,

lacht er aus ganzem Herzen. Ich also im Tempo des gehetzten Affen zurück ins Ambassador. «lg ha öppis gfunde, aber dir müesst seckle!» DAS muss ein Bild gewesen sein, die 50 Schweizer im Laufschrift und im Rudel vom Wenzelplatz zum Altstätterring. Aber es klappte.

Im Nachhinein gesehen, war es ein fantastischer Abend. Und wenn ich es mir richtig überlege: Weshalb haben wir gegen 20:30 Uhr eigentlich so gar keine ausrufenden Deutschen gehört oder gesehen, deren angeblich reserviertes Lokal von tapferen Eidgenossen besetzt war? Komisch. Ob der lachende Kellner da wohl bei einem zu blauäugigen Reiseleiter aus Helvetien spontan ein anständiges Trinkgeld gemacht hat? Wir werden es nie erfahren.

Apropos: Den ganzen Ostersonntag habe ich dann damit verbracht, einer Dame ihr Portemonnaie zu suchen, von dem sie behauptete, eine andere Frau aus unserer Gruppe hätte es ihr im Lift «mit Sicherheit» gestohlen. Nach einigen Stunden haben wir das Ding dann gefunden. Schlicht und einfach verloren hatte es die Lady. Und weil ich ihr daraufhin ziemlich deutsch und deutlich sagte, es wäre total unfair gewesen, eine Unschuldige des Diebstahls zu beschuldigen, das hat sie sich einige Tage später beim Leiter unseres Kundendienstes über den, wie sie sich ausdrückte, «total unfähigen Reiseleiter in Prag» beschwert. Merke: Eine Personalunion ist manchmal eine ganz gäbige Sache.



Von den guten alten Zeiten, da der Bo geschäumt hat ...

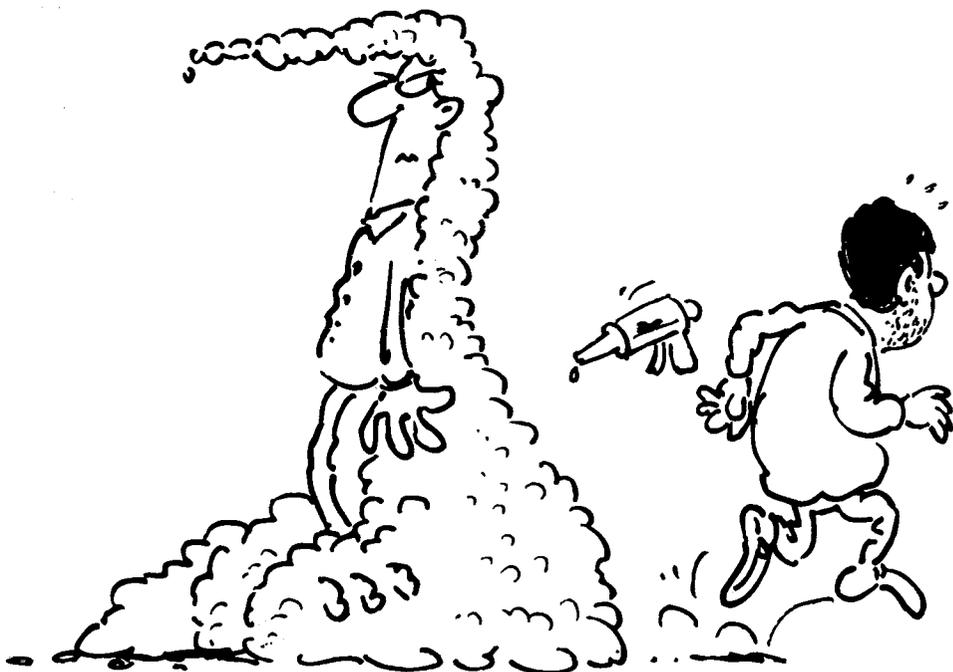
“ Ich werde Ihnen etwas sagen: Sie sind total auf dem Holzweg, wenn Sie jetzt anhand der Überschrift vermuten, ich hätte vor Wut geschäumt (aber, aber ...). Des Rätsels Lösung: Stellen Sie Ihre Uhr in die Jahre 1971 + 1972 zurück. Stichwort «Skischuhe», Stichwort «Schäumen». Neudeutsch hiess der Vorgang «foamen», weil Foam im Englischen Schaum heisst. ”

Ich kann es nicht oft genug wiederholen: Im Leben hatte ich immer Glück, stand immer zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. So auch 1970, als ich eigentlich in die UO hätte einrücken müssen, diese Lebensschule aber sausen liess. Zu jener Zeit war ich nämlich als Bürolist bei der Schuhfabrik Henke & Co. AG in Stein am Rhein tätig, in der so genannten Reassortiments-Abteilung. Dorthin telefonierten die Schuh- und Sportgeschäfte, wenn sie Ski-, Wander- oder Bergschuhe nachbestellen wollten. An sich eine dankbare Sache – aber noch viel, viel spannender war unsere Rennabteilung, in der beinahe alles ein- und ausging, was seinerzeit auf und neben der Rennstrecken Rang und Namen hatte. Als Mitte 1970 die Technik des Skischuhschäumens aufkam, da hatte ich wieder mal eine güldene Nase, tat blödsinnig interessiert bei den Kollegen des Rennservices, rein zufälligerweise natürlich, um mich kurz darauf mit eilends erworbenem Know-how unentbehrlich zu machen. Mit dem Resultat, dass der Bürogummi nadisna zum

klammheimlichen Schäumerspezialisten der Firma avancierte.

Fast niemand war vor unseren Henke-Foam-Schuhen sicher: Karl Schranz, Roland Collombin, Walter Tresch, Heini Messner, Dölf Rösti, Conradin Cathomen, Rudolf Schock (der mich danach sogar einmal in die Ferien einlud), der Aga Khan, 007, Giovanni Agnelli, Peter Lüscher, Willi Frommelt, Gianni Versace, Philippe Roux und viele andere mehr vertrauten mir ihre Füsse an. Ungefähr 4'000 Zeitgenossen erhielten innert drei Jahren ihre Henke- (und später Raichle-) Schuhe im In- und Ausland von Bo gefoamt. Man muss sich das einmal vorstellen: Als Zwanzigjähriger hatte ich bereits das, wovon andere ein Leben lang nur träumen können. Einen Traumjob.

Selbstverständlich gibt es wahrhaftig nette Storys rund ums Schäumen. Die Sache kam Anfang 1970 aus den USA nach Europa. Das Prinzip war genial einfach: Die eigentlichen Innenschuhe waren leer, hatten keine Polsterung, dafür aber ein Fersenventil, durch welches eine, je nach Schuhgrösse und Fussvolumen, ganz bestimmte Menge Schaum gespritzt werden musste. Die beiden Komponenten des Schaums waren zu Beginn flüssig, mussten miteinander gemixt und dann «Tempo Teufel» in den Schuh gespritzt werden, weil bereits Sekunden nach dem Mischen die chemische Reaktion einsetzte. In den darauf folgenden drei Minuten dehnte sich die Flüssigkeit zum eigentlichen Schaum aus, der während einiger Minuten einen ungeheuren Druck auf die



Füße der geduldig und mit leichter Vorlage dastehenden Kunden erzeugte, bis sich das bei der chemischen Reaktion entstehende Gas durch die Poren verflüchtigte und der Schaum sich verfestigt hatte. Zurück blieb dann im Idealfall (...) ein Innenschuh, der von den Konturen her millimetergenau zum Fuss passte. Hurra, nie mehr Druckstellen!

Nun wird es unschwer sein, sich vorzustellen, was allein auf Grund der Tatsache in die Hosen ging, wenn a) der Schaum zu wenig schnell in den Innenschuh gespritzt wurde, b) eine Naht eines Innenschuhs nicht dicht war und der farbige Schaum deshalb – was für ein

wunderbares Bild! – von überall her aus dem Schuh drückte oder, so richtig zum Mitfühlen, c) die Patienten – pardon, die Skischuhkäufer – vor lauter Druck auf den Füßen ohnmächtig wurden und die klassische Schraube vollführten (bei mir zweimal passiert). In New York, da gab es ein Sportgeschäft, das allein der Technik vertraute und den Schaum nicht von einem Fachmann, sondern von einem Computer berechnen und einspritzen liess. Dummerweise ergab es sich eines Tages, dass die Maschine nicht mehr abstellen wollte, immer mehr Schaum in

die Schuhe spritzte, bis die Schnallen aus ihren Vernietungen sprangen, wobei auch ein Knöchel und ein Schienbein des Kunden in die Brüche gingen. Seither kennen wir die Produkthaftpflicht.

Kurze Zwischenpassage, als Einschub: Vier Ereignisse aus jener Zeit, abseits der Rennpisten, werden mir unvergesslich bleiben. Sommer 1971: Eine Frau Nadig aus dem St. Galler Oberland ruft eines Nachmittags an, um sich zu erkundigen, ob ich ihrer Tochter ein Paar Henke-Rennschuhe für den Winter verpassen könnte. Weil mir ein Kollege Tage zuvor zufälligerweise (?) erzählt hatte, dass eine Meite namens Marie-Therese noch ihren Weg auf den Pisten machen werde, sage ich zu. Ungefähr zur gleichen Zeit, da fragt Henke-Fahrer Willi Frommelt, ob er beim nächsten Besuch in Stein am Rhein eine junge Kollegin mitnehmen dürfe, wegen eines Rennschuhs. Einige Tage später lerne ich Hanni Wenzel kennen. Und da war doch noch jener Abend in der «Tenne» Kitzbühel, an dem ich mit Rosi Mittermayer einen wunderbaren R'n'R aufs Parkett gezaubert habe, zur Gaudi aller (um allfällige Missverständnisse gar nicht aufkommen zu lassen: Rosi war nicht meinetwegen in Kitz, sondern wegen Stangenkünstler Christian Neureuther, mit dem sie heute noch verheiratet ist). Apropos verheiratet: Das sind auch die ehemaligen Riesenslalom-Weltmeisterin Fabienne Serrat und Weltcup-Gesamtsieger Peter Lüscher noch, die ich 1975, damals bereits bei Hotelplan tätig, am Airport Kloten – noch bevor es die BLICK-Reporter überhaupt gerochen hatten, ha! – zu gemeinsamen HP-Ferien nach Kenia verabschiedet habe.

Zurück zu den Schaumschlägern: Wenn der Schaum an einem nicht dafür vorgesehenen Ort landete, dann liess er sich beinahe nicht mehr entfernen. Beim Schäumen von Willi Frommelt – besser gesagt, von dessen Rennschuhen – da gab es einmal irgendein Problem mit dem rechten Innenschuh, so dass sich die Flüssigkeit nicht in den Schuh drücken liess. Nach einigen Sekunden explodierte mir die Mischpistole in der Hand, mit dem Ergebnis, dass Willi auf seiner Rückseite voller Schaum war. Fazit: Neue Kleider und der Gang zum Stein-am-Rhein-Coiffeur, wo der Arme dann eine Art Kurzhaarfrisur verpasst bekam.

Ein ähnliches Erlebnis hatte auch mein damaliger Chef beim ZDF in Mainz, weil er als Foam-Unerfahrener umsverworfen selber mit der Schäum pistole vor die Kamera wollte. Es kam, wie es kommen musste: Die Spritzpistole explodierte vor laufender Kamera, wobei ein schweres Metallteil einem Kameramann tupfgenau an die Halsschlagader flog, worauf dieser wie ein weicher Käse von den Füßen fiel. Das Aufatmen meines Chefs, Minuten später, als man uns signalisierte, der Mann sei o.k., war vermutlich bis in die Schweiz zu hören ...

Leute unter 50 bitte weg- schauen. Frauen sowieso.

“Alt werde man(n), so habe ich kürzlich gelesen, wenn man auf die Aufforderung seines Ferienflirts, «Let's get upstairs and make love» («Lass' uns nach oben gehen und Liebe machen»), ihr mit der Feststellung kontert, sie solle sich doch bitte für das eine oder andere entscheiden. Very funny. Selber im Klub jener, die mittlerweile die 50 überschritten haben, kann ich Ihnen eines bestätigen: Niemand – niemand! – kann so vor Selbstmitleid zerfliessen wie die Knappüberfünfzigjährigen.☹☹

Auf dem Fussweg unterwegs zum Gurtenfestival 2002: Weil ohne Gepäck auf der Strecke (man will ja schliesslich bequem zu Hause im eigenen Bett und nicht im Gschtungg und Lärm in der von Igluzelten überfüllten «Sleeping Zone» nächtigen), da überhole ich locker das eine oder andere schwerbepackte Trüppchen. Auf einmal höre ich hinter mir eine junge Frauenstimme: «Lueg emau, dä da vore! Dä het es Backstage-Bändeli am Handglänk, dä alti Sack!» Alter Sack? Das Teenie meint mich damit. Toll. Der nächste Schock folgt sogleich, einige Minuten später, auf der Aussichtsterrasse des Gurten-Restaurants «Tapis rouge». Thomas Haldimann, Mitarbeiter auf dem Gurten, stellt sec fest, dass ich «g'altet» hätte. Und der Umstand, dass am Abend eine leicht beschwipste junge Dame «Bärner Bär»-Reporter Jean-Claude Galli fragt, ob ich denn sein Vater sei, das macht die Sache nur noch schlimmer. Diese Zeilen hier bringe ich deshalb umgehend am nächsten Morgen früh zu Papier – nur so kann ich meinen tiefen, tiefen Frust von der Seele schreiben (im

fürchterlichen Wissen darum, dass Sie sich darüber auch noch amüsieren werden ...).

Die liebe Midlife-Crisis. Hat auch vor mir nicht Halt gemacht, vor zwei Jahren, als ich 50 geworden bin. Das rauschende Waldhüttenfest war seit Monaten schon im Detail organisiert, die Freunde und Kollegen eingeladen. Party! Einige Wochen zuvor fragte mich meine Frau während unserer Ferien so ganz beiläufig einmal, ob ich mich darauf freuen würde. Weil das ausgesprochen nicht der Fall war, wurden nach den Ferien konsequenterweise alle kurzerhand – im persönlichen Gespräch, wenn schon! – wieder ausgeladen, die Reservation der Waldhütte annulliert. Fertig luschtig. Immerhin kam mir genau am besagten Jubi (mit 50 ist man kein Geburi-Kind mehr, sondern bereits Jubilar) die Erleuchtung, weshalb ich all die Monate zuvor missmutig war. Ich verrate Ihnen was: Ich bin nie wirklich erwachsen geworden, sondern immer ein Kind geblieben. Und wie reagiert ein Kind, wenn es merkt, dass es 50 wird? Na also. Aber seit der Erkenntnis, dass es auch für Kids ein Leben nach 50 gibt, da geht es mir wieder b.l.e.n.d.e.n.d.

Nur eben, 20 oder 30 ist man trotz allem nicht mehr. Heute überlege ich mir zum Beispiel, ob ich mir zum Schluss eines guten Essens noch einen Grappa genehmigen soll oder ob ich doch lieber ohne Sodbrennen durchschlafen will. Ich schätze, der Tag ist auch nicht mehr allzu

fern, da ich das letzte Bier temperiert und den finalen Kaffee koffeinfrei bestellen werde.

Oder die Sache bei Felix Morgenthaler in Bern, meinem Dentisten. Da geht man also jahrzehntelang hin, lässt sich die Beisserchen kontrollieren und polieren, dann und wann die Karies entfernen, um dann plötzlich eines Tages vom Herrn Doktor mit ernster Miene zu vernehmen, dass «längerfristig» (was heisst denn das nun schon wieder?) eine Krone oder eine Brücke eine gute Investition in die Zukunft sein könnte. Fehlt bloss noch, dass mir der Gute demnächst einen Prospekt über Corega Tabs mit auf den Heimweg gibt. Rein informationshalber, versteht sich.

Gibt es nicht einen Film, der «Soweit die Füsse tragen» heisst? Diese Erkenntnis ist auch bei mir aktuell. Seit schätzungsweise zwei Jahren (Sie merken die zeitliche Parallele zum Waldhüttenfest) habe ich unter den Fussballen ein dumpfes Gefühl. Und weil das blöde Gefühl nicht wieder von selber verschwindet (wie früher alle Bobos automatisch), da habe ich mich kürzlich auf den Weg zu Roland Schori in die Klinik Permanence gemacht. Seine Diagnose war kurz und bündig: «Bärndütsch gseit, sy Euer Füess düre-tschaupet.» Nichts Schlimmes, aber jetzt sind Einlagen gefragt, zur Entlastung der Fussballen und Stützung des Selbstbewusstseins.

Herrjemine, da wäre ja noch die Sache mit dem Schnarchen. Obwohl ich mir zünftig Mühe gebe, das ausgesprochen nicht zu tun, und versuche, innerhalb der Drehzahlbegrenzung zu bleiben, so überschreite ich immer öfter die tolerierten Höchstwerte, heisst «es» jedenfalls. Weil wir im Schlafzimmer nun keinen Apparat zum Messen der Phonstärke stehen haben, behelfe ich mich mit den bekannten Nasenpflastern für Spitzensportler. Mit Erfolg, wie, im wahrsten Sinne des Wortes, zu hören ist. Kommt mir soeben in den Sinn, da ich nach der Uhrzeit schauen will: Meine Haut, die spielt seit Neuestem auch verrückt. Konnte ich bis letzten Herbst noch jede gefälschte Markenuhr tragen, so rebelliert das Handgelenk heute, verursacht Jucken und Ausschläge (ist wohl die Strafe für den Kauf unzähliger IWC, Breitling, Omega und Vacheron-Constantin). Aber eben: Wir wollen nicht länger grübeln, weder in der Nase noch des Älterwerdens wegen. C'est la vie. Et la vie est dure.



HiK Bornhauser bei der Frauentruppe vom MFD

“Die Zeiten, da Frauen FHD leisteten, die sind längst vorbei, heute ist man (man?) Mitglied des Militärischen Frauendienstes, abgekürzt MFD. Und jetzt fragen Sie sich bestimmt, was ich damit zu tun habe? Nun, die Aktivitäten des MFD gehören dokumentiert – und dabei fällt das eine oder andere Intermezzo für eine Realstire ab. Hier also Episödchen rund um (m)ein Frauen-Abenteuer für den «Brückenbauer» anlässlich einer Übung während einer RS im MFD. Ausnahmsweise sind die Familiennamen der Beteiligten leicht verfälscht, nicht so aber die Story an sich.”

Die Aufforderung zum Tanz war von gewohnt militärischer Sachlichkeit: «Ich erwarte Sie am Mittwoch, punkt 10:00 Uhr im Restaurant Kreuz.» Absenderin: Hauptfrau Ledermann Ursula. Marschtüchtige Schuhe seien angebracht, ein Rucksack werde für mich gefasst. Ob auch eine (natürlich möglichst hübsche) Trägerin für mich abdetachiert wird, bleibt vorerst offen.

Am vereinbarten Treffpunkt (genauer Stao des besagten Gasthofs aus Geheimhaltungsgründen und im Interesse der nationalen Sicherheit unseres Landes nicht näher erläuterbar – für Insider aber: Messpunkt 12; 7,6 Willi, 3,2 Sophie) fasst Lederfrau, pardon, fasst Ledermann die nächsten 24 Stunden zusammen. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich, dass Hauptfrau als Anrede falsch ist, korrekt ist Hauptmann. Auch beim MFD. Schliesslich mutiert ein Major ja auch nicht zur Majorrette. Wie auch immer: Wir verschieben

uns zum KP. Perfekte Meldung eines Soldaten. Moment mal ... Was sucht denn ein Soldat, männlich, mitten unter seinesnichtgleichen, weiblich? Von Ledermann Ursula erfahre ich, dass Wehrmänner den Frauen helfen, den Dienstbetrieb aufrechtzuerhalten. Genial. Hätte ich doch auch gerne gemacht, im Laufe meiner grandiosen Militärkarriere (bei der es allerdings aus bekannten Gründen nicht einmal zum Gfr gereicht hat).

12:30 Uhr. Befehlsausgabe. Kriegsmobilmachungsübung. Konkret und zusammengefasst heisst das: Bahnfahrt bis Hasle-Rüegsau, sechs bis sieben Kilometer zu Fuss mit vollgepacktem Rucksack in Richtung Affoltern, beim Sammelplatz Sanitätsausbildung, Abkochen, Übernachtung in einer Notunterkunft, tags darauf Tagwacht um 03:30 Uhr, anschliessend 15 Kilometer Marsch zur Fritzenfluh. Deckname der Operation «Schwarze Spinne». Gotthelf zum Gruss!

Bahnhof Hasle-Rüegsau. In kleinen Gruppen marschieren wir bei leichtem Regen ab. Dann, kurz vor Kilometer 2, der Eklat: Ein feldgrauer Rucksack fliegt in hohem Bogen in die Wiese, die Trägerin streikt: «Söll dä Rucksack träge, wär wott!» Psychologie und Seelsorge helfen immerhin, die Dame zum Weitermarschieren zu überreden, allerdings ohne Rucksack, der gesellt sich vorübergehend zu seinem Kollegen auf dem Rücken des Schreibenden (Sie merken: Nüt gsi, mit ere hübsche Trägerin ...). Oberleutnant und Instruktor Rüegsegger Margrit inspi-



ziert die Vorbeimarschierenden bei Kilometer 4. Zeter und Mordio, weil eine ohne Reisegepäck daherspaziert kommt: Zuerst an die Adresse der Streikenden, dann in Richtung Korporal und sozusagen als Schwanzfeder der Geschichte, kommt auch noch der gutmütige Träger des weiblichen Rucksacks unter die Räder (das wäre ich gewesen). He! Rüeegsegger, geits eigentlech no?

Am bereits erwähnten Sammelplatz kommt es öppe eine Stunde später zum zweiten Drama des Tages (so kurzweilig kann MFD sein!): Ein gewisser Militarist mit gelben Hutnudeln und schwarzen Hosenstreifen kann sich nicht wunschgemäß ausweisen, so dass ihm der Zugang zum Sammelplatz churzspitz verweigert

wird, vorschriftsgemäss. Good girls! Oberst im Generalstab Müller Eugen, seines Zeichens Chef Ausbildung MFD, steht dann während fünf, sechs Minuten im wahrsten Sinne des Wortes draussen im Regen, bis sich Ledermann Ursula mit hochrotem Kopf seiner erbarnt. Vor dem Nachtessen – auf richtigen Notkochern zubereitet – erfahren die Ladies allerhand Wissenswertes zum nächsten Tag. Trotz Tagwache um 03.30 Uhr ist die Stimmung prächtig, allerhand Schabernack geht während des Abends über die Bühne (Details bleiben militärische Geheimsache, wie ich es den Frauen versprochen habe).

Kalenderblatt weg: Punkt 04:30 Uhr ist am nächsten Tag Abmarsch. Wer nun auf weitere Highlights wie fliegende Rucksäcke, autostoppende Damen oder amoklaufende Betreuerinnen gehofft hat, muss ich enttäuschen. Die 15 Kilometer zur Fritzenfluh gehen absolut ereignislos in die Geschichte des MFD ein. Mehr noch: Unterwegs, da treffen wir auf eine Infanterie-RS auf ihrem «Fünfziger». Staunen erlaubt – «meine» Girls halten das Tempo über jene Strecke, die wir gemeinsam mit den Männern bewältigen, spielend mit. Respekt.

Im Bergrestaurant erhalten die Rekrutinnen ihre Einheitspatten, die sie zu «richtigen» Frauen machen. Von Müdigkeit keine Spur mehr. Dank dreier eingeflogener «Hudigäggeler» geht es hoch zu und her, die wenigen anwesenden Herren dürfen das Tanzbein öfter schwingen, als ihnen vermutlich lieb ist. Mein Muskelkater kommt emel definitiv nicht vom Marschieren.

PS: Falls Sie sich fragen, was «HiK» im Titel zu bedeuten hat: Ist nicht identisch mit «Hilfs-Korporal», sondern steht abkürzend für «Hahn im Korb».

Wenn Urs und Thomas nachts über die Autobahn laufen ...

“In letzter Zeit ist vermehrt über Bemühungen zu lesen, dass die beiden Korea normale Beziehungen anstreben. Dieser weltpolitische Spagat erinnert mich an zwei Reisen nach Panmunjom, einer Wellblech-Barackensiedlung im Niemandsland zwischen den beiden Korea, wo Polen, Tschechen, Schweden und Schweizer die Waffenstillstandsüberwachungskommission bilden. Es waren zwei, wie Sie sich leicht werden vorstellen können, nicht ganz alltägliche Besuche.”

Wussten Sie, dass die Schweiz einen General in Amt und Würden hat? Geht so: Weil seine drei Kollegen aus Polen, der Tschechei und aus Schweden Berufsgeneräle sind, da wird ihnen der Schweizer Vertreter seit 1953 gleichgestellt sein. Woher in Friedenszeiten aber einen General nehmen, wenn nicht stehlen? Und deswegen einen Feldzug in Richtung Liechtenstein anzetteln? Wohl kaum. Also trägt der Schweizer Delegationsleiter der Neutral Nations Supervisory Commission NNSC in Korea (Vorausset-

zung: Diplomat und Offizier) unter der Schirmherrschaft der UNO eine wunderschöne Fantasieuniform; mit allerhand Kräutern um den Hut, mit silbernen Sternen auf den Achseln, mit schwarzen Doppelstreifen an den Hosen. Dekoriert ist er mit dem Titel eines «Major Generals». Mein Vater war seinerzeit während zwei Jahren ein söttiger, deshalb die Gelegenheit für die ganz und gar aussergewöhnlichen Trips. Übrigens: Ich werde mich hüten, der Weltdiplomatie gut gemeinte Tipps in Sachen «Korea» zu geben, und behalte meine Meinung über die beiden Länder deshalb ausnahmsweise (...) für mich. «Achse des Bösen» hin oder her.

Kleiner Augenschein nach Panmunjom: Die Wellblechhütten der Polen und der Tschechen liegen wenige Meter nördlich des 38. Breitengrads, jene der Schweden und der Schweizer (ich bewundere meine Mutter heute noch, wie sie es zwei Jahre hier mitten im Niemandsland ausgehalten hat) einige Schritte südlich. Zwischen den beiden Siedlungen, da befinden sich einige Gebäude, wo sich die vier Parteien

jeweils zu Besprechungen treffen, vor allem, wenn es zwischen den beiden Streithähnen brenzlig wird. Der 38. Breitengrad, offizielle Grenze zwischen den beiden Staaten, verläuft



peinlichst genau in der Mitte der Baracken, quer über die Verhandlungstische ... Die offizielle Reise nach Panmunjom muss man sich wie folgt vorstellen: Ankunft in Seoul, wo man vom Schweizer Delegationsleiter erwartet und dann mit einem UN-Wagen und -Fahrer von Süden her bis in 15 Kilometer Entfernung zum 38. Breitengrad gefahren wird. Dort befindet sich erst einmal die Demarkationslinie, von wo an sich niemand Unmilitärisches/Unbefugtes mehr ohne Erlaubnis der Streitkräfte bewegen darf. Also steigt man in Jeeps um und wird von US-Soldaten nach Panmunjom gekarrt. Überall Kontrollen und überall der militärische Gruss «Keep the fire up, Sir!», was etwa so viel bedeutet wie «Bleiben Sie wachsam, Sir!». Dank meinen Beziehungen zum Schweizer General, war es meinem Cousin Urs und mir möglich, uns mehr oder weniger frei im Camp am 38. Breitengrad zu bewegen. Die Uhr konnte man sich mittags übrigens nach dem unüberhörbaren Knall am Himmel stellen, wenn eine SR-71 («Blackbird») überschallmässig Richtung Norden flog, vermutlich, um Wetteraufnahmen zu machen ...

Keine Ahnung, ob es heute anders ist, aber damals, in der Hochblüte des Kalten Krieges, da wurden die wenigen Besucher in Panmunjom vom «Norden» her unablässig von den Wachtürmen herab fotografiert. Von Urs und mir müssen in Prag, in Warschau und in Pjöngjang ganze Fotoalben rumliegen.

Zum Zeitpunkt der ersten Reise, da herrschte wegen eines Zwischenfalls am 38. Breitengrad mit toten US-Soldaten zwischen den beiden Ländern sozusagen Kriegszustand, samt Ausgangssperre ab

24:00 bis 05:00 Uhr. An einem Wochenende, da übernachteten Cousin Urs und ich nicht in Panmunjom, sondern im US-Army-Camp «Jong San» in Seoul, wo meinen Eltern ein kleines Haus zur Verfügung stand, wann immer sie in der Hauptstadt übernachten mussten. Weil Cousin Urs und ich Land und Leuten in fremden Ländern niemals verschlossen waren, da gingen wir abends auch in den Ausgang. In Seoul in den legendären «Kings Club», wo jeweils allerhand los war. Insider wissen Bescheid. Noch um 23:30 Uhr deutete nichts auf Aussergewöhnliches hin, zwanzig Minuten später allerdings waren Cousin Urs und ich sozusagen noch fast alleine im Etablissement. Um Punkt 24:00 Uhr standen wir vor der Türe, in einer menschenleeren Strasse. Was nun? Taxi? Fehlanzeige. Also machten wir uns zu Fuss auf den Weg zurück ins Army Camp, und der führte ... über die Stadtautobahn. Weil diese unbefahren blieb, liefen wir auf der Autobahn nach Hause, ganz für uns alleine, zwischendurch von schwerstbewaffneten Soldaten kontrolliert, die grossartig salutierten, sobald sie unsere offiziellen NNSC-Ausweise zu Gesicht bekommen hatten.

Höhepunkt dieser Reise war sicher ein Tischtennismatch, den Cousin Urs und ich gegen zwei nordkoreanische Soldaten (beide mit Penholder-Griff) auf deren Heimterrain gewannen, im fünften Satz mit 26:24. Schweden und Schweizer liessen uns am Abend zünftig hochleben, die Nordkoreaner haben wir danach nicht mehr gesehen.

Ein Prost auf die Pekingente in Beijing!

“Kürzlich, da erzählte ich den Kindern von einem Erlebnis in China, das doch schon einige Jahre zurückliegt, aber zum Schluss, da meinten sie: «Wieso hesch über das no nie gschribe?» Hiermit sei das nachgeholt. ☺☺

In einem früheren Leben, da arbeitete ich nach meiner Zeit bei Hotelplan für ein anderes Zürcher Reisebüro, wo ich für allerlei Spezialreisen zuständig war. Kommt also eines Tages mein Chef daher, Otto Albin. «Hör mal, die chinesische Regierung hat dem Bundeshaus eine Einladung gesandt. Acht Schweizer Unternehmer können nach Beijing reisen, um vor Ort nach Möglichkeiten eines Engagements der Volksrepublik China zu sondieren. Die chinesische Botschaft aber will, dass wir das Technische von A bis Z organisieren; du weisst schon: Visen, Flugtickets, Betreuung. Angesichts der Bedeutung dieser Reise brauche ich einen versierten Reiseleiter. Kennst du jemanden Zuverlässigen, der in Frage kommt?» Selbstverständlich kannte ich den passenden Guide.

Zwei Wochen später trifft sich eine Gruppe von Schweizer Unternehmern in Hong Kong, nach individueller Anreise. Ingenieure für Kläranlagen sind ebenso zugegen wie auch Hersteller von Tiefdruckmaschinen, Webstühlen, Schlüsselanhängern (weltweites Patent) und der Schreibende. Mit einer wenig Vertrauen einflössenden Maschine der China Airlines befördert man uns nach Beijing, wo wir hingegen wie Staatsgäste empfangen werden. Jede und jeder von uns hat eine eigene russische Limousine älteren

Baujahrs samt Chauffeur neueren Baujahrs und einen Übersetzer zur Verfügung; logieren werden wir in Gästehäusern der Regierung, jede und jeder im eigenen Appartement. Wohl um zu beweisen, dass es den Volkschinesen an nichts mangelt, auch an Rohöl nicht, da heizt man die Häuser auf schätzungsweise 35 Grad. Selbst das offene Fenster im Februar bei Temperaturen von minus 20 Grad vermag im Brutkasten nichts zu ändern. Genau so muss sich eine Ente fühlen, wenn sie in Beijing in den Ofen geschoben wird ...

Apropos Pekingente. Hatten wir auch. In Peking. Auf Einladung der Regierung. In einem der vermutlich besten Restaurants des Landes. Will heissen: An runden Achter- oder Zehnertischen sitzen wir mit unseren Gastgebern, abwechslungsweise Regierungsvertreter, Dolmetscher und Schweizer Landeier aus Bodenhaltung. Wenig später werden uns die besagten Enten aufgetischt, ganz nach dem Motto, «Achtung, fertig, los!». Es vergeht keine Viertelstunde, da sehen die Tische wie Schlachtfelder aus. «Das ist hier Tradition», lasse ich mich belehren. Und selbstverständlich prostet man sich nonstop zu, auf gutes Gelingen der Reise, mit dem Resultat, dass die Chinesen zum Schluss eine stehende Ovation an die Adresse der Schweizer kredenzen, derweil jene sozusagen rückwärts aus ihren Stühlen kippen, Reiseleiter inklusive. Wow, war das eine Lehrstunde in chinesischer Trinkfestigkeit.





Tags darauf geschieht Ungeheuerliches. «Mein» Chauffeur hat einen nigelnagelneuen Mitsubishi. «We have new car!», meint der Übersetzer voller Stolz, als ob ich das nicht auch längst bemerkt hätte. Was man nun wissen muss: Seinerzeit war es in China für den Erwerb des Führerscheins unerlässlich, innert 20 Sekunden vom ersten in den vierten Gang zu schalten, selbst wenn die Karre dadurch schier abgewürgt wurde. Eine Merkwürdigkeit, die ich mir bei einem offiziellen Empfang auf der Schweizer Botschaft hatte bestätigen lassen. Und genau nach diesem 1-2-3-4-Prinzip funktioniert unser Driver auch, mit schliesslich knappen 50 km/h im vierten Gang, weil die russische Antiquität einfach nicht mehr hergibt ...

Ebenso geht er es mit dem Mitsubishi an. Besorgt wende ich mich an den Dolmetscher: «Sagen Sie, zu diesem neuen Wagen müssen Sie bestimmt Sorge tragen, nicht wahr?» Herr Wang stimmt

zu, ohne Wenn und Aber. «Nun denn», sage ich, «dann sollte unser Chauffeur den Motor nicht abwürgen. Besser ist, bei 4'000 Touren zu schalten, damit der Motor optimal läuft.» Herr Wang erklärt das dem Chauffeur – und dieser setzt die westlichen Tipps sogleich um: Erster Gang, 4'000 Umdrehungen, zweiter Gang, 4'000, dritter Gang, 4'000, vierter Gang. Auf einmal rasen wir mit über 100 km/h durch Beijing, nonstop hupend, damit sich die Zehntausenden von Velofahrern links und rechts in Sicherheit werfen können. So – oder ähnlich – muss es ausgesehen haben, als Moses das Meer geteilt hat. Weg frei! Unser Fahrer ist schweissgebadet, ich bitte Herrn Wang inbrünstig, die Übung abbrechen zu lassen ...

Schweizer sind schon ein komisches Völkchen, vor allem wenn sie Geld haben und sich deshalb für Mehrbessere halten. Die Gattin eines Unternehmers glänzt während der ganzen Reise mit obligater Verspätung, mit Überheblichkeit, schwerem französischem Parfum und mit dem Familienschmuck, den sie kiloweise an Ohren, Hals, Handgelenken und Fingern zu Schau stellt. Toll, macht ungemein Eindruck, sowas; auf mich sowieso. Blödi Zwätschge. Einmal, da weiss sie abschliessend («pas de discussion, s'il vous plaît!»), dass sie sich mit den berühmten heissen Tüchern, wie sie in China gereicht werden, während eines Nachtessens einen «unglaublich teuren Ring» von den Fingern geputzt und es «im Moment» nicht bemerkt hat. Glaubt man ihr, dann liegt jetzt Sechsstelliges in einem chinesischen Abfallkübel. Mit anderen Worten: Der Reiseleiter darf mal ran, an/in die Güselchübel (eh ja, wozu sonst ist er denn da?). Wie tröstlich doch, dass die Lady zwei Stunden später merkt, dass sie den Ring im Hotelzimmer hat liegen lassen ...

Wie «Facil apertura» völkerverbindend wirken kann.

“**Ferien im Ausland zeigen Herrn und Frau Schweizer glücklicherweise immer wieder, wie unvollkommen wir sind. Und ich denke hier weniger an den nicht vorhandenen Comment, den wir Helvetier gelegentlich fremden Kulturen gegenüber an den Tag legen, sondern schlicht und ergreifend an einen ganz und gar gewöhnlichen Einkauf im Supermarkt. Glücklicherweise ist, wer Fremdsprachen beherrscht.**”

Über Qualität und Preis des Frischfleischs in Spanien werde ich mich hier gar nicht erst ein- resp. auslassen, weil ich sonst umgehend in Konflikt mit Herrn Deiss, mit Frau Sommaruga und mit Herrn Sachs, dem Fleisch-Chefeinkäufer bei der Migros Aare, kommen würde. Dazu nur eine Feststellung: Lüthi's und Bornhauser's haben während drei Wochen an der Costa Blanca wunderbare und unglaublich günstige Rinds- und Kalbs- und Schweinsfilets bis zum Abwinken gepostet, grilliert und gegessen. Aber aufgepasst: Weil die vier Kids auch wieder einmal etwas «Normales» (...) essen wollten, haben wir an einem Sonntagabend verhältnismässig teure ... Hamburger gegrillt. Frische, versteht sich, nicht tiefgekühlte. Wie ich an der Fleischtheke bei Mercadona in Calpe anstehe, da flüstert mir Christian auf der Suche nach einem ganz speziellen Vino tinto im Vorbeigehen, dass seine Monika lieber Chickenburger als Beefburger hätte. Sabrina auch. Alles klar: Bei acht Personen und sechzehn Burgern macht das vier Poulet- und zwölf Rindsburger. Das Dumme daran: Was heisst zwölf auf Spanisch? Bis elf beherrsche ich das numerische Alpha-

bet. Aber zwölf? Weil ich nun definitiv aus dem Alter heraus bin, der Fleischverkäuferin wie ein Kindergärtler einzelne Finger zu zeigen (abgesehen davon, dass ich an beiden sowieso nur deren zehn habe), da helfe ich mir selber und bestelle locker vom Hocker fünf (cinque) Poulet- und elf (onze) Beefburger. So einfach ist das nämlich.

Eine etwas grössere Herausforderung hatten Christian und ich Tage zuvor zu bestehen, ebenfalls bei Mercadona. Meerrettichschaum war angesagt, zum Lachs. Das war vielleicht etwas. Milch lässt sich ja relativ einfach erfragen («Muuuh»), Kaffee auch («Nescafé, por favor?»). Erklären Sie aber einmal einem Spanier, was Meerrettich ist. Oder Meerrettichschaum. Ha! Zu allem Übel kam hinzu, dass Christian zwar erfolgreich einen Spanischkurs für Anfänger absolviert hat, dass aber Meerrettich dort nie ein Thema war (fragt man sich bloss, wozu solche Kurse denn überhaupt angeboten werden?). Wir also ab in den Frischebereich: Kartoffeln, Auberginen, Zitronen, Radiesli (heissen übrigens Rabanitos), alles, was Sie wollen. Nur keinen Meerrettich. Nächste Station: Der Kolonialwarenbereich. Alles hat es im Gestell, alles, von Erbsli und Rüebli in der Dose über Spargeln im Glas, Senf und Mayonnaise in der Tube, bis hin zu Safran im Alubeutel. Nur Meerrettich(schaum) scheinen die Leute auf der Iberischen Halbinsel nicht zu kennen. Stimmt, ja. Klar hätten wir fragen können, eine Verkäuferin, einen Verkäufer. Aber ganz ehrlich, wie denn? «Mar





ajudar tu» vielleicht, in Anlehnung an «Meer rette dich»? Wie auch immer: Der Lachs war hervorragend, auch ohne Meerrettichschaum. Übrigens; auch die Backtrennfolie haben wir weder am nächsten noch am übernächsten Tag gefunden.

Weil fast drei Wochen in Calpe, möchte man den Leuten, mit denen man mehrmals in Kontakt kommt, zeigen, dass man sich bemüht, ihre Sprache zu erlernen. Da «hola!», «gracias!», «buenos dias!» und «una cerveza!» zu meinem Standardrepertoire gehören, habe ich meinen Wortschatz heuer mit der Feststellung «Facil apertura» erweitert. Das steht nämlich auf beiden Heinz-Tomatenketchup-Flaschen, die wir gekauft haben, und bedeutet ungefähr so viel wie «leicht zu öffnen». Diese Feststellung wiederum öffnet einem Tür und Tor zu den Herzen der Spanierinnen und Spanier. Zum Beispiel bei der Kassiererin im Lädeli, wo wir jeden Tag unsere frischen Brötli kaufen. Mit jedem Broteinkauf habe ich zusätz-

lich noch etwas anderes im Korb. Mal eine Flasche Wein oder eine Flasche Orangensaft, ab und zu sogar vakuumverpackter Rohschinken. Beim Bezahlen dann die Frage, «Facil apertura?», worauf jeden Morgen mit einem Strahlen auf dem Gesicht ein «Si, Señor! Facil apertura», retour kommt. Ist doch grossartig, nicht wahr? Echt völkerverbindend. Das gleiche Spiel an der Tankstelle, beim Bezahlen, wo ich dem Kassier die Vordzüge eines wahrhaftigen Schweizer Portemonnaies mit seinen vielen Geheimfächli in der Praxis vordemonstrieren kann. «Facil apertura!», was der Mann sofort mit einem «Si, Señor!» zu bestätigen weiss und es sich nicht nehmen lässt, mir beim Zusammenlesen der Münzen zu helfen, die auf den Boden gefallen sind. Hilfreich auch meine diesbezüglichen Kenntnisse in Español, als ich in Denia einen Polizisten nach dem Wochenmarkt frage. So einigermaßen kriege ich mit, in welche Richtung wir laufen müssen. Dann die Königsfrage: «Apertura?» Der Gesetzeshüter bejaht, freudestrahlend. Kein Problem, bis ungefähr halb zwei sind die Stände offen.

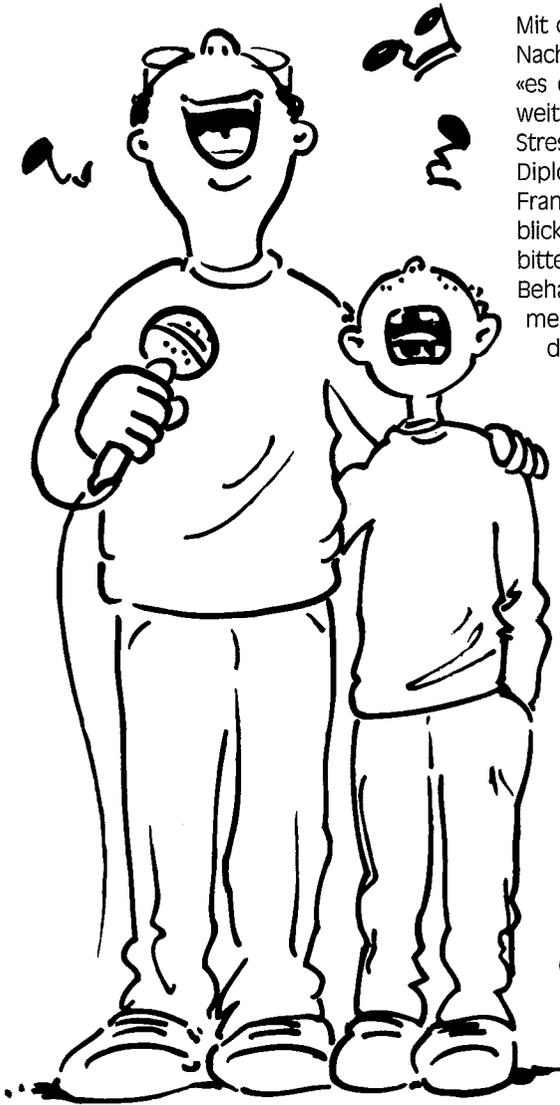
Wenn Vater und Sohn den Mund aufmachen ...

“Eine kleine Orientierungshilfe für die allerseits geschätzte und geneigte Leserschaft dieser Realsatire: Mutter Bornhauser weilt für ein paar Tage mit einer Freundin bei einer Freundin im Ausland, Patrick (13) und Claudia (16) sind für drei Stunden alleine zu Hause, weil Papa Bornhauser (das wäre dann ich) während der BEA in der Jury eines Karaoke-Wettbewerbs hockt, der jeden Abend zwischen 17:00 und 18:30 Uhr über jene Bretter geht, die die Welt bedeuten. ☹☹

Ganz klar: Wenn die Sängerinnen und Sänger Karaoke singen, da sind wir von der Jury ganz Ohr, im wahrsten Sinne des Wortes, voll bei der Sache. Das heisst auch, dass die Handys ausgeschaltet sind, zumindest akustisch. Während einer Darbietung, da beginnt es in meinem Oberschenkel sanft zu vibrieren. Nein, nicht, weil das Bein ob der Darbietung eingeschlafen wäre, sondern weil mich jemand mit einem SMS anpeilt. In der nächsten Pause, da ziehe ich mein Nokia diskret aus der Tasche und schaue noch diskreter aufs Display. Es ist Monika, aus Amsterdam: «Patrick hat SMS gemacht, dass er sich 3 Zähne ausgeschlagen hat.» Toll, ausgerechnet jetzt. Weil die Zeit gerade noch ausreicht, um selber eine SMS loszuschicken, erkundige ich mich umgehend bei unserem Herrn Sohn: «Pädu! Was isch los?» Dann geht es beim Karaoke weiter. Patrick antwortet nicht, deshalb rufe ich 15 Minuten später – während der nächsten Pause – seine Schwoscht an. Mit Erfolg. «Claudia, was isch mit em Pädu los?» – «Wäge? Was söll mit ihm los sy?» Obwohl Claudia zu Hause ist, hat sie keinen Schimmer, wo sich ihr

Brüetsch rumtreibt. Hiess nicht ein Hit in den Sechzigern «Shame and Scandal in the Family»? Etwa so. Dann geht es beim Karaoke weiter, Moderator Matthias Mast hat für die imposante Zuschauerkulisse eine wunderbare Überraschung parat: Die Mitglieder der Jury sollen auch mal beweisen, dass sie es (nicht) können. Für Polo Hofer ist das weniger ein Problem, auch Philipp Sommerhalder von Radio EXTRABern brilliert als alias Frank Sinatra, bei mir aber ... Entsprechend fällt mein Gejaule aus, keinen Ton treffe ich auch nur halbwegs. Wären Status Quo tot, sie würden sich ob meiner Version von «Rockin' All Over the World» zweimal im Grab umdrehen. Ich schätze, meine Darbietung ist symbolisch ungefähr mit jenem Schützen zu vergleichen, der auf Scheibe 3 zielt – und einen sauberen Nuller schießt. Auf Scheibe 5.

Mit einem weiteren SMS erkundigt sich Monika nach dem Wohlergehen ihres Buben. Ich muss passen. Peinlich. Zum Glück geht die Karaoke-Runde ihrem Ende entgegen. Ich flüchte aus der Halle ins Freie, telefoniere nochmals mit Claudia und bitte sie, die Spur von Patrick aufzunehmen. Such, Claudia, such! Einige Minuten später, da meldet sich... Pädu, live aus der Praxis des Zahnarztes, mit einem ersten Situationsbericht: Sein angezogenes Knie hat beim Spielen anscheinend heftig Bekanntschaft mit den Zähnen gemacht, resp. umgekehrt. Wie auch immer: Mit diesem Lächeln wird er sich kaum Autogrammkarten zulegen müssen. Junior aber mochte nicht darauf



warten, bis Papa nach Hause kommt – er handelte sofort (that's my boy!). Als Erstes findet er heraus, dass sein Zahnarzt vorübergehend ausser Betrieb ist und der Notfall bemüht werden muss.

Mit diesem Wissen läutet er spontan bei Nachbar Frank Ihle, weil der (Zitat Pädu) «es checkt und bestimmt als Chauffeur weiterhelfen wird». Was Frank auch tut, Stress für die unmittelbar bevorstehende Diplomprüfung hin oder her. Merci, Frank! Besagter Notbohrer wird Augenblicke später seinem Ruf gerecht und bittet die beiden Herren umgehend zur Behandlung. Gross ist dann das allgemeine Staunen, wie sich herausstellt, dass Felix Morgenthaler der ganz und gar reguläre Zahnarzt von Papa Bornhauser ist. Auch Ihnen, Felix Morgenthaler, vielen Dank für die erstklassige Handwerkskunst! Danach wird «Amsterdam» umgehend ins Bild gesetzt. Ende gut, alles gut.

Ende gut, alles gut? Je nach Standpunkt. Denn: Stefan Eggli schmuggelt mein Unikat von «Rockin' All Over the World» ins Studio und spielt das Ding in der folgenden Woche dreimal zur besten Sendezeit – jeweils morgens um 07:20 Uhr – einer geschockten Hörerschaft vor, samt süffisanter Kommentare. Mit dem Resultat, dass sogar Anfragen fürs Wunschkonzert eingehen... Die Reaktionen von Unbekannten, Bekannten und Freunden ist enorm (haben die wirklich nichts anderes zu tun, als um diese Zeit Radio zu hören?). Psssst, ich verrate Ihnen was: Das Dreitages-Hoch als Cerevelat-Promi geniesse ich durchaus. Inzwischen aber ist es wieder still um mich geworden, richtig langweilig. Und deshalb überlege ich mir ernsthaft, Daniel Küblböck für ein Duett zu motivieren.

Offen, geschlossen, offen, geschlossen ...

“Im Dezember 2003 hatte ich die zweifelhafte Ehre, mich in Zusammenhang mit dem Trauerspiel, das sich «Sonntagsverkäufe im Kanton Bern» nannte, verschiedentlich am TV zu sehen – in der Hauptausgabe der Tagesschau des Fernsehens DRS einmal sogar vor den Berichterstattungen über die Herren Ghadafi, Bush oder Blair.☹☹

Mit der chronologischen Aufzählung der Ereignisse rund um den verbotenen Sonntagsverkauf, unter anderem im Shoppyland, möchte ich Sie nicht langweilen, deshalb heute einige Aspekte rund um den Knatsch mit den Gewerkschaften, der dazu führte, dass es sozusagen eine lex bernensis gab, eine Rechtsungleichheit im Vergleich zu allen anderen Deutschschweizer Kantonen und einer Rechtsungleichheit selbst im Kanton Bern, da viele Geschäfte den Adventsverkauf durchführen konnten, andere wiederum nicht. Ganz nach Belieben der Gewerkschaften, koste es, was es wolle. Wie hat es ein ehemaliger US-Präsident einmal formuliert? Wer für Solches verantwortlich zeichnet, der ist noch zu ganz anderem Unfug fähig.

Das Vorgehen der Gewerkschaften war nicht bloss willkürlich (gezielt gegen grosse Geschäfte in Einkaufszentren gerichtet), sondern schlicht und ergreifend Pfuscharbeit. Besonders störend daran: Dieser Pfusch wurde vom Verwaltungsgericht auch noch geschützt. Beispiel Carrefour: In einer ersten Beschwerde wurde es den beiden Carrefours in Bözingen und in Heimberg verboten, am 7. Dezember ihre Tore zu

öffnen. In nicht mehr zu überbietender Oberflächlichkeit hatten die Gewerkschaften allerdings vergessen, dass es auch einen Carrefour in Schönbühl gibt. Erst als dieser Laden damit begonnen hatte, am Radio Werbung für den bevorstehenden Sonntagsverkauf zu machen, da bemerkten die Gewerkschaften ihren peinlichen Fehler und erreichten via Gericht die kurzfristige Schliessung des Centers. Ähnlich ging es auch in Lyssach zu und her: IKEA musste am 21. Dezember geschlossen halten, Mediamarkt und andere Geschäfte hingegen durften der Kundschaft zur Verfügung stehen. Bireweich. (He! Hallo! Wer hat denn da soeben «Bananenrepublik» gerufen?)

Am meisten beim ganzen Tohuwabohu genervt hat mich die Unverfrorenheit, wie gewisse Vertreter der Gewerkschaften schlicht und einfach Behauptungen aufgestellt und hinausposaunt haben (um es einmal höflich zu formulieren). Zwei Beispiele: Da wurde/wird als Tatsache verkauft, dass eine grosse Umfrage bei 2'000 Mitarbeitenden des Verkaufspersonals ergeben habe, dass «95% keinen Sonntagsverkauf» wünschen. Auch wir haben eine Umfrage im Verkauf gemacht, unter Hunderten von Mitarbeitenden. Resultat: Eine sehr solide Mehrheit unserer Verkäuferinnen und Verkäufer ist für den Sonntagsverkauf im Advent, nicht zuletzt wohl wegen des Lohnzuschlags und weiterer Annehmlichkeiten. Eine Berichterstattung von TeleBärn ergab bei verschiedenen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in der



Region ein sehr ähnliches Bild. Interessant im Zusammenhang mit den Sonntagsverkäufen waren übrigens sämtliche Kommentare in den Medien: Sehr viel flacher als die Gewerkschaften konnte man nicht rauskommen. Allerdings darf daran gezweifelt werden, ob die Gewerkschaften das zur Kenntnis nehmen werden, Uneinsichtigkeit ist manchmal sehr schwer zu ändern.

Zweites Beispiel: Die Gewerkschaften behaupten immer wieder, der fehlende Umsatz am Sonntag würde sich auf andere Tage verlagern. Ich kann das wissenschaftlich zwar nicht widerlegen, habe aber ein Indiz, dass auch diese Behauptung nicht stimmt: Mittwoch, 10. Dezember 2003, Bundesratswahlen. Die Migros muss – im Vergleich zum Mittwoch des Vorjahres – einen Umsatzeinbruch von 15% hinnehmen, weil alles zu Hause vor dem TV sitzt. Wer nun erwartet hat, dass es dafür am vorangehenden Dienstag, am Donnerstag (doppelte Cumuluspunkte) oder Freitag/Samstag geboomt hätte: Irrtum. Diese 15% fehlen

im Dezemberumsatz, kein Wenn, kein Aber.

Wenn ich mir überlege, wer im Dezember alles wegen der Gewerkschaften am Arbeitsplatz unproduktiv bleiben musste, dann läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Eines ist sicher: Würde jemand in einer privaten Firma einen derartigen Leerlauf aufziehen und zelebrieren, den Laden gäbe es nach spätestens zwölf Monaten nicht mehr. Bleibt nämlich folgende Frage zu beantworten: Wem dürfen die betroffenen Zentren die Rechnung für den entgangenen Umsatz senden, wenn sich nachträglich herausstellen sollte, dass die Beschwerde der Gewerkschaften und das Schliessen der Zentren ungerechtfertigt war?

Am Sonntag, 21. Dezember, gaben sich die Tagesschau des Fernsehens DRS und Telebärn die symbolische Shoppyländ-Klinke in die Hand. Und auch eine vergeblich angereiste Kundin war da, die einen Termin beim Coiffeur hatte und offensichtlich nicht avisiert wurde, dass... Ich schätze, die Dame hat am Montag dann mit ihrem Figaro ein verbales «Wäsche, Lege» gemacht.

Liebeserklärung an ein T-Shirt.

“**Broncos-Legende Jimmy Hofer mochte mir vor vielen Jahren meinen grössten Wunsch nicht erfüllen, nämlich eine Fahrbewilligung mit meinem 125er-Yamaha-Roller auf den Gurten ans Festival, damit ich meine Maschine nahtlos in die eindrückliche Parade der aufgereihten Harley-Davidson der Broncos hätte aufstellen können. Tempi passati: Zwar sind die «Bröncle» noch immer für die Sicherheit des Gurtenfestivals zuständig, aber ihre Töffs dürfen auch sie nicht mehr auf dem Berner Hausberg zur Schau stellen. Im Sommer 2004 habe ich Jimmy mit einem neuen Wunsch konfrontiert.**”

«Hör mal, Jimmy, könntest du mir ein 'Broncos Security'-T-Shirt auftreiben? Ich möchte mal sehen, was das in meinem Bekanntenkreis so alles auslöst.» (Sie merken, liebe Leserin, lieber Leser, man kann eine Realsatire auch provozieren.) Jimmy zeigt sich an diesem Nachmittag von der grosszügigen Seite. Bereits zehn Minuten später bin ich optisches Neumitglied der Broncos-Security, mit meinen 195 cm Körpergrösse ein allerdings durchaus glaubhaftes. Nachdem ich Jimmy versprechen musste, mich comme il faut aufzuführen, keine Schlägerei anzuzetteln und mich aus allem rauszuhalten, was Stunk auslösen könnte, ziehe ich los. Spontanes Lachen bei Security-Mario beim Eingang zum VIP-Zelt. «Soso, bisch du mi nöi Scheff?» Wir machen sofort die Nagelprobe: Bo muss den Eingang zum Backstage- und VIP-Bereich kontrollieren. Einer wundert sich Augenblicke später ganz besonders über seinen neuen Mitarbeiter: Broncos-Chef Pesche, der von meinem Intermezzo keine Ahnung hatte. «Dä macht das no

guet», meint er lockerlässig zu Mario, abseits stehend und mich geniessend.

Minuten später begleite ich einige Kollegen zum Heli-Landeplatz ausserhalb des eigentlichen Festivalgeländes. Während ihres Rundfluges laufe ich zurück zum Eingang. Unterwegs merke ich, dass ich meinen Backstage-Ausweis am Halsbändeli nicht korrekt gesichert habe und dieser vermutlich durch den Luftzug des Helis weggepustet wurde. Schön peinlich. Im Laufschrift geht es deshalb retour. Drei Jugendliche interpretieren meine Eile völlig falsch und rennen mir nach («He, chömet! Da isch sicher öppis passiert!»). Die enttäuschten Gesichter dieser Teenager hätten Sie sehen sollen, wie ich kurz danach – was für ein Zufall! – den Ausweis tatsächlich am Boden liegen sehe, ihn aufhebe und dieses Mal korrekt am Bändel festschnalle ...

Vale, gegen den ich wie Rumpelstilzchen aussehe, erklärt mir, was an einem Festival Security-mässig so alles hinter den Kulissen abläuft. Er gibt mir auch Tipps, welche Zonen ich beim Gurtenfestival zu welchen Zeiten meiden soll, weil die Broncos in gewissen Kreisen – als bewährte Hüter von Law & Order – nicht besonders gerne gesehen sind und regelmässig angepöbelt werden (nein, ich verrate Ihnen diese Orte wirklich nicht, schliesslich ist man als Security-Angehöriger zur Verschwiegenheit verpflichtet ...). Eines indes darf ich Ihnen preisgeben: Als Träger des schwarzen T-Shirts mit dem gelben Aufdruck ist man definitiv öpper, auf dem Gurten. Unbekannte grüssen plötzlich freundlich



unter dem Motto «Mit den Broncos muss man sich gut stellen», Bekannte fragen mich, ob ich als Migros-Mann überhaupt das Recht hätte, einen Zweitjob auszuführen. Vor allem aber: Special-Guest-, VIP- und Backstage-Ausweise verkümmern angesichts des T-Shirts plötzlich zu lächerlichen Belanglosigkeiten.

Beim Konzert von Nena stehen auf einmal vier, fünf junge Damen um mich herum. Sowas steigert das eigene Ego natürlich gewaltig. Letzteres kollabiert indes, wie eines der Teenies einer Kollegin zuflüstert, dass es doch «gäbig» sei, in der Nähe eines Broncos zu stehen. Vermittelt Sicherheit. Aber lassen wir das. Interessant ist, was so alles abgeht, wenn man «routinemässig» über das Gelände läuft. Ein kritischer Blick in Richtung zweier Jugendlichen, die gerade dabei sind, einen Streit vom Zaun zu reissen, und schon ist das Problem im Keim erstickt. Als ich am Samstagabend vom Berg runterlaufe und kurz vor der Mittelstation vier Herren in ihrer Feuchtfroh-

lichkeit überhole, da kann sich einer – auf gleicher Höhe – einen Kommentar nicht verkneifen: «So, Vater, hei mers presant?» Der Mann wird einige Schritte später aber von seinesgleichen unsanft zurückgepiffen: «Hey! Spinnsch? Das isch e Bronco!»

Die nachhaltigste Episode muss ich mir von Stefan Vogt (Technik «Park im Grünen» auf dem Gurten) am Sonntag nacherzählen lassen, weil ich sie am Samstag gar nicht richtig realisiert hatte. Geht so: «Bronco-Bo» auf der oberen Plattform der M-Lounge, die eine wunderbare Sicht auf die Hauptbühne gestattet. Just als ich die Treppe hinabsteigen will, in kurzen Hosen, merke ich, dass ich zuvor das linke Schienbein irgendwo aufgekrazt haben muss, auf jeden Fall sind einige kleine Blutropfen zu sehen. Als Naturbursche befeuchte ich zwei Finger der linken Hand mit Spöitz und reibe die kleine Wunde sauber, mit neckischem Kommentar zu einem Kollegen: «Ach, das Blut? Das kommt von der letzten Schlägerei...» Wie Stefan nun zu erzählen weiss, haben meinen Spruch auch andere Leute mitbekommen. Reto zum Beispiel, offizieller Bronco, der sich ob diesem unbekanntem Kollegen bloss noch wundert, eine Augenbraue hochzieht und diskret den Kopf schüttelt. Und einige Anwesende, so Stefan, hätten daraufhin einen respektvollen Schritt zurück gemacht.

Wie auch immer, das Gurtenfestival 2004 ist Geschichte, das T-Shirt hat seine Schuldigkeit getan. Ich werde das prestigeträchtige Stück künftig beim Joggen tragen, damit Hunde einen gebührenden Sicherheitsabstand einhalten.

«My name is Kayano. Gel Kayano.»

🗨️ **Vorschau: Zum Schluss des GP Bern wird heuer es nicht anders zu und her gehen wie an anderen Breitensportveranstaltungen: Die Sieger werden interviewt und offiziös geehrt, die grosse Mehrheit der Läuferinnen und Läufer aber bleibt unerkannt, mit sich und ihrer erbrachten Leistung beschäftigt und zufrieden. Ist auch gut so.** 🗨️

«Where did you win the race, wo haben Sie das Rennen gewonnen?» Diese Frage wird – wetten? – auch heuer zweimal gestellt, in englischer Sprache, weil Schwarzafrikaner bei den Damen und bei den Herren gewinnen werden, und Heinz Schild des Suaheli nicht mächtig ist (emel nicht, dass ich davon wüsste, gell Heinz?). Und beide Gesprächspartner werden uns – wie fast alle sportlichen Sieger bei Interviews – Tiefgründiges zu ihrem Rennen über die zehn Meilen sagen können, abschliessend und im Sinne von «Dort, wo ich den letzten Konkurrenten abhängen konnte». Nicht lachen, liebe Lesende, das ist nun mal so, im Sport. Immer die gleichen stereotypen Fragen, immer die gleichen aufschlussreichen Antworten. Als erfolgreicher Fussballtrainer, der ich nicht bin, würde ich vor laufender Kamera meinem absoluten Lieblingsreporter, Beni Thurnheer, auf die Frage, weshalb denn meine Mannschaft heute gewonnen hätte, mit «Weil wir ein Tor mehr geschossen haben» antworten.

Weshalb ist denn noch niemand auf den Gedanken gekommen, beim GP Bern einen der wirklich wichtigen Akteure zu interviewen? Richtig, liebe Sportlerinnen und Sportler: Ihre Schuhe sind gemeint,

die in ständigem Dialog mit Ihren Füssen stehen. Hier und jetzt aber lassen wir sie zu Wort kommen, exklusiv in diesem Buechli. Weil eine Breitensportveranstaltung, picken wir uns ein Paar heraus, das in vermutlich tausendfacher Ausführung über die Strecke rennen wird. Und hiermit überlasse ich die Bühne Herrn Kayano. Gel Kayano 16, um genau zu sein. Signalement: in China geboren, ausgewachsene 28 Zentimeter lang, 358 Gramm schwer. Nicht für schlaflose Nächte verantwortlich, wohl aber für eine kleine Blase zu Beginn des Trainings.

«Wow! Was für eine Ehre, vor so vielen Leuten sprechen zu dürfen. Nun, Sie wissen ja schon einiges über mich. Anfügen möchte ich noch, dass wir Kayanos nach dem Motto leben «One pair, one voice», weshalb ich hier nicht «wir» schreibe. Sowieso: Ob links oder rechts, es ist alles Hans was Heiri, wie Sie in der Schweiz zu sagen pflegen. Übrigens, zu meinem Träger: Vor vier Wochen ist er 50 Jahre alt geworden und will sich heute selber und der Welt in der Kategorie M50 beweisen, wie «zwäg» er noch ist (das haben die Herren Ü50 so an sich). Für den GP hat er in den letzten zwei Monaten auch entsprechend trainiert, seine Ernährung auf «Sport» umgestellt, gestern an der Pasta-Party teilgenommen und in den letzten Tagen bewusst auf die ehelichen Pflichten verzichtet.

Oups! Der Autor hat mich ja gebeten, nicht auszufern, sondern mich auf den eigentlichen GP Bern zu konzentrieren.



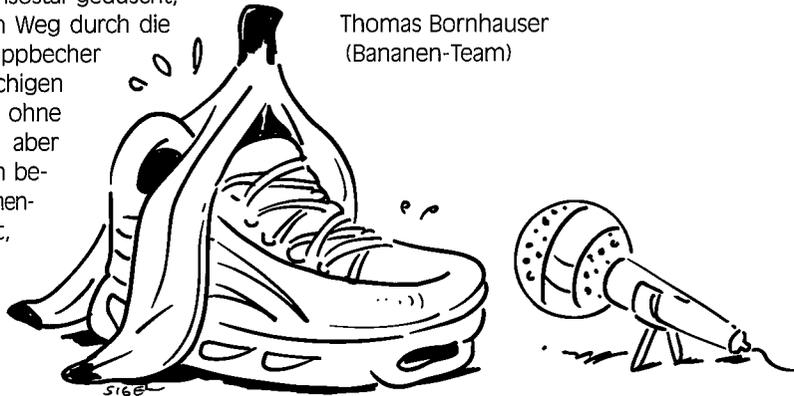
Und auch der fängt bekanntlich mit dem Start an, wo ich inmitten von vielen Kollegen stehe und artig grüsse, mit dem undefinierbar asiatischen Lächeln. «See you later Puma... Good run, adidas! Sayonara Mizuno.» Undsoweiterundsofort. Wir alle stehen also im zugeteilten Block, warten auf unseren Start. Weil ein Ungeuldiger, drängt mein Träger nach vorne, worauf ihm ein mit «Grizzlies» angeschriebener Mocken auf die Füsse steht. Aua! Dann der Start, wo zu Beginn die beiden Kollegen der Ellenbogen-Fraktion gefragt sind. Den Aargauerstalden hinab. Gopf! Weshalb hat sich mein Ü50 bei seinen «minutiösen Vorbereitungen» (haha...) die Zehennägel nicht geschnitten? Bei jedem Schritt bergab stösst er an meine Grenzen. Da gibt es bloss eines: Ein Signal ans Schmerzzentrum im Kleinhirn, Schritt für Schritt, das ist sicher auch im Sinne der Kollegen Rohner, Socken aus Balgach, deren Fäden heute von Holland aus gesponnen werden.

Nadisna findet mein Sportler seinen Tramp, pardon, seinen Rhythmus, ich (unter)stütze ihn dabei. Endlich geht es auch einigermaßen geradeaus. Horror später für mich im Marzili und danach bei der Monbijoubücke, da werde ich nämlich mit Isostar geduscht, muss mir einen Weg durch die unzähligen Pappbecher auf dem rutschigen Boden bahnen, ohne auszurutschen, aber dafür wurde ich bekanntlich zusammengeschu(h)stert, hakuna matata! (Heinz, das wäre jetzt eben Suaheli

gewesen.) Auf dem Weg hinauf zum federalen Palais verspüre ich einen leichten Krampf in mir, mein Träger hat nach 70 Minuten seine Herzfrequenz erhöht und dafür die Schrittkadenz reduziert. Runter an den Bärengraben – Björk, Berna und Urs, sorry, keine Zeit für euch! – anschliessend die «Pièce de résistance» hinauf, eine Art «Kopelmuur» aus der Flandern-Rundfahrt für Joggerende. Wie sich herausstellt, ist mein Läufer aber kein Fabian Cancellara, der einen Tom Boonen locker stehenlässt. Im Gegenteil, er leidet, das merke ich an... seinen Füssen.

Nur wer die Originalstrecke je gelaufen ist, weiss, dass das Rennen nach dem Aargauerstalden noch nicht gelaufen ist, denn die Laubeggstrasse ist richtig giftig, süferli, aber stetig geht es hinauf, auch mein Läufer sucht abseits der grossen Zuschauermasse «spazierenderweise» ein wenig Erholung, bevor er zum Schlussspurt ansetzt, um die 01:45:00-Marke zu unterbieten. Und siehe da, es gelingt ihm sogar, so dass ich nach dem Zieleinlauf von diesem würgenden Champion-Zeitchip erlöst werde. Zu dumm, rutscht mein Träger wenig später auf einer achtlos weggeworfenen Bananenschale aus.»

Thomas Bornhauser
(Bananen-Team)



«Liebe Duschvorhang, was suechsch du hie?»

☞ Falls Sie Produzentinnen und Produzenten von Teenagers sind: Sie haben doch nicht wirklich das Gefühl, dass es nur bei Ihnen zu Hause ein Gschtürm rund um die Benützung des Badezimmers gibt, nicht wahr? Ich beweise Ihnen das Gegenteil und lade Sie hiermit zur ersten Bo-Homestory überhaupt ein, die Ihnen einen Blick hinter die üblicherweise geschlossene Haustüre des Autors gestattet. ☞

Von Montag bis Freitag gibt es kaum Nennenswertes rund um das Badezimmer im ersten Stock zu berichten, weil die vier Bo's den Raum meistens zeitverschoben benutzen. Nun gut, wenn das gerade nicht der Fall ist und sich beide Teenies gleichzeitig zur Schule aufrüsten, dann kracht es durchaus verbal zwischen Brüetsch (14) und Schwoscht (17), wobei die Sprüche teilweise unter die Gürtellinie gehen («Pädu, du hesch wider dernäbe bislet, chum soooft cho ufputze!»). An einem Samstag hingegen kann die Situation durchaus eskalieren, so gegen 09:00 Uhr, wenn Töchterli sich parat macht, in der Migros an der Kasse auszuhelfen, unser Herr Sohn auf dem Weg zu einem Fussballmatch ist, die Mama sich für den Wocheneinkauf beim orangen M rüstet und Papa ebenfalls das Gefühl hat, sich just um diese Zeit für den Alltag zwäg machen zu müssen.

Der allerseits beliebten guten Ordnung halber darf nicht unerwähnt bleiben, dass wir im Parterre noch ein kleines Dusche/WC besitzen, das sich aber mit einem Badezimmer niemals messen kann und intern den beiden Bo-Männern

vorbehalten ist, damit wir den Ladies nicht die Wände «ihres» Duschraums unnötig mit Feuchtigkeit beschlagen. Soweit die Theorie, nun also ab in die Praxis.

Im Wissen darum, dass das Badezimmer von meiner Frau besetzt ist, warte ich



einige Minuten, bis ich die Dusche im Parterre benutze, um dann just-in-time mit dem um die Hüfte gebundenen Badetuch – das mich unrasiert wie einen gefürchtigen Stammeskrieger mit Baströckli aussehen lässt – einen Stock höher zu huschen. Aber, oha lätz! Noch steht Monika vor dem Spiegel. Henu-sode. Um die Wartezeit vor dem Badezimmer nicht mit einer kleinen Wasser-

lache auf dem Parkett eindrucksvoll und nachhaltig zu dokumentieren (was mir ohnehin bloss wieder Schimpf eintragen würde), suche ich im Schlafzimmer nach den Kleidern zur Feier des Samstags. Zeitgleich mit meinem Griff zu den Jeans geht die Türe zum Badezimmer auf. «Gopf, wär bruucht eigentlech immer myni Tagescreme?», ist zu vernehmen, in einer Lautstärke, die an ein 5,2 auf der nach oben offenen Richterskala erinnert. Pädu und Papa antworten sozusagen synchron: «Ig emu sicher nid!» Dieser Ansicht ist Sekundenbruchteile später auch Claudia, hakt dann aber sicherheits halber nach: «Weli genau meinsch?», womit alle Unklarheiten beseitigt wären. Schuldig. Augenblicke später wird das Feld für mich geräumt.

Kaum stehe ich vor dem Spiegel, bereit, mich wohlwollend von allen Seiten zu begutachten, geht auch schon die Türe auf. Meine Frau hat etwas vergessen, vergisst aber beim Hinausgehen nicht zu erwähnen, dass mein 3-Tage-Bart «nid schön» ist (dabei habe ich ihn bloss spriessen lassen, damit sich meine überempfindliche Haut vom Rasieren erholen kann). Es folgen wunderbare Sekunden der Stille der Zweisamkeit mit dem Herrn im Spiegel, bis Pädu – mittlerweile auch schon 1,78 gross – hereinkommt, mich zur Seite stüpft und sich daran macht, etwas im Spiegelschrank zu suchen. «Was suechsch?», will ich von ihm wissen, «und überhoupt, itz bin ig im Bad!». Diese Feststellung hätte ich schätzungsweise ebenso dem Duschvorhang erzählen können, eine Reaktion wäre ungefähr gleich ausgefallen, nämlich überhaupt nicht. Unser Herr Sohn wird offenbar nicht fündig, dreht sich um und verschwindet wieder. «Pädu! Donnerwätter!

Mach die Türe zue!», was ich mit meiner angeborenen Autorität selbstverständlich selber machen muss. Dann aber gehört das Badezimmer mir allein. Diese Oase der Ruhe, der Selbstfindung! Was für ein unbeschreibliches Glücksgefühl!

«Gang use, itz muess ig ine, ig has presant!», lässt mich unsere Tochter keine zehn Sekunden später wissen. Ihren Worten lässt sie auch Taten folgen, indem sie mich am Oberarm packt und aus dem Badezimmer hinauszubugsieren versucht. «Geits eigentlech no? Stand du früecher uf, s nächschte Mal, itz wott ig mi zwäg mache!» – «Nützt ja eh nüt, wirsch nid schöner ...», lässt sie ihren Vater wissen und verschwindet erstaunlicherweise ohne grosses Tamtam. Ob ich jetzt die Türe schliessen soll, wie das Tochter und Sohn immer zu tun pflegen? Nein, wozu auch? Schliesslich habe ich ja nichts zu verbergen, ausser einigen wenigen überschüssigen Kilos. Noch bevor ich meinen wohlproportionierten Körper auf die Waage stellen kann, geht die Story weiter: Pädu sucht wieder etwas, derweil meine Frau Unverständliches von sich aus der Waschküche gibt (wahrscheinlich nervt sie sich wieder ob dem riesigen Berg angeblich dreckiger Wäsche, den unsere Jungbrut Woche für Woche produziert). Langsam, aber sicher beginne ich jenseits des roten Bereichs zu drehen ... Immerhin: Die nächsten fünf Minuten verbringe ich ungestört. Die Rechnung für diese ungewöhnliche «Coexistence» erhalte ich jedoch prompt serviert, kaum stehe ich angezogen im Wohnzimmer. Claudia: «Bisch itz ändliche fertig? Chan ig itz ine?» Ich bejahe, worauf mir die 17-Jährige erklärt, dass sie wegen der Warterei das Postauto verpasst habe und ich sie jetzt «is Migi» fahren darf. Soso. Aber eben: Was tut man(n) nicht alles für seine Tochter. Und für seine Arbeitgeberin.

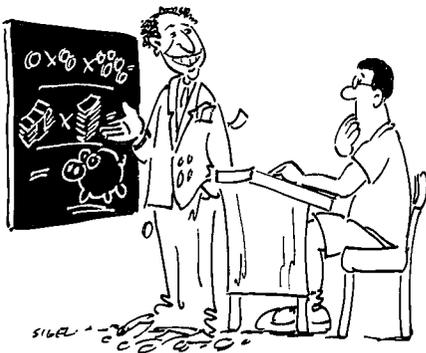
Eine Lehrstunde Betriebswirtschaft. Mit RS.

“Kaum einer, den ich kenne, polariert mehr als Roger Schawinski. Aber seien wir alle zusammen doch einmal ehrlich: Ohne «Roschee» hätten wir heute noch die Wahl zwischen Radio Beromünster und Sottens, von 07:00 («Im Auto durch die Schweiz» mit Elisabeth Schnell und Ueli Beck) bis 22:00 Uhr (Abspielen der Nationalhymne) auf dem Deutschschweizer Kanal. Und worüber ich immer wieder staune: Mit was für einer Wortwahl der heutige Boss von Sat.1 immer wieder zu überraschen weiss. So auch kürzlich in einem Interview im «persönlich». ”

Jeder Manager, der einen neuen Job antritt, würde auf die Frage, was er als Nächstes ändern wird, ungefähr folgendermassen antworten: «Zuerst gilt es, eine Bestandesaufnahme zu machen, mit den fantastischen und hochmotivierten Mitarbeitenden, die wir hier haben. Dann erst werde ich Entscheide fällen.» Nicht so Roger Schawinski, der verlegt selbst so Zeugs auf die höhere Ebene: «Meine Aufgabe ist es, den Reformstau, der sich bei Sat.1 im Laufe der Jahre

gebildet hat, aufzubrechen.» Einen Reformstau aufbrechen – was für eine geniale Ausdrucksweise für den Umstand, dass man von Bewährtem, aber Verstaubtem mit allen Konsequenzen Abschied nehmen muss! Beim Lesen des Interviews kommt mir auf einmal meine erste Begegnung mit Roger Schawinski in den Sinn. Im Grunde genommen habe ich ihm meine erste wirkliche Lektion in Betriebswirtschaft zu verdanken.

Wir schreiben Februar 1980. Ich bin sogenannter Product Manager beim Reisebüro Traveller in Zürich. Anruf des Verantwortlichen der Singapore Airlines (SQ), die die Strecke Singapore-Zürich-London und retour fliegt. Sein Anliegen: An einem bestimmten Tag ist der SQ-Jumbo zwischen Zürich und London beinahe leer, vier Tage später zwischen LHR und ZRH ebenso. Ob ich keine Idee hätte, wie man den «Chlapf» ab Zürich füllen könnte, Spezialpreis pro Platz Ehrensache. Ich checke mit einem Kollegen in London ab, was sich während jener Tage in der britischen Metropole so alles tut. Und siehe da: Pink Floyd führen «The Wall» auf. Aber mit den Tickets ist das so eine Sache, meint mein Geschäftspartner, die seien nur unter der Hand zu haben. Was jetzt? Gedankensblitz: Wie wäre es denn, das illegale Radio 24 würde seine allererste Hörerreise nach London zum legendären «The Wall»-Konzert veranstalten? Telefon zu Studiochef Christian Heeb nach Cernobbio (I). Er gibt sich interessiert und lässt abklären, ob das populäre Piratenradio möglicherweise



via Plattenfirma an 200 «The Wall»-Tickets herankommen könnte. Nichts leichter als das, wie sich bereits einige Stunden später herausstellt. Wunderbar: Traveller hat die günstigen Flugplätze, Radio 24 die begehrten Tickets. Wenn das keinen Knüller gibt! Dann ruft ER an, Roger Schawinski himself. Vor Aufregung stehe ich auf, merke aber rasch, dass ich weiche Knie bekomme. Eh ja, schliesslich ist ER zu jener Zeit eine Art Halbgott; falsch, eine Art Gott. ER bittet mich, ein attraktives Programm auszuarbeiten, mit Hotelübernachtungen im Zentrum, mit weiteren Konzertbesuchen und mit einem geeigneten Lokal für eine Radio-24-Party. Nur einen Tag später habe ich alles beisammen – fehlt für die Kalkulation der Radio-24-Hörerreise bloss noch der Preis der Pink-Floyd-Billette. Mir ist dabei klar, dass ich keine feudale Marge einrechnen kann, denn die erste Radio-24-Hörerreise «organisiert durch das Reisebüro Traveller» ist Werbung und Prestige pur. Will heissen: Mit 498 Franken offeriere ich unsere reinen Selbstkosten, sogar die Kosten des Reiseleiters seitens Traveller (das wäre zufälligerweise ich selber) werden unter «Werbung» abgebucht.

Einen Tag später die good news an Roger Schawinski. Mit einigem Stolz bekommt er erklärt, dass wir für 498 Franken alles inklusive haben: Flug mit SQ ZRH-LHR-ZRH, sämtliche Transfers, drei Übernachtungen mit englischem Frühstück in einem Mittelklasshotel direkt am Piccadilly, «The Wall»-Konzert, zusätzliches Konzert im Hammersmith Palais, Radio-24-Party samt Apéro, Sightseeing durch London. Und kompetente Reiseleitung. Vergeblich warte ich auf ein «Wow!» am anderen Ende der Leitung. Einzig ein

knappes «Und was ist bei 498 Franken für Radio 24 drin?» ist zu hören. Hoppla, diese einzige simple Frage hat mir an Lebenserfahrung vermutlich mehr gebracht als zwei Semester Nationalökonomie (die ich eh nie abgesehen habe). Danach ist klar, nach dreimaligem leeren Schlucken: Die Reise wird für 598 Franken angeboten – und ist innert weniger Stunden ausgebucht. Vermutlich wäre das Gleiche für 698 Stutz passiert, so dass auch Traveller 20'000 Franken mehr auf der Einnahmenseite gehabt hätte. Wie auch immer, diese Episode wird unter «Lehrgeld bezahlen» abgebucht.

Zufall Nummer 1, dieses Mal gemäss der Lebensweisheit «Die Menschen begegnen sich im Leben immer zweimal»: Sieben Jahre später hocken Roger Schawinski und ich sozusagen im gleichen Boot, als Verwaltungsräte bei Radio Förderband (er als Präsident, ich als Vertreter der Migros Bern). Nach einem gegenseitigen Lächeln bei der Begrüssung geht es gleich zur Sache. Und irgendwann im Laufe der Diskussion muss ich einen ganz valablen Vorschlag gemacht haben, denn seitens RS kommt ein anerkennendes Nicken. Meine Reaktion: «Weisst du, ich hatte seinerzeit einen guten Lehrmeister, 1980, was 'Kohlen holen' betrifft ...» Zufall Nummer 2: 20 Jahre nach dieser Radio-24-Hörerreise erzähle ich Beat Sigel, der die Karikaturen zu meinen Kurzgeschichten zeichnet und seit Jahren mit seiner Familie Freund der Bo-Family ist, von dieser Sache. Seine Reaktion: Er steht auf, sucht irgendöppis in seinem Büro und kommt nach einigen Minuten mit breitem Grinsen zurück. In den Händen hält er Dokumente «aus der Zeit», nämlich seine eigenen Unterlagen zu einer London-Reise im Jahre 1980, alle Dokumente unterschrieben mit REISEBÜRO TRAVELLER AG, Thomas Bornhauser.

Wie blamiere ich mich vor der ganzen Schweiz?

“Über die ganz und gar misstratene Eröffnungsfeier des Stade de Suisse in Bern wurde sehr viel geschrieben. Kunststück. Wenn ich hier auch noch meinen Senf dazugebe, dann ist die Verspätung rein «drucktechnisch» bedingt – diese Realsatire wäre nämlich bereits 12 Stunden später pfannenfertig gewesen. Es sei auch der Versuch gewagt, Ihnen nicht bloss einen immer wieder säuerlich aufstossenden Hauptgang zu servieren, sondern das Desaster mit einigen Zutaten zu einem «Dessert surprise» zu garnieren, wie sie – Irrtum vorbehalten – nirgends zu lesen waren. ☹☹

In jeder – jeder! – anderen Stadt dieser Welt, die die Einweihung eines 350 Millionen Franken teuren Stadions feiert, wären über den Haupteingängen digitale Uhren montiert, die den Countdown bis zur offiziellen Eröffnung – in Bern 18:00 Uhr – ankündigen. Sie wissen schon: 10, 9, 8, 7 undsoweiterundsofort. Bei «0» würden die Zahlen Leuchtbuchstaben Platz machen, in folgender Reihenfolge: WILLKOMMEN IM NEUEN STADE DE SUISSE. SCHÖN, DASS SIE HIER SIND! Parallel dazu würden sämtliche Tore geöffnet, allesamt gleichzeitig. Und aus den Lautsprechern wären Queen zu hören, mit «We are the Champions». Nicht so in Bern. 18:00 Uhr, 18:05 Uhr, 18:10 Uhr, tote Hose. Dann, mit 16 Minuten Verspätung – nummerid gschprängt – öffnet sich beim (so genannten!) VIP-Eingang gerademal eine Gittertüre, wobei die geladenen Gäste während der ersten paar Minuten erst noch über eine Eisenkette steigen müssen, um überhaupt ins Stadion zu

gelangen. Und vor dem besagten Tor, da warten Hunderte von bekannten und unbekanntenen Leuten bis zu 45 Minuten, von einem undefinierbaren Soundbrei einer zwischen Beton, Glas und Metall aufspielenden Band unterhalten. Merke: Gute Akustik hat drei Feinde: Beton, Glas und ... genau, richtig geraten: Metall.

Steht im offiziellen Festführer zu lesen: In der «Future Lounge» (mit dem Charme eines Flugzeughangars), in die meine Frau und ich eingeladen sind, wird ab 18:00 Uhr ein Apéro «kredenz» (sofern man nicht bis 19:00 Uhr vor dem Eingang steht), gefolgt vom «mehrgängigen Buffet». Ich sage es einmal ganz, ganz vorsichtig, um die Gastgeber – verschiedene bekannte Schweizer Firmen – nicht zu desavouieren, die viel Geld für das Catering aufgeworfen haben und für den Service wirklich nicht verantwortlich sind: Was den Gästen hier geboten wird, ist eine Katastrophe. Einige Beispiele gefällig? Das wenig begeisternde Buffet zum Apéro entpuppt sich später als das angekündigte mehrgängige Buffet. Gabeln sind Mangelware und werden sorgfältig von jenen Glücklichen gehütet, die sich eine ergattern konnten. Gilt auch für Teller. Höhepunkt dann das Dessert, resp. der Kaffee. Keines von beiden gibt es vorerst: Der eine Kaffeeautomat hat angeblich keinen Strom, der andere kein Wasser. Und das Glacé-Buffet wird zwar präsentiert, aber Eis gibt es gemäss Servicepersonal «erst um 23:15 Uhr, nach der Eröffnungsfeier». Man



hat so seine Order. Erst nach massiven Interventionen seitens der Gastgebernden bequemt man sich, den Schlange stehenden Leuten noch vor Beginn der (Zitat des Oberorganistors im Vorfeld «Olympia würdigen») Eröffnungsfeier ein Chübeli Glacé zu reichen. Wen wundert es, dass mir Security-Leute davon berichten, dass ihnen diverse Besucher ihre Eintrittstickets noch vor Beginn der Rasenshow überlassen, mit der Bemerkung: «Wenn Sie damit jeman-

dem eine Freude machen können, dann verschenken Sie die Billette ruhig. Aber bitte nur mit dem Hinweis, dass die Erwartungen nicht zu hoch geschraubt werden sollten.»

Symbolisch für die Stümper im OK folgende Szene: Bundespräsident S., meines Wissens Vertreter des Volkes, spricht nicht live auf dem Terrain zum Fussvolk, sondern – was für eine schöne Wortspielerei! – in seiner unnachahmlichen Art von oben herab, vom Stadiondach hinunter, digital via die beiden kleinen Grossbildschirme übertragen.

Dann spielt er den symbolischen Eröffnungsball YB-Star Hakan Dingsda zu, der ihn unter dem gedämpften Applaus des halbleeren Stadions aufs Feld tschuttet, wo der Ball von YB-Junioren übernommen wird, die damit – jetzt gut aufpassen!!! – ... Handball spielen. Unglaublich. Nach diesem wirklich fulminanten und wahrlich unvergleichlichen Auftakt zum Eröffnungsspektakel passiert zehn Minuten gar nichts mehr. Geniale Regie, wirklich. Mit Garantie: Jedes Abschluss-theater von Neuntklässlern ist besser organisiert.

Abgesehen davon: Wäre es nach mir gegangen, ich hätte meinem Gastgeber um 20:00 Uhr elegant eine SMS gemacht und davon berichtet, dass ich unglücklich gestürzt sei und jetzt in die Klinik Permanence gefahren werden müsse, um mir eine Platzwunde nähen zu lassen. Selbstverständlich mit dem grössten Bedauern und mit entschuldigenden Worten verbunden. Dagegen hat meine Frau aber etwas, das wäre «unanständig», meint sie. Weit weniger «unanständig» ist dann folgender Vorschlag: Zur eigentlichen Eröffnungsfeier auf dem Rasen haben wir Plätze in der Mitte einer Zuschauerreihe. Bis zur Ausgangstreppe sind es zehn Plätze rechts, acht Plätze links. Da lässt es sich schlecht unauffällig aufstehen, wenn man frühzeitig abhauen will. Also setzen wir uns auf zwei Plätze unmittelbar neben der Treppe. Als jene Besucher kommen, auf deren Sessel wir locker hocken, gebe ich mich als Arzt aus, der auf Pikett ist und froh wäre, nahe des Ausgangs sitzen zu dürfen. Man weiss ja nie. Das Ehepaar hat volles Verständnis für Dr. med. Bornhauser und bedankt sich erst noch für die beiden besseren Plätze in der Mitte. Na bitte. Und siehe da: Während der gähnend langweiligen Vorstellung wird Kollega Bo zu einem Notfall aus dem

Stadion gerufen. So ein Pech.

Stimmt. Glück braucht der Mensch, das mit dem Arzt hätte auch in die Hosen gehen können – und zwar wie folgt. Szenario 1, bei dem mich jemand erkannt hätte (ich ihn aber nicht): «Ach ja, Herr Bornhauser, seit wann sind wir denn Arzt?» Oder, noch schlimmer, Szenario 2, wäre es jemandem in unmittelbarer Nähe schlecht geworden und man den Mediziner auf Platz 22 zu Hilfe gerufen hätte.

Bleibt zu hoffen, dass sich YB professioneller aufführt, auf und neben dem Rasen. Und sonst wird es der FC Thun schon richten.

It was 40 years ago today*

“ Im Herbst 1965 sass ich als Neuntklässler (Klasse 9c) bei Lehrer Heinz Gasser (heute in Burgdorf wohnend) in der Sekundarschule Hochfeld in Bern. Am 31. Oktober 2005, exakt 40 Jahre später, durfte ich für einen Tag lang den Schulunterricht verfolgen, wiederum in der Klasse 9c. Wie erlebe ich die Schule heute? Und was bleibt mir aus dem Jahre 1965 in Erinnerung? Eine Bestandesaufnahme in eigener Sache, auch zu Händen meiner ehemaligen Schulkameraden, die wir uns Mitte November zur Klassenfete auf dem Curten trafen ... ”

«Herr Blaser ist über Ihren Besuch orientiert.» Der das auf mein Besuchsprogramm schreibt, ist Schulleiter Rolf Rickenbach, wohnhaft in Ostermundigen. Es geht um meine erste Schulstunde 2005: Musik. Bei Musiklehrer Blaser. Kleine Vorbemerkung: Die Schulzimmer haben heute Glastüren, die einen Blick ins Innere erlauben. In einem ist ein Bild der Schweizer Fussball-Nati zu sehen, in einem anderen eines von Shrek, und an einer anderen Wand hängt eine «Grösse» als Poster, die ich nicht kenne.

1965 muss es gewesen sein, als Franz Schmid, damals wohnhaft an der Erlachstrasse in Bern, aus der Parallelklasse von Konrad Schneider, den ersten Preis in einem BRAVO-Wettbewerb gewonnen hat: Eine Reise zu den Beatles. Grosse Fotos im Gang entlang des Lehrerzimmers zeugten eine Woche später von seiner Begegnung mit den Pilzköpfen (was haben sich unsere Eltern über diese grässlichen Yeah-Yeah-Frisuren damals

aufregen können, köstlich!): «Ich mit John. Ich mit Paul. Ich mit George. Ich mit Ringo.» Für damals unverschämte fünf Franken pro Bild konnte man sich auch ein Stück Weltgeschichte posten. Aber eben – wer hatte damals schon einen Fünfliber zur freien Verfügung, einfach so? Und der Sinn des Ausdrucks «Return on Investment» wurde uns erst viel später bewusst.

Zurück in die Singstunde zu Herrn Blaser, noch gleichenorts wie 1965, wo an diesem Morgen eine Episode aus der Geschichte des Jazz erklärt wird. «Sweet Georgia Brown» wird auf dem Flügel vorgespielt, kurz besprochen und anschliessend im Chor von der Klasse gesungen, in einer Version, die mir bislang unbekannt war, wenn Sie wissen, was ich damit sagen will. Herr Blaser, der John Fogerty von CCR nicht unähnlich sieht, kämpft heldenhaft gegen den Meinungs austausch an, der nonstop zwischen den Schülerinnen und Schülern stattfindet (habe ich doch diplomatisch formuliert, nicht wahr?). Eines ist sicher: In diesen 45 Minuten habe ich einiges über Jazz aufgeschnappt. Und noch etwas anderes in Erfahrung gebracht: Dass die Klasse heute extrem ... ruhig gewesen sein soll. Mon Dieu!

Vor meinem geistigen Auge sehe ich 1965 Heinz Gasser mit dem Umschlag einer LP von Adamo in der Hand. Der Sänger ist auf der Rückseite mit einer Zigarette abgebildet. Während der Musikstunde (!) erklärte uns Herr Gasser lang und breit, wie ungesund das Rauchen sei und dass solche Idole, resp. Idioten wie Adamo eigentlich verboten gehörten, die sich so abbilden lassen würden. Pfui. Dann folgte des Lehrers liebstes Lied, ein hebräisches. «Hava,

nagila hava, nagila hava, nagila venismechat.» Ich fand den Refrain besonders attraktiv: «Uuru, uuruachim, urachim belevsam mechat undsoweiterundsofort.» Ganz toll. Echt völkerverbindend. Einmal, da hatten wir eine Stellvertreterin, Fräulein Bill. Ich vermute, dass André Nicolet (der Jahre später Segelweltmeister werden sollte) und Carlo Colombi (heute Verkaufschef der Gautschi Spezialitäten in Utzenstorf) noch heute von ihr schwärmen.



Von 09:10 bis 09:55 Uhr ist Mathematik angesagt, «gemäss Wochenplan». Anhand dieses Wochenplans, der einmal pro Monat gültig ist und mit einem starren Stundenplan der Sechziger nicht einmal mehr den Namen gemeinsam hat, können sich die Jugendlichen sozusagen selber organisieren, was die Bewältigung des wöchentlichen Schulstoffes angeht. Wer Fragen dazu hat, kann diese mit Rolf Rickenbach bereden; wie Florim zum Beispiel, bei dem im Gespräch Stichworte wie «Che Guevara» und «Fidel Castro» fallen. Ich tippe auf einen Vortrag oder auf einen Aufsatz, da die beiden Herren meines Wissens weniger mit ihren mathematischen Fähigkeiten in die Geschichte eingegangen sind, resp. noch eingehen werden. Im Schulzimmer wird es nadisna verdächtig still; die Teenager setzen sich offensichtlich mit dem verlangten Schulstoff auseinander – Taschenrechner, Kleincomputer und der gute alte Transporter auf dem Pult. Neben mir sind es Alessia und Veronica, die sich mit irgendwelchen mathematischen Formeln auseinandersetzen. Gemeinsam wird nach der Lösung gesucht. «Spicken» ausdrücklich erwünscht. Aus einer anderen Ecke höre ich etwas von «Wurzel 16», von «B hoch drei Achtel», von «zwölfmal Wurzel drei». Ich selber gebe mich völlig diskret, hoffe, dass Rolf Rickenbach nicht

noch etwa auf den dummen Gedanken kommt, mich in Sachen Mathematik etwas zu fragen, weil ich mir nicht einmal mehr ganz sicher bin, was Pythagoras, Thales oder Diogenes seinerzeit entdeckt haben sollen. Einzig bei der Feststellung von Florim, «Minus mal Minus = Plus», leuchten meine Augen auf. Als Eselsleiter ist mir dabei «Der Lift fährt nicht nicht hinauf» haften geblieben, womit er sinnigerweise auf seinem Weg nach oben ist. **1965 war Kopfrechnen angesagt, bei Herrn J., Appenzeller aus Oberbottigen (sein Döschwo auf dem Parkplatz war eine Art Statussymbol, denn längst nicht jeder Lehrer hatte damals ein Auto). Wer konnte am schnellsten rechnen? $5 \times 13 - 2$: $2 + 19 \times 3 - 26 - 7 : 3$? Auch Physik hatten wir mit Herrn J., den wir «Chroosle» (wegen seiner Glatze) oder «s Ärdbeeri» nannten, weil besagte Glatze im Sommer meist gerötet war. In der Physik waren sehr spezielle Proben angesagt, nämlich ... Mutproben. Ging so: Je nachdem, wie lange eine Schülerin oder ein Schü-**

ler zwei Drähte in den Händen halten konnte, die unser Lehrer mehr und mehr unter Strom setzte, gab es eine 6, eine 4 oder halt eine Ungenügende. Sergio De Maddalena, heute bei der Migros Aare für die Organisationsentwicklung OE zuständig, war als Stromabnehmer ein ausgesprochenes Ass und hätte wohl viel dafür gegeben, alle Physik-Proben auf diese Art machen zu können.

Grosse Pause, zwischen 09:55 und 10:15. Ich begeben mich absichtlich nicht während des gesamten «Time-Out» ins Lehrzimmer zum Kaffee, sondern beobachte die Jugend 2005. Und da lässt sich vor allem eines beobachten: Modi ziehen Modi an, Giele Giele – zumindest auf dem Pausenplatz findet keine Durchmischung statt. «Dolce & Gabbana, Armani, dä het äüä z'vil Gäld», tönt es gut hörbar hinter mir. Wenn der Teenager wüsste, dass Gurt und Jeans aus der Türkei kommen, Gürtel für einen Fünfliber, Jeans für 35 Franken, aber das braucht nun wirklich niemand zu wissen.

Auf dem Pausenplatz steht noch immer die Bronzeplastik des Trojanschen Pferdes. 1965 wurde es feierlich eingeweiht. Feierlich? Philippe Huellin und ich wussten nichts Gescheiteres, als den Vierbeiner mit offenem Magen und versteckten Kriegern sofort zu besteigen und zuzureiten. Davon zeugt heute noch eine Foto. Die Performance brachte uns beiden allerdings nicht Ruhm und Ehre, sondern Ärger und Strafaufgaben ein.

10:15–11:00 Uhr. NMM, Geographie. Rolf Rickenbach bringt seiner (echt liebenswerten) Meute die Planeten näher, zuerst einmal in der korrekten Aufzählung ihrer Entfernung zur Sonne. Liebe Lesende:

Merkur, Venus, Erde und Mars, das mag noch einfach sein, easy. Was aber dann? Saturn, Jupiter, Neptun, Uranus? Die Erklärung unseres Sonnensystems findet daraufhin im Schulgang statt, auf einer Länge von 25 Metern (das 20-Meter-Band für die Platzierung von Pluto erweist sich als zu kurz). Mir kommt plötzlich in den Sinn: Wissenschaftler wollen kürzlich einen neuen Planeten, den zehnten insgesamt, entdeckt haben, Sedna, der zu unserem Sonnensystem zählt (Welcome!). Um seine Distanz zur Sonne massstabsgetreu aufzuzeigen, müsste die 9c vermutlich eine kleinere Schulreise antreten, nach Thörishaus. Die Klasse hätte wohl nichts dagegen einzuwenden.

Geographie – Cogere – hatten wir früher auch mit P.H. Und der scheute sich nicht, bei Unordnung im Pult neue Massstäbe zu setzen. So konnte Peschi Scheidegger einmal seinen gesamten Pultinhalt über zwei Stockwerke zusammensuchen, weil P.H. in erzieherisch wertvoller Manier alles in den Gang und die Treppe hinunter geschmissen hatte. Derweil bekam Peschis Pultnachbar Thomas Wey zuerst eine geschmiert – e Chlapf zum Gring – und danach Strafaufgaben – Sträbere –, weil er über das Ausfließen des Lehrers gelacht hatte.

Zwischendurch will Florim vom 55-Jährigen am Laptop wissen, ober «er» jener Zeitgenosse ist, der im Sommer jeweils Büchlein «mit lustigen Karikaturen» veröffentlicht. Als Autor der Stories kollabiere ich innerlich, da Beat Sigels Zeichnungen offenbar präserter als meine Texte sind, bejahe jedoch. «Meine Mutter hat Freude an den Büechli!» Na also, immerhin. Übrigens: Wie 1965 sind die Pulte auch 2005 als grosses U ausgerichtet, mit dem Unterschied zu früher, dass heute in der Mitte des Zimmers sechs bequeme 2er-, resp. 3er-Polstersessel stehen.

Die letzte Schulstunde vor dem Zmittag ist als «Individuelles Schülerprojekt» definiert, mit dem Resultat, dass auf einmal nur noch die Hälfte der Klasse anwesend ist, derweil die Abwesenden ausserhalb des Schulzimmers lernen (honi soit qui mal y pense). Sina beschäftigt sich mit Französisch, Joel mit Merkur («Ich habe mich für Merkur entschieden, weil dessen Beschreibung zuoberst auf der Beige lag.»), Nicolai mit Neptun, Chiara und Beni korrigieren Math-Aufgaben, Tobias schlägt sich mit Mars herum, die charmante Zoë mit Venus, Abirami gibt ihrem Naturkundeordner Gestalt und Sarina checkt den Math-Ordner durch. Im Wissen, dass Lehrer durchaus allgemeingebildet sind: Ich staune dennoch, wie kompetent Rolf Rickenbach zu allen Themen Auskunft geben kann. Wäre ich – und nicht er! – Kandidat bei Günter Jauch, meinen Telefonjoker hätte ich jedenfalls auf Konto sicher. Lediglich bei der Frage von Sina, ob das Wort «ergelben» eigentlich existiert, ähnlich «erröten», wäre er ins Schleudern gekommen und ich auf 16'000 Euro sitzengelieben.

Der Unterschied zweier Schulstuben aus den Jahren 1965 und 2005 wird bei der individuellen Lernförderung «Mathematik» bemerkbar: «Darf ich Musik hören?», will Sina neben mir vom Lehrer wissen. Vor 40 Jahren hätte ein Schüler nach einer söttigen Frage das Zimmer für den Rest des Tages von aussen begutachten und seine Eltern einen gepfeferten Brief gegenzeichnen können. Nicht so heute: «Aber nur, wenn es gute Musik ist», bekommt sie zu hören. Das scheint der Fall zu sein. «Was hörst du?», frage ich Sina, die den Stöpsel im linken Ohr

hat. «Def Leppard.» – «Kenne ich!», antworte ich voller Stolz. «Das ist schon möglich, ist ja auch alte Musik.» Danke, Sina.

Zoë sorgt unerwarteterweise für Stimmung. Es geht um die Venus, wie wir aus der Geo-Stunde wissen. Plötzlich ergibt sich daraus eine kleine Diskussion, in deren Verlauf Florim behauptet, dass im Garten seiner Grossmutter herrlich grosse Pfirsiche namens «Busen der Venus» wachsen würden. Um die Grösse der Früchte zu unterstreichen, zeichnet er mit seinen Händen Rundungen in die Luft, die selbst Pamela Sue A. zu Ehren gereichen würden. Gelächter. Überhaupt geht es am Nachmittag lockerer zu und her, die Pflichtlektüre «Die Physiker» zieht sich der eine oder die andere liegend auf dem Sofa rein. Wunderbar.

Apropos Schabernack. Chemie. Lehrer F.S. erklärt uns an einem Samstagmorgen zwischen 08:00 und 08:50 Uhr, wie man sich im Reagenzglas eine kleine Stinkbombe zusammenbrauen kann,



welche Substanzen in welcher Quantität und in welcher Reihenfolge es dazu braucht. Läck, stinkt das Züügs gruusig! F.S. geht nach dem Unterricht ins Lehrerzimmer, wir Buben aber – solidarisch alle für einen, einer für alle – bleiben im Chemiezimmer und versuchen uns in der Grossproduktion des stinkigen Wassers. Die Brauerei gelingt. Mit der Gülle aus Eigenproduktion füllen wir eine Flasche und halten sie bis zur grossen Pause unter Verschluss. Ab 09:52 Uhr, als alles und alle sich ausserhalb der Zimmer befinden, beehren wir ein Schulzimmer nach dem anderen nach folgendem Strickmuster: Alle Fenster zu, ein anständiger Gutsch Wasser, das penetrant nach faulen Eiern stinkt, in die Seifenschale, Türe zu. Was dann ab öppe 10:08 Uhr passiert, ist rasch erzählt: Der Schulunterricht erweist sich als «massiv gestört», so dass die eine oder andere Klasse frühzeitig nach Hause darf/kann/muss. Die Schuldigen sind rasch ausgemacht, weil sie im einzigen geruchsneutralen Zimmer sitzen. Die Feststellung von Heinz Gasser habe ich noch in den Ohren, als wäre es erst gestern gewesen: «Meine Herren, wenn es dem Esel zu wohl ist, springt er auf's Eis.»

Abschluss meines Schultages bildet eine Klassendiskussion zur Thematik «Schuluniformen – ja/nein?», jetzt ohne Musik, dafür auf der Polstergruppe. Als Grundlage zum Gespräch dient ein Brief zu Händen der Schulkommission, dessen Absender aus verschiedenen Gründen die Einführung von Schuluniformen verlangt. Die Schülerinnen und Schüler der 9c werden aufgefordert, sich mögliche Antworten zu überlegen. Werden sie dafür sein, dagegen? Nach zehn Minu-

ten der Gruppenarbeit kommt es zur Diskussion**. Ein Witziger erkundigt sich vorab, ob Protokoll geführt wird, worauf alle plötzlich zu mir schauen. Haha. Den Schülerinnen und Schülern liegt ein Artikel aus dem «Bund» vor, in welchem auch Rolf Rickenbach zitiert wird. Tobias stellt mit Genugtuung fest, dass Herr Rickenbach der Journalistin gegenüber gut argumentiert habe (was Rolf R. zu einem unübersehbaren Schmunzeln verleitet), worauf Florim spasshaft etwas von «Schlymer ...» in Richtung Tobias vom Stapel lässt, so dass allgemeines Gelächter herrscht. Ich staune, wie offen die Teenager unter anderem über weibliche Freizügigkeit und Reize sprechen und über das starke Geschlecht, das darüber schwach werden könnte. Aus Platzgründen verzichtet der Protokollführer an dieser Stelle jedoch auf weitergehende Notizen. Fazit der Diskussion: Die Klasse lehnt Uniformen bei zwei Enthaltungen einstimmig ab, packt danach die Sachen zusammen und lässt den Schreibenden mit seinen Eindrücken über einen unvergesslichen Schultag zurück.

* Frei nach Lennon/McCartney, «It was twenty years ago today». (Beginn des Beatles-Songs «Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band».)

** Während der Diskussion ist eine Bemerkung zu hören, die ohne weiteres auch als Überschrift getaugt hätte, wäre sie nicht zu lang. Eine nicht genannt sein wollende Schülerin meinte nämlich, «es gebe in der Schweiz nicht bloss Christen, sondern zum Beispiel auch Katholiken».

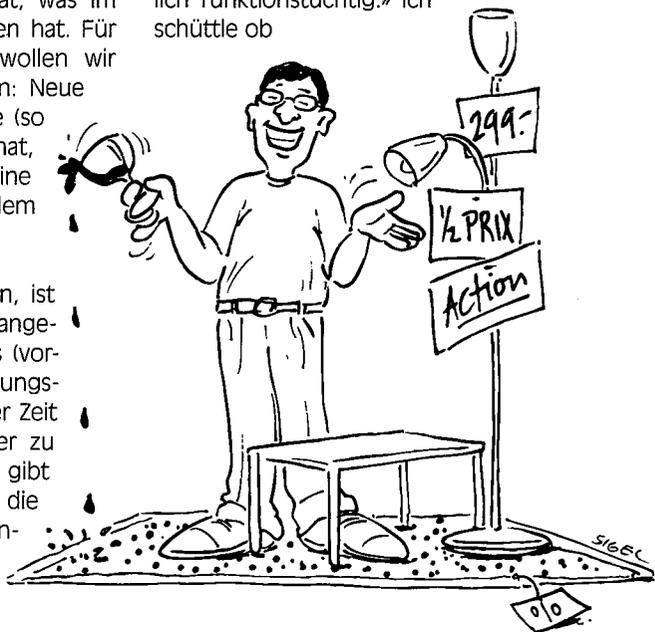
«Was wollen Sie mit dieser Lampe?»

“ Sie glauben im Ernst, Sie seien in gewissen Disziplinen des Alltags unbegabt oder unbedarft? Dass ich nicht lache. Mit meinen «Fähigkeiten» überbiete ich Sie locker, mit links, da haben Sie null Chance. Und glauben Sie mir, ich weiss, wovon ich schreibe. Hier zwei Tage im Leben einer nicht genannt sein wollenden Familie. Orte der Handlung: Conthey und Vercorin. ”

Monika und ich im verlängerten Weekend in Vercorin. Es regnet, il plö. Und was macht der kluge Hausvater in einem solchen Fall an einem Freitag, was die kluge Hausmutter? Genau, sie gehen shoppen. In diesem speziellen Fall nach Conthey, wo sich alles versammelt hat, was im Detailhandel Rang und Namen hat. Für die Wohnung in Vercorin wollen wir das eine oder andere posten: Neue Teppiche, eine Polstergruppe (so es denn ein Auslaufmodell hat, günstigst), ein Tischli und eine Ständerlampe, die jene aus dem Jahr 1965 ablösen soll.

Bevor wir zuschlagen können, ist eine gründliche Evaluation angesagt: Wo bekommen wir das (voraussichtlich) beste Preis-/Leistungsverhältnis? Nach relativ kurzer Zeit schon weiss der Hase, wie er zu laufen hat. Bei Conforama gibt es zwei Teppiche in Aktion, die farblich wunderbar aufeinander abgestimmt sind und genau ins Wohn-/Esszimmer passen (wie sich später herausstellt, sind sogar die ausgewählten Grössen ideal,

was bei meinem Einrichtungsflair alles andere als selbstverständlich ist, aber das nur nebenbei). Anschliessend geht es zu Lumimart, denn dort steht jene Lampe unserer Begierde, die allein würdig ist, ihre Vorgängerin abzulösen. Es handelt sich um eine Art moderne Designerlampe, die mit 299 Franken nur noch die Hälfte ihres ursprünglichen Preises kostet. Mein Problem: Das Ding sieht zwar super aus, aber wenn ich mir vorstelle, dass ich sie zerlegt in einem Karton posten und zu Hause selber zusammenbasteln muss, helfen weder Mein-Bac-dein-Bac noch 8x4, dann ist die offene Panik angesagt. Meine Frau glänzt mit weiblicher Logik: «Zieh doch einfach den Stecker raus und nimm sie so mit, wie sie da steht, nämlich funktionstüchtig.» Ich schüttle ob



56

der Idee bloss noch den Kopf, das geht doch nicht. Zudem hängen überall farbige Zetteli an der Lampe, die die Preisgünstigkeit des Modells «Isola» verkünden, dieser Steh- und Leselampe. Weil der Horror, die liebe Isola zu Hause zum Leben zu erwecken, grösser ist als die Vorstellung, vom Verkäufer zusammengestaucht zu werden, en français, ziehe ich den Stecker raus und marschiere mit Isola und gespielmtem Selbstbewusstsein zur Kasse.

Der Mann am Kundendienst/Kasse staunt: «Kann ich Ihnen helfen?» – «Non, merci. Wir haben uns entschieden. Ich möchte diese Lampe mitnehmen.» – «Das geht nicht, Sie müssen das Modell «Isola» dort in einem Karton nehmen, das hier ist das Ausstellungsmodell, ça ne va pas.» Als ob ich das nicht selber wüsste. «Wissen Sie, ich bin technisch total unbegabt, ich schaffe es nicht einmal, eine Birne zu wechseln, ohne dass die halbe Stadt Bern nachher ohne Strom ist.» (Etwas müssen Sie wissen: Nie bin ich so überzeugend, wie wenn ich die Wahrheit sage.) «Aber dann muss ich ja eine aus einem Karton nehmen und zusammenstecken, damit wir wieder ein Ausstellungsmodell haben ...» – «Das würden Sie für mich tun, vraiment? Super, dass Sie mir helfen wollen, ich werde Ihnen das nie vergessen und Sie persönlich in meinem Testament berücksichtigen. Wie heissen Sie?» Wie auch immer, Monsieur Ducommun macht das Unmögliche möglich. Als wir später nach Hause kommen, da stellen wir Isola in die Ecke, stecken ihren Stecker in der dafür vorgesehenen Position in die Steckdose. Und siehe da: Isola strahlt vor Freude ob ihrer neuen Umgebung derart hell, dass wir jetzt bloss noch einen Dimmer benötigen, um unsere Augen nicht zu

schädigen. Aber das ist angesichts meines Erfolgserlebnisses ein Detail.

Bei TopTip steht ein modernes Glas-/Metalltischli, das vom Design perfekt zu Isola passt, für nur noch 198 Stutz. Ich gebe dem Verkäufer zu verstehen, dass ich gerne das besagte Ausstellungsmodell hätte, 1:1, angesichts meiner weltbekannten Handunfertigkeit. Es lässt sich machen, allerdings muss ich 30 Franken Aufwand bezahlen, weil aus dem Lager ein neues Ausstellungsmodell hergerichtet werden muss. Diesen Aufpreis bezahle ich gerne, zumal sich herausstellt, dass das Tischli sogar 50 Franken weniger als angeschrieben kostet. Wie auch immer: Am Abend haben wir sozusagen eine nigelnagelneue Wohn-/Essstube. Ungeschickt wie ich bin, leere ich beim Znacht ein Glas Rotwein aus, die Spritzer landen direkt auf dem neuen Teppich. Grossartig, Bornhauser, einmal mehr! Nun weiss ich aber, dass man mit Salz diesbezüglich fast alles ungeschehen machen kann, deshalb wird grosszügig gestreut. Nach einer halben Stunde kommt der Staubsauger zu Ehren. Nur ... die Spritzer lassen sich nicht entfernen. Ich könnte schreiiiien, ich Trottel, ich Vollblutidiot, auf dem neuen Teppich!! Unsere Tochter Claudia weiss Rat, lächelnd: «Pa, das sy gar kener Wyfläcke, das isch s' Muschter vom Teppich.» Stimmt sogar, der Teppich wurde vom Wein verschont, wie sich herausstellt. Und ich bin wieder einmal die Lachnummer der Familie.

Übrigens: Wie Kollega Christian Lüthi einen Tag später herausfindet, brauchen wir für Isola auch keinen Dimmer: Wenn man die beiden Knöpfe gedrückt hält, lässt sich die Helligkeit der Glühbirnen stufenlos einstellen. Sagte ich es bereits? Technik ist nicht mein Spezialgebiet.

Wo würden Sie den Treiber suchen?

“ Diese Kurzstory richtet sich an alle, die von sich glauben, sie seien ein Computer-Tubeli. Gegen mich haben Sie null Chancen. Wetten? ”

Unsere Familie (ohne Tochter Claudia, die zur werktätigen Klasse zählt und zu Hause geblieben ist) hat wieder einmal einige Ferientage mit Lüthis in Vercorin verbracht. Weil Monika und ich das Glück haben, noch zwei Tage länger im Wallis bleiben zu können, kann Patrick (15) am Sonntag mit Lüthis mitfahren, weil er am Montag zur Schule muss. Bereits einige Stunden später ruft er an: «Pa, mit dem PC komme ich nicht mehr ins Internet.» – «Gopf», was heisst denn hier verharmlosend «mit dem PC»? Das ist mein PC, der zu Hause im Büro rumsteht (und der gehört erst noch meiner Arbeitgeberin). Noch ist die Erinnerung nämlich zu frisch, an den GAU, den Junior kürzlich mit dem Rumsurfen auf der Festplatte angerichtet hatte. Weil gar nichts mehr lief, musste ich den Kasten mit ins Geschäft nehmen (Sie wissen ja, ich bin immer mit meinem Roller unterwegs ...), wo mir unsere Informatiker in einem Anflug von Resignation und Schmunzeln mitteilen mussten, dass Pädu so ziemlich alle Viren aufgelesen hatte, die die Fachwelt überhaupt zu bieten hat. Totalschaden. Super. Nicht schon wieder, bitte! «Pädu, la dä Chaschte eifach la sy, bitte, mach nüt dra, ig luege de übermorn. Ig wott mi nid scho wider im Büro blamiere!!!» Und fragen Sie mich jetzt bloss nicht, woher ich die Selbstsicherheit und den Glauben nehme, ich könnte womöglich etwas an der Sache richten. Ich, der ich beispielsweise noch nie in einem Excel-

Programm war (wozu auch, das können meine Kolleginnen viel besser als ich).

Auch am Dienstagnachmittag mag uns Bluewin nicht global verbinden. Anruf an die Gratisnummer 0800 800 800. Nach zweimaligem Verbinden wird Nadine Jegerlehner gefragt, ob Bluewin denn ein Problem habe. Nein, hat der Provider nicht. Aber ich. Schritt für Schritt begleitet mich Nadine J. nun in die mir unbekannte Welt der Informatik, sagt mir jeweils, welchen Knopf ich wann drücken muss. Und so stellt sich heraus, dass der Treiber rausgefallen ist. Dieser Defekt ist nicht Patrick anzulasten (Sorry, Pädu!), sondern kommt dann und wann vor, zum Beispiel nach einem starken Gewitter, das bei uns Tage zuvor tatsächlich stattgefunden hat. Womit zumindest das geklärt worden wäre. «Was ist denn ein Treiber?», ergeht in Richtung Zürich. Ich bekomme die Antwort, verstehe allerdings Bahnhof. In der nächsten Phase geht es um «das Modem», das ich der Care-Frau beschreiben muss. «Xytel oder so ähnlich steht da drauf, es ist grau, rechteckig und hat so Löchli auf der Oberfläche.» Mit einer Engelsgeduld sondergleichen kommt sie unserem Problem näher, derweil ich genau nach ihren Instruktionen Kabel umhänge, Lämpchen überprüfe, weiterhin Knöpfe drücke und mir Schweissperlen von den Schläfen wische. Nach einer halben Stunde steht fest: Jetzt kann ich solo weitermachen, mit Hilfe der Starterkit-CD. Aha. «Ich finde die CD im Moment nicht, aber irgendwie werde ich es schon





schaffen. Danke für Ihre Hilfe.» Puffbruder Bo mag nämlich nicht zugeben, dass er vor wenigen Wochen erst – beim Aufräumen (...) – das gesamte Starterkit «ghüderet» hat («Bruuch ig sicher nümme»). Denn: Erstens könnte ich damit eh nichts anfangen und zweitens lief der PC bestens, seit er von einem Migros-Informatiker vor etwas mehr als einem Jahr installiert worden ist.

Nach einer Kunstpause von zwei Stunden nehme ich gegen Abend einen neuerlichen Anlauf, telefonisch. Dieses Mal ist eine Britta Nellissen am anderen Ende. Ich erkläre ihr die Ausgangslage, verschweige jedoch mein Malheur mit dem Starterkit und bleibe bei der Version «Ich

finde sie nicht mehr». Sehr bald fragt sie ganz schüch, ob ich jener «Herr Bornhauser» bin, der auch lustige Kurzgeschichten schreibt?

«Bin ich, ja, willkommen in der neuesten Realsatire, Sie sind live mit dabei!» Wie sich herausstellt, kennen wir uns oberflächlich, weil sie vor Jahren, während ihrer Ausbildung am Seminar, mit der Migros – sprich mit einem gewissen Bornhauser – zu tun hatte. Mit unüberhörbarem Schmunzeln geht es weiter, bis zum Moment, da wir – ohne CD – vor dem grossen Moment stehen: «Jetzt brauchen Sie bloss noch Ihr Passwort einzugeben.» Easy. Gesagt, getan. Nur stellt sich heraus, dass das vermeintliche Passwort falsch ist. Auch die Alternative dazu (jaja, lachen Sie bloss – soll Ihnen gut tun ...). «Frau Nellissen, können Sie nicht mein Passwort herausfinden?» Nein, geht nicht, so dass wir uns an den Versionen 3, 4 und 5 versuchen, vergeblich. Aber auch selbst in dieser hoffnungslos erscheinenden Situation weiss die Frau vom Helpdesk Rat: «Was ich tun kann, das ist, Ihnen per Post ein neues Passwort zu senden.» – «Ja, gerne, tun Sie das, bitte.»

meintliche Passwort falsch ist. Auch die Alternative dazu (jaja, lachen Sie bloss – soll Ihnen gut tun ...). «Frau Nellissen, können Sie nicht mein Passwort herausfinden?» Nein, geht nicht, so dass wir uns an den Versionen 3, 4 und 5 versuchen, vergeblich. Aber auch selbst in dieser hoffnungslos erscheinenden Situation weiss die Frau vom Helpdesk Rat: «Was ich tun kann, das ist, Ihnen per Post ein neues Passwort zu senden.» – «Ja, gerne, tun Sie das, bitte.»

Zwei Tage später liegt ein Ersatz-Passwort im Briefkasten (Merci no einisch, Britta N.!). Pädu öffnet zu Hause mit meinem OK den Umschlag und macht sich ans Werk. Zwei Minuten später erhalte ich im Geschäft eine E-Mail: «Pa, das isch ganz easy gsi.»

«Et où se trouve l'apothèque la plus proche?»

“ Christian, André (gab sein Debüt in dieser ehrenwerten Runde), Mario, Ueli und ich hatten kürzlich unser traditionelles Herren-Weekend in Vercorin. Erstmals ohne Beat, der es vorgezogen hatte, mit seiner Frau nach San Francisco zu fliegen (geits no?), uns aber immerhin als Trostpflaster für seine Abwesenheit sechs Flaschen feinen Rotwein stiftete, zu seinem Andenken. Sehr brav, Beat, danke. ”

Unser Herren-Weekend ist identisch mit Sport (hätten Sie nicht gedacht, n'est-ce pas?). Am Freitagmorgen beginnt dieses Fitness-Programm mit Joggen. Mindestens zwei Runden des Tour-du-Mont sind angesagt, ungefähr sieben Kilometer. Weil der Weg zu Beginn recht schmal ist, traben wir in Einerkolonne los. Nach zwei Minuten meldet Mario ein unmissverständliches «Halt! Stopp!». Christian und ich, an der Spitze laufend, schauen retour. Ein kreideweisser Ueli liegt am Boden und hält sich den linken Fuss, nachdem er über eine Wurzel gestolpert und mit dem ganzen Körper-

gewicht auf das abgedrehte Gelenk getreten ist. Weil sonst kein Wehleidiger, glauben wir ihm sofort, wie er uns sagt, dass es im Fuss geknackt hat und mit Sicherheit etwas «kaputt» ist. Herrjesses, was nun? Die Rega? Die dargebotene Hand? Zum Glück ist Ueli kein Ross, sonst wäre an der Unfallstelle jetzt ein schlichtes Holzkreuz zu sehen. Weil mir vor zehn Jahren Ähnliches passiert ist, wagt Dr. med. h.c. Bornhauser eine erste Diagnose (wie sie wenig später auch von den realen Ärzten bestätigt wird): Schwere Bänderüberdehnung, evtl. -riss. Von der Körperkonstitution her ist der Fall ebenfalls klar: Christian und ich tragen unseren Patienten Huckepack retour, zum Beginn des Tour-du-Mont-Weges, wo ein Bänkli mit wunderbarer Aussicht über das ganze untere Rhonetal vorhanden ist (als ob das Ueli jetzt interessieren würde).

Mario bietet sich spontan an, umgehend Auto und Eisbeutel zu holen, derweil Christian, André und ich auf professionelle Patientenbetreuung machen («Ueli, keine Angst, die Medizin macht heute tolle Prothesen ...»). Nun müssen Sie wissen: Mario ist nicht gerade der Inbegriff eines Spitzensportlers, so dass wir uns nach fünf Minuten ernsthaft fragen, ob er sich in seiner Gutmütigkeit die Pumpe überdreht hat und jetzt irgendwo zwischen zwei Mazots nach Luft jappend am Boden liegt, derweil seine feinen Kollegen blöde Sprüche über ihn fallen



lassen. Entwarnung nach weiteren fünf Minuten: Unser Mann für alle Fälle kommt zu Fuss retour, in nur leichtem Laufschrift zwar, immerhin total verschwitzt, einen Eisbeutel in der Hand. «Und wo hesch ds Outo?» wollen wir wissen. Wie sich herausstellt, kennt er den Schleichweg nicht, so dass er die Karre im Dorf parkiert hat.

Eine halbe Stunde später fahren Ueli und ich im Hôpital de Sierre vor. Weil nicht zum ersten Mal dort, wundert es, dass mich die Empfangsdame nicht mit einem herzlichen «Salut toi!» begrüsst. Da Ueli nicht französischer Muttersprache ist, mache ich auf Dolmetscher. «Sein Beruf?» – «Peintre», Maler, wobei ich umgehend verfeinere, auf Malermeister, industrieller, weil die Frau sonst noch glauben könnte, Ueli wäre Kunstmaler und somit ein potenzieller Patient für die eine oder andere weisse Wand im Spital. «Prénom de son père?» – «Ueli, Vorname deines Vaters?» Mit dieser Frage entlädt sich Uelis ganzer Frust über sein Missgeschick. «Für was wott die das wüsse, he? Das spielt doch e kei Rolle, das isch doch Gugus, ig ha dr Scheiche kaputt, nid my père! Emil heisst är.» – «Fils d'Emil», melde ich der Frau, die sich sichtlich wundert, dass meine Antwort angesichts des vorangegangenen Dialogs so knapp ausfällt.

Bereits nach 90 Minuten verlassen wir das Spital wieder, mit schon gemeldeter Diagnose, Aircast, Stöcke und Rezept für die Apotheke. Just jetzt fällt mir ein, dass Apotheke auf Franz. ja Pharmacie heisst, nicht «Apothèque», wie ich vorher übersetzt habe. Sygseso. Als wir wieder in Vercorin einfahren, da ist Ueli die Ola-Welle seiner drei Kollegen von der

Terrasse herab sicher. Dann aber macht er einen mit, nicht bloss der Luftschiene und der Schwellung wegen. Nein, das übrige Quartett macht ihm das Leben zusätzlich schwer, mit Bemerkungen wie «Kollegen, wir sollten nicht jammern, immerhin können wir noch ohne Stöcke Tennis spielen gehen ...» oder «Ueli soll sich sein Bier doch selber holen, gefälligst, wozu hat er zwei Stöcke?» Und als uns Ueli als Mitglied der «Mutze-Chuchi» am Abend ein feines Erdbeeren-Parfait auf die Teller zaubert, da ist der Zapfen endgültig ab, mit Marios Bemerkung, «Schmeckt euer Dessert auch nach Fusscreme?»

Tags darauf fahren wir zu fünft nach Sierre, zum Lac de Géronde, der für mich schönsten Badi auf der Welt. Weil wir ja einen Behinderten mit an Bord haben, ist es uns offiziös sogar gestattet, das Auto direkt beim Eingang zu parkieren. Ha! Da noch nicht Ferienzeit, hocken wir fünf Mannen ganz allein unter den mächtigen Trauerweiden. Traumhafte Aussicht auf die Bergketten links und rechts, auf den Hügel mit dem Kloster Géronde und auf die Rebberge der Gegend zum Trotz: Mit der Zeit bekommen wir Hunger. Im Strandbeizli werden uns fünf Zumauftauendenindenmikrowellenherdeinzuwerfendechickenburger serviert, die genau so schmecken, wie ich sie schreibe. Grässlich. Unbeantwortete Frage: Weshalb haben wir sie überhaupt gegessen? Denn: Im Gegensatz zu André, der die Zweisamkeit mit der weissen Emailschüssel sucht, überleben wir vier anderen den Nachmittag mit Appenzeller und Genepis. Den Vorfall melde ich dem Hersteller «hochwertiger Lebensmittel» (Eigenwerbung auf der Packung), muss allerdings einige Male «in Erinnerung rufen», bis man sich endlich zu einer Antwort bequemt.

Nur fliegen ist schöner...

“ Es gibt noch kaum Verkehr, wenn ich frühmorgens von Wohlen nach Schönbühl zur Arbeit fahre. Und die Tiere habe ich im Griff, weiss, wo sie auftauchen könnten. ”

In der Waldpartie vor Uettligen fahre ich immer mit besonderer Vorsicht, weil es dort Rehe gibt. Zwar kommt es selten vor, dass sie die Strasse überqueren, aber wenn, dann stehen sie mit ihren Beinen auf dem Asphalt wie auf Eis. Also ist fahrerische Zurückhaltung geboten. Das Gleiche gilt auch für Katzen und Füchse im unmittelbar darauf folgenden Abschnitt, vor allem wenn links und rechts der Strasse der Mais oder das Getreide relativ hoch stehen und die Viecher erst im letzten Moment auftauchen (und beim Anblick des Abblendlichts meistens sofort wieder rechtsumkehrt machen).

Ich also geng wie geng auf dem Roller. Ortschwaben ist passiert, ausgangs Dorf geht es hinauf zum Postautodepot, anschliessend kommt man nach einer Rechtskurve in die Gerade nach Kirchlindach. Heute weiss ich, dass dieser Strassenabschnitt zwischen dem Restaurant Hirschen und dem Postautodepot «Postgasse» heisst. Und das erklärt sich folgendermassen: Mit der erlaubten Höchstgeschwindigkeit (Sie würden nicht wirklich daran zweifeln, nicht wahr?) fahre ich in Richtung Postautodepot, als aus dem Nichts – sprich: aus der Finsternis – von links ein Tier im Tempo des gehetzten Affen genau in mein Vorderrad springt.

Vollbremsung? Ausweichen? Keine Chance. Und so passiert, was nach physikalischen Gesetzen in solchen Situationen passieren muss: Wie mein Vornamensvetter Lüthi produziere ich um 04:30 Uhr den klassischen High Flyer und knalle Sekundenbruchteile später auf die Strasse. Päng!

Praktisch gleichzeitig kommt ein Auto entgegen, dann hört man einen zweiten dumpfen Knall. Bestandesaufnahme: Der Motor meines Rollers läuft zwar noch, aber beim Aufrichten merke ich rasch, dass die Maschine wohl nicht mehr ganz für Aufnahmen in einem Yamaha-Katalog taugen würde: Einiges ist weggebrochen, die Verschalung z'Hudle u z'Fätze,



Öl oder Benzin läuft aus, vorwärts stossen lässt sie sich auch nicht mehr. Und was ist mit mir? Im Moment spüre ich bloss, dass nichts gebrochen sein kann. Auch nicht gerissen, sieht man von Jeans, Hemd und Jacke ab. Glück gehabt, einmal mehr. Der Autofahrer kommt in diesem Moment rückwärts gefahren, auf meine Höhe, auf der Strasse liegt der grosse Dachs im Kegel des Autoscheinwerfers. So wie es aussieht, wurde das Tier vom Autofahrer nochmals überrollt. Wir avisierten die Polizei per Handy. 117.

«Sie sind auch früh unterwegs...» sage ich zum Autofahrer. «Ich habe meine Frau zur Arbeit gefahren, jetzt wollte ich mich noch kurz hinlegen, aber daraus wird wohl nichts.» – «Um diese Zeit die Frau zur Arbeit gefahren, wo arbeitet sie denn?» Wie sich herausstellt, arbeitet Frau P. in der gleichen Firma wie ich, wenn auch in einer anderen Abteilung. «Sagt Ihnen der Name Ernst Härdi etwas?» – «Ja, klar! Das ist der Chef meiner Frau, guter Typ, wieso, kennen Sie ihn?» So klein ist die Welt. Einige Minuten später kommt die Polizei, um den Vorfall sowie unsere Personalien aufzunehmen und den toten Dachs in einen Sack zu stecken. Mit Prellungen und Schürfungen und Taxi komme ich ins Büro. Erst im Auto bemerke ich, dass auch der Helm zünftige Spuren des Aufschlages trägt. Und ebenso meine wunderschöne Vacheron-Constantin am Handgelenk, die zwar nicht ganz echt ist, an der ich deswegen aber nicht minder Freude habe. Im Gegenteil. Mal sehen, ob mein Uhrenmacher das Geschehene ungeschehen machen kann.

Im Büro erst realisiere ich, was für ein Schwein ich mit dem Dachs hatte.

Umgekehrt lässt sich das leider nicht behaupten. Und nadisna meldet sich dieser oder jener Teil meines Körpers; als Erstes der linke Fuss, der inzwischen durch eine Prellung und Schürfung zünftig angeschwollen ist. «Hochlagern wäre jetzt wohl angebracht», geht mir durch den Kopf. Gedacht, getan. Und wie wäre es mit einer Kühlung? Glanzidee: Im Tiefkühlfach des Kühlschranks unserer Personalabteilung hat es doch einen Flaschenkühler, den man doch sicher ausnahmsweise über einen Fuss stülpen könnte (funktioniert übrigens prächtig, aber bitte niemandem etwas sagen, sonst höre ich bei nächster Gelegenheit entsprechende Kommentare). Gegen 08:00 werde ich bei Daniel Schor aus Bern – dem Motorradfachmann meines Vertrauens, der die unfahrbare Yamaha Beluga abholen muss – und der Versicherung aktiv. Bei Letzterer klärt man mich als Erstes auf, was alles nicht versichert ist. Ersatz-Roller und Helm und so. Psychologisch super. Aber dieses Mal ist das tote Tier Beweis des Unfalls, die Leute werden ihr Minimum zahlen müssen, nicht wie vor vier Jahren, als ich einem Reh ausweichen musste, Totalschaden am Roller verursachte und die Versicherung so tat, als hätte ich geträumt oder vermutlich einen Pinguin gesehen.

Genau um 09:00 Uhr, bei Ladenöffnung, ist Neueinkleidung im Shoppy angesagt. Aha ja, falls von Interesse: In den nächsten 48 Stunden verfärbt sich die linke Seite meines Körpers in den Farben einer Regenbogenforelle.

(PS: Im Mai 2011 zerlege ich – nach Reh und Dachs – den dritten Roller, dieses Mal an einem Offroader. Ich hatte wieder Glück – und keinen Kratzer. Auch der Offroader nicht.)

Was machen Sie mit 25'000 Vasen?

“ Im Januar/Februar 2006 war es DAS Thema in den Berner Medien: Chinesische Händler waren mit 25'000 Vasen in der Schweiz gestrandet, das Einkaufszentrum Shoppyland Schön- bühl direkt betroffen. Was genau war passiert? Hier ein Blick zurück, und erst noch backstage. ”

Damit wir uns richtig verstehen: Auch ich kenne die Wahrheit nicht. Erstens spreche in kein Chinesisch und zweitens weiss ich – auch nach Übersetzungen der Dolmetscher – nicht, wem glauben. Immerhin: Das, was jetzt folgt, dürfte nicht ganz (...) unwahr sein. Zur Sache: Viele kleine Vasen-Hersteller haben 2005 einer Agentur in einer chinesischen Stadt total 300'000 Franken bezahlt, in bar, damit sie in Basel an einer Spezialmesse ihre Vasen verkaufen und ein Vermögen verdienen können. 25'000 kleine und grosse Vasen werden daraufhin in Container verpackt und nach Basel verschifft, eine 25-köpfige Delegation der KMUs folgt per Flugzeug. In Basel die totale Ernüchterung: Nichts von Messe. Ein europäischer Verantwortlicher der Agentur (Chineser, der in Genf wohnt), nennen wir ihn Herrn Wang, tritt plötzlich auf den Plan und schlägt den Chinesen, die von den Gepflogenheiten hierzulande keine Ahnung haben (können), vor, es «halt einfach andernorts» zu versuchen. Weil im Shoppyland im Januar 2006 per Zufall eine Fläche während vier Wochen zu vermieten ist, reisen die Chinesen samt ihren Vasen an.

Es dauert Tage (!), bis alle Vasen in einem Keller des Einkaufszentrums gelagert sind; Kenner schätzen das Volumen als einen «Zehn-Jahres-Bedarf» für die Schweiz.

Es kommt, wie es kommen muss: Der Verkauf floppt, die Aufenthaltsgenehmi-

gungen für die KMUs laufen ab. Plötzlich taucht Herr Wang aus der Versenkung auf und erklärt die Vasen kurzerhand zu seinem Eigentum. Die 25 Chinesen befürchten nun wohl zu Recht, ohne ihre Vasen abreisen zu müssen. Mit Hilfe von Privatpersonen und vermutlich wegen der breiten Berichterstattung in den Medien gelingt es, die Visa für die chinesischen Händler zu verlängern und auch eine Zivilschutz-Unterkunft zu finden, damit sie länger bleiben können (bisher wohnten sie in einer einfachen Pension, in Viererzimmern, für eine Verlängerung reicht ihr Geld nicht). Die Aufenthaltsverlängerung wird ohne Kosten für die Asiaten erteilt. Herr Wang taucht in jenen Tagen zufälligerweise auf und behauptet keck, 7'000 Franken für die Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigungen bezahlt zu haben, worauf er von mir verbal eiskalt geduscht wird, en français, zünftig uf Bärndütsch and in English. Ich weiss nicht, welche Version er verstanden hat, aber die Botschaft hat er kapiert. Vorläufig wenigstens.

Gute Frage: Wem gehören die Vasen nun wirklich? Den KMUs? Herrn Wang? Beide Seiten halten uns irgendwelche Dokumente unter die Nase, die aber ebenso gut Kochrezepte sein könnten, schliesslich bin ich des Chinesischen unkundig. Mit Übersetzerin, einigen KMUs und den Papieren geht es auf den Polizeiposten Schön- bühl, zur Kapo und zum Regierungstatthalter. Auch den Behörden kommt die Sache spanisch vor, besser gesagt... chinesisch. Immerhin ist jetzt die Ausgangslage klar: Die Chinesen müssen spätestens am 23. Mai ausreisen, was nichts anderes heisst, als dass sie ihre Vasen loswerden müssen,



koste es, was es wolle. Durch logistische Handstandsübungen gelingt es uns, Fläche im Shoppy freizuhalten, damit der Vasenverkauf weitergehen kann. Aber selbst mit 70% Rabatt geht nur eine kleine Minderheit der Vasen über den Ladentisch.

Wie wir es auch immer drehen und wenden: Ab Ende April haben wir für die Vasen keine Flächen im Einkaufszentrum mehr frei. Mit den Händlern machen wir deshalb Ende März ab, dass sie an einem Wochenende in der zweiten April-Hälfte den Abtransport organisieren. Und siehe da: Plötzlich ist am Mittwoch vorher auch Herr Wang wieder putzmunter zur Stelle, der vermutlich durch einen Spitzel bei den KMUs bestens informiert ist, was gerade so läuft. Er bietet ohne unser Wissen einem Berner Transportunternehmen für den Abtransport der Ware cash 50'000 Franken an, da angeblich sein Eigentum. Bei den KMUs bricht offene Panik aus, weil sie Schiss haben, dass Herr Wang mit den Vasen endgültig verschwinden könnte, wenn er die Ware erst einmal in den Lastwagen hat. Weil

Herr Wang das Geld aber nicht wie abgemacht bis Freitag um 12:00 Uhr hinterlegt, zieht sich das Transportunternehmen vom vermeintlichen Big Deal zurück.

Unsere Chinesen sind ihrerseits nicht untätig geblieben und haben – man kennt sich inzwischen, in den chinesischen Kreisen zu Bern – selber Lastwagen und Hilfskräfte organisiert. Die KMUs sichern uns zu, dass am Montag um 08:00 Uhr alle Vasen aus dem Shoppy verschwunden sein werden. Was aber, wenn Herr Wang am Weekend aufkreuzen sollte, wenn möglich in «Begleitung»? Genau. Für einen solchen Fall empfiehlt sich die Broncos Security. Also biete ich Pesche Widmer mit einigen Mannen auf, damit sie unauffällig die Arbeit der Chinesen beobachten und notfalls eingreifen, falls... Unsere Befürchtungen erweisen sich zum Glück als unbegründet. Die Chinesen arbeiten Samstag/Sonntag non-stop wie die Ameisen, damit ihre Ware in die Lastwagen und mit uns unbekanntem Ziel wekommt. Mir kommt in den Sinn: So ungefähr müssen ihre Landsleute seinerzeit die Chinesische Mauer gebaut haben, wenn auch unter anderen Begleitumständen. Und tatsächlich: Am besagten Montag sind sie alle verschwunden, die Chinesen samt ihren Vasen.

Wie die Geschichte Schluss aller Ends ausgegangen ist? Einige Tage später ist in der «Basler Zeitung» zu lesen, dass die KMUs auf einem Firmengelände in Basel eine «Verkaufsausstellung» organisieren, danach anbietet sich eine Berner Firma mit Beziehungen zum Fernen Osten, die Vasen nach Abreise in Europa zu verkaufen. Anschließend habe ich nie mehr etwas gehört oder gelesen.

Nur eine kleine Vase in unserem Büro erinnert noch an diese verrückten Tage im Winter 2006.

Wir wollen nur Ihr Bestes.

“ Ist zwar schon einige Jahre her, dieses Intermezzo, aber schmunzeln lässt sich heute noch darüber. ”

Keine Ahnung, wer die Glanzidee hatte, aber eines Tages bekam ich doch tatsächlich die Anfrage, vor hochdotierten Bankiers einen Vortrag zu halten. Und wie es sich für diese Kreise gehört, fand ihre Versammlung nicht etwa in einem hundsgewöhnlichen Sitzungszimmer eines Landgasthofs oder in einer verräucherten Beiz statt, sondern zu Zürich in einem Zunfthaus. Zur Saffran? Zur Meisen? Möglich, den Namen der Lokalität habe ich vergessen. Isch ja o nid eso wahnsinnig wichtig.

Thema des Referats: «Wie nimmt 'der Mann der Strasse' die Bankenwelt wahr?» Nun ja, an sich hätte ich ja eine Stange TNT mitnehmen und den Leuten damit ein bisschen Angst machen können, aber schliesslich hat man Comment, zumindest in solchen Situationen. Ich also – nota bene, dem Thema entsprechend –, mit Jeans, T-Shirt und Turnschuhen – ins Zunfthaus. Eine Empfangsdame schätzt mich – Kleider machen bekanntlich Leute – vermutlich als einen Ausläufer ein, ohne Zutrittsberechtigung. Erst beim Vorzeigen eines Ausweises mit Hinweis auf den nächsten hochkarätigen (...) Referenten lässt sie mich gewähren und begleitet

mich zum Konferenzzimmer. Ein lockeres Spässchen meinerseits unterwegs mag ihr überhaupt nicht gefallen. Eh ja, wo sind wir denn? Beim Eintreten ist mein Vorredner noch am Parlieren, ich setze mich auf einen Stuhl, unter den kritischen und fragenden Argusaugen vieler Anwesender (mit Ausnahme jenes Bankiers, der mich aufgeboten hat). Zehn Minuten später bin ich an der Reihe. «Mein Herren» (Damen sind nämlich keine anwesend), so der Gastgeber, «es ist mir eine besondere Freude, Ihnen den nächsten Referenten vorzustellen, Thomas Bornhauser aus der Migros. Ich denke, Sie werden sich nicht langweilen.»

Irrtum vorbehalten war es Kurt Tucholsky, der einmal bemerkt hat, dass man bei einem Vortrag zum Vornherein bedenkenlos sowohl den



ersten als auch den letzten Abschnitt ersatzlos streichen kann, weil belangloses Blabla. Stimmt. Ich also sofort in medias res: «Tschou zäme!». Einige Herren glauben ihren Ohren nicht zu trauen, andere wiederum reiben sich verwundert die Augen. Noch bevor ein «Sälu du» zurückkommt, stehe ich vor dem ersten der dezent grau gekleideten Herren: «Säg emau, was erwartisch du vo mym Vortrag?» So wie es scheint, erwartet der Mann gar nichts – oder dann hat es ihm die Sprache verschlagen. Versuchen wir es also beim Bankier zur Rechten: «Und du, was erwartisch du vo mir?» Auch keine Reaktion. Immerhin zieht der dritte Befragte vom Stapel: «E chly sehr aabidernd, wie dir dass itz machet...» – «Guet myner Herre, sehr guet! «Aabidernd» isch s'richtige Stichwort – genau eso aabidernd chöme mir nämlich d'Banke vor, mit ihrer, mit Euerer Wärbig.» Mit diesen Worten schreite ich zurück zum Rednerpult und lege eine Folie auf. (Sie merken: Wir befinden uns hier und heute in der Zeit vor der Powerpoint-Präsentation... Bemerkung des Autors beim Gut-zum-Druck im Juni 2011.)

Weil sich noch Romands in der illustren Runde befinden, fahre ich in schriftdeutscher Sprache fort. «Meine Herren! Wäre ich für Ihre Werbung verantwortlich, ich würde Ihnen folgenden Slogan vorschlagen...» Es erscheint der folgende Text: **Die Schweizer Banken. Wir wollen nur Ihr Bestes.** Mit scheint, dass im Zunftzimmer eine wohlwollende Zustimmung zu dieser Aussage vorhanden ist. Dann blende ich meine Konklusion ein: **Ihr Geld.** Hoppla! Plötzlich ist auf dem einen oder anderen Gesicht ein Schmunzeln zu erkennen, erst recht, als ich auf das – mir vorgegebene! – Thema

hinweise. «Meine Herren, wie glauben Sie, sieht Sie der einfache Mann von der Strasse, in Ihren Marmorhallen am Paradeplatz? Wissen Sie es nicht oder wollen Sie die Wahrheit gar nicht erst hören?» «Weitere Zwischenbemerkung des Schreibenden: Wie gesagt, dieser Vortrag fand vor Jahren bereits statt, an Aktualität hat er noch nichts verloren, die Herren Ospel + Grübel + Wuffli + Lehman-Brothers (Gruss an die CSI!) scheinen in dieser Beziehung zeitlose Geister zu sein.»

Im Laufe des Vortrages löst sich die bewusst aufgebaute Spannung allmählich, das Eis schmilzt förmlich dahin. Zum Schluss kommt meine Empfehlung einer Bankenwerbung: **Die Schweizer Banken. Wir sprechen Ihre Sprache.** Sie, liebe Leserinnen und Leser, werden selber beurteilen können, ob das heute zutrifft.

Höhepunkt des Tages war für mich jedenfalls beim Zmittag – ich noch immer in T-Shirt und Jeans unter vielen Grauen – die ernst gemeinte Frage zweier Anwesender: «Kann man Sie für Vorträge engagieren?» Ich habe das durchaus als Kompliment aufgefasst.

«Danke, dass Sie mit SATA geflogen sind.»

“Erzähl uns etwas aus deiner Zeit bei Hotelplan!», heisst es dann und wann von unserer Tochter erstaunlicherweise, denn ansonsten interessiert es sie weniger, was Pa im beruflichen Alltag so alles anstellt. Gewisse Stories hat sie mehrfach schon gehört, kann aber noch immer bei den gleichen Passagen lachen. Kürzlich bekam die ganze Familie jedoch eine Episode zu hören, die ich noch nie erzählt hatte und die sie erschauern lassen sollte. Unter uns: Diese Story ist nichts für schwache Nerven. ☹☹

Es muss 1978 sein, als Hotelplan als erster Reiseveranstalter Europas Charterflüge nach Haiti startet, zu Zeiten da noch Jean-Claude «Baby Doc» Duvalier mit eiserner Hand regiert. Wie so üblich, werden auf diesem Erstflug Journalisten eingeladen, damit eine neue Destination auch auf den redaktionellen Seiten bekannt wird. Und selbstverständlich versuchen die Tourismusverantwortlichen eines Ferienlandes bei einer solchen Gelegenheit immer, ihre Heimat im Sonntagskleid vorzustellen. Das war auf Haiti nicht anders. Oups, beinahe hätte ich etwas vergessen: Journalisten gehören natürlich betreut, auf derartigen Reisen.

Weil eine Art Jungfernflug, offeriert die SATA allen 248 Passagieren in ihrer DC-8 auf dem Flug von Zürich via Genf nach Port-au-Prince über dem Atlantik ein Glas Champagner, wobei interessanterweise nur fünf Leuten nachgeschenkt wird, sehr zum Erstaunen aller. Den vier Journalisten und mir ist das äusserst unangenehm, aber grosse Opposition

gibt es von unserer Seite deswegen nicht. Richtig peinlich wird es nämlich erst in Port-au-Prince: Derweil 243 Reisende zu Fuss ins Terminal müssen, werden fünf Leute (richtig geraten!) mit einem silbergrauen Rolls Royce abgeholt, der unmittelbar neben dem Flugzeug wartet, der Chauffeur mit silbernem Tablett, Cüplis und weissen Handschuhen daneben stehend. Mit ihm der Tourismusminister: «Willkommen auf Haiti!». Das Nobelauto bringt uns anschliessend in einen Hotelkomplex, an dessen Name ich mich beim besten Willen nicht erinnern kann, der aber die erste Adresse des Landes ist. Entsprechend ist auch die Betreuung durchs Managements. Wünsche werden erraten oder ganz einfach von den Augen abgelesen. Die folgenden Tage werden wir landauf, landab wie Fürsten aus dem Morgenland herumgereicht, mit allem, was dazu gehört. So. Und jetzt fragen Sie sich bestimmt, weshalb diese Erzählung meine Familie erschauern lassen sollte. Ein Tipp: Lesen Sie definitiv nicht weiter, wir waren nämlich auch an einer Voodoo-Zeremonie, an einer echten, Zombies inbegriffen. Ich gebe es zu: Zum Glück hatten wir vorher einen Apéro, so dass unsere Aufnahmefähigkeit leicht gedämpft war.

Erstaunlich ist es schon einmal, wie unser Fahrer nachts – im Landrover, nicht im Rolls – auf Nebenstrassen überhaupt zum besagten Platz mitten im Urwald findet, ohne Strassenbeschilderung oder -beleuchtung. Item, nach etwas mehr als einer Stunde fahren wir auf eine helle

Stelle im Dunkeln zu. Das Licht kommt von einem Feuer und einigen Fackeln. «Pssst, seien Sie ganz still», flüstert uns der Driver zu. Als wir näher kommen, sind Männer zu sehen, die ganz offensichtlich in der Glut rumtanzen, von dumpfen Schlägen einer Trommel begleitet. Plötzlich wird es still; sechs, sieben Gestalten laufen in scheinbar geistiger Abwesenheit auf das Feuer zu, nur mit einer Art Lendenschurz bekleidet, der Körper ganz blass, grau, vermutlich mit Asche eingerieben, das Gesicht ebenso. «Lebende Leichen» geht mir durch den Kopf. «Zombies», erklärt uns der Führer knapp. Die Gestalten laufen vorbei, setzen sich etwas abseits, für uns nicht mehr gut sichtbar. Auch recht.

Die Trommeln setzen wieder ein, auf einmal erscheint ein bunt gefederter Tänzer, völlig in Trance, der Körper von unkontrollierten Bewegungen durchzuckt. Eine Anwesende bringt ihm einen Hahn und mit dem tanzt er die nächsten Minuten herum, bis zum Moment, wo er des Guggels Kopf in seinen Mund streckt

und diesen – wohl im Wahn – abbeisst. Auf weitergehende Details verzichte ich an dieser Stelle, zumal die Zeremonie damit erst richtig lanciert wird. Wir Schweizer haben es allerdings vorgezogen, wenig später den Heimweg anzutreten, wobei der Schnaps, den der Driver mit an Bord führt, eine ausgesprochen heilende Wirkung auf unsere Magennerven hat.

Apropos Magennerven: Diese werden zum Schluss der Reise noch einmal kräftig strapaziert, wenn auch nicht durch Voodoo oder Zombies oder Trance-Tänzer. Schauplatz ist auch nicht ein Urwald auf Haiti, sondern ein ganz und gar friedlicher Ort namens Genève-Cointrin: Der Pilot der SATA DC-8 setzt nämlich seine Maschine bei der Landung derart hart auf, dass wir glauben, das Fahrwerk werde demnächst den Boden zur Kabine durchbrechen. Fazit: Fahrwerk gebrochen. «Die Passagiere nach Zürich werden gebeten, das Flugzeug zu verlassen und in eine Ersatzmaschine umzusteigen. Danke, dass Sie mit SATA geflogen sind.»



Wenn Träume wahr werden: Zaiaiai...

“ **Kompromisslosigkeit hat im Skibau einen Namen: zai. Das wiederum ist Rätoromanisch und steht für zäh, Neudeutsch für «tough». In Disentis baut Simon Jacomet mit seinem Team jene Skis, die zu fahren nur wenigen Leuten vergönnt ist. Und das zieht natürlich die Aufmerksamkeit und den Neid anderer auf sich...** ”

Was tut der Porsche-Fahrer, der in die nächsthöhere Klasse aufsteigen will? Richtig, er kauft sich einen Ferrari. Und was tut der ambitionierte Skifahrer, der den Head Supershape, den Atomic Beta und den Völkl Racetiger bereits «in den Beinen» hat? Nun, er schaut sich in der Champions-League des Skibaus um, der da zai heisst (www.zai.ch). Fragen Sie mich nicht, womit ich das verdient habe, aber ich hatte das unverschämte Glück, an Ostern einige Tage den zai-«Siegju» (Romanisch für «auf und ab») fahren zu dürfen. Allein die Entgegennahme der Skis mit ihrer unverkennbaren Holz-/Metall-Oberfläche – ohne Aufschriften! – bei Annemarie Vaucher im gleichnamigen Sportgeschäft zu Niederwangen kommt viel eher einer Zeremonie denn einer Handlung gleich, zumal es sich die Chefin nicht nehmen lässt, anstelle des üblichen «Skibändeli» aus dem Hause Vaucher jenen gediegenen Bändel mit den drei Buchstaben z, a und i zu holen. Hält man den zai erstmals in der Hand, erinnert man sich unweigerlich an die Firmenphilosophie der Bündner: «zai folgt einem kompromisslosen Qualitätsanspruch mit kreativen Konstruktionskonzepten, hochwertigen Materialien und aufwändiger Fertigungstechnik.»

Wenn schon das Herumtragen der Skis ein Glücksgefühl vermittelt, wie wird erst das Fahren sein? Und ersparen Sie sich die Frage: Nein! Ich habe die zai nicht mit ins Schlafzimmer mitgenommen, wie von Beat Sigel in seiner Karikatur vermutet (aber beim Pausieren mit auf die Sonnenterrasse, damit sie nicht geklaut werden).

Da sich meine normale Skiausrüstung im Wallis befindet, schaue ich am Karfreitag bei David Hitter vom Sportgeschäft «Virage» in Vercorin vorbei, um mir die Bindungen korrekt einstellen zu lassen. David traut seinen Augen nicht: «Wie hast du das jetzt wieder geschafft, solche Skis zu Testzwecken zu erhalten?» Selbstverständlich wollen auch alle Mitarbeitenden einen Blick auf die zai werfen. Streicheln erlaubt. Dann geht es ab zur Gondel. Fünf Minuten Wartezeit. Weil man mich nun selbst mit Helm und Sonnenbrille unmöglich mit dem Herrn aus der Nespresso-Werbung oder mit dem Mann von Angelina Jolie verwechseln kann, ich aber dennoch von einigen Yuppies bemustert werde, ist anzunehmen, dass die Mannen wissen, was Sache ist. Jaja, nun möchten Sie endlich wissen, wie der «Siegju» zu fahren ist. Nun denn.

Die erste Stunde geht vermutlich unters Kapitel «Abtasten», hüben und drüben. Ein eigenwilliges Kerlchen scheint er zu sein, der «Siegju», aber je länger der Tag dauert, desto mehr gesellt sich Gleich zu Gleich. Da kein Physiker oder Ingenieur, kann ich die Konstruktion als solches



nicht würdigen, dass aber eine Unmenge an Wissen hinter den drei Buchstaben steckt, das ist unbestritten. Lassen wir es also bei der Beschreibung der Fahreigenschaften bewenden: Was mir bereits nach einigen hundert Metern auffällt, das ist der Speed, den der «Siegju» entwickelt, sobald er Druck verspürt (was bei meinem dreistelligen Körpergewicht rasch möglich ist). Diese Geschwindigkeit zeigt sich vor allem auf flachen Stücken, wo eigentliche Gleitfähigkeiten gefragt sind. Locker komme ich an den übrigen Markenskis vorbei, verklemme mir aber ein «Winke, winke» oder ein fröhliches «Zaionara!» beim Vorbeifahren. Die Spuretreue und die Laufruhe der Skis auch bei hoher Geschwindigkeit (meine Frau und ich waren zweimal bereits um 09:00 Uhr auf den Pisten, für eine halbe Stunde jeweils allein, so dass man die zai im Gelände voll ausfahren konnte) ist schlicht phänomenal und im Steilhang hat man beim Kurzschwingen eher

das Gefühl, dass man den halben Hang ins Tal hinunterstossen könnte, als dass die Kanten ihren Dienst versagen würden. Erst nach einigen Tagen – und das ist das wirklich Begeisternde am «Siegju» – wird man sich der Qualität und des Unterschiedes zu Top-Skis anderer Marken bewusst: Der «Siegju» ist auf allen Unterlagen und in allen Fahrsituationen Extra-Klasse. Punkt.

Ob ich mir jetzt einen «Siegju» kaufen werde? Nein, denn das wäre zu... profan. Aber ich werde mir einen zu Weihnachten regelrecht ersparen und auf einige andere Sächeli im Verlauf des Jahres bewusst verzichten.



Kennen Sie Bulgur und Agar-Agar?

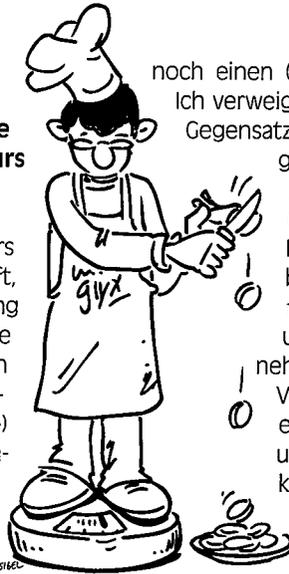
“ Ich bin wieder einmal leicht (...) übergewichtig, die Zeit für einen Ernährungskurs also gekommen. ”

Falsch. Die Motivation für den Kurs kam nicht aus innerlicher Vernunft, sondern aus äusserlichem Zwang heraus. Konkret: Meine Familie meinte, ich solle jetzt endlich etwas gegen/für meine Essgewohnheiten («Guet bis gnueng») unternehmen. Und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen: Meine Familie zeigte mir im Vorfeld regelmässig auf, wie so ein Kurs beginnt: Man sitzt im Kreis.

«Und das dort, das ist Thomas. Thomas hat ein Problem. Mit seinem Gewicht. Mit seinem... Üüüübergewicht. Was wollen wir Thomas raten?» Meine Frau und unsere Kinder kugelten sich beim Erzählen immer vor Lachen. Haha, eso luschtig.

Zwei Stunden vor Kursbeginn schaue ich in den Unterlagen der Klubschule nach, wo «Abnehmen mit Glyx» überhaupt stattfindet. Alles klar. Moment! Was stand da auch noch? «Bitte Schürze und Vorratsdose mitnehmen.» Toll, und woher nehmen? Zum Glück gibt's im Shoppy ein Migros-Restaurant. Ich zu Reto Maibach, mit ein paar erklärenden Worten. «Kein Problem, Herr Bornhauser, möchten Sie auch eine Kochmütze?» – «Nein, danke, das ist ein theoretischer Kurs, kein Kochkurs.»

Innenstadt. Kursbeginn in 10 Minuten. Soll ich mir in der Migros Marktgasse



noch einen (letzten) Hotdog posten? Ich verweigere den Umsatz, ganz im Gegensatz zu Helen, die mit einem gluschtigen Sandwich einmarschiert. Verräterin. Oder im falschen Kurs. Einige Augenblicke später begrüsst Christine die fünf Kursteilnehmerinnen und den einzigen Kursteilnehmer. Sie erklärt uns den Verlauf des Abends und erzählt davon, dass wir unser 4-Gang-Menü selber kochen werden. Hä? Davon stand aber nichts in der Ausschreibung.

Wir können wählen, was wir kochen wollen. Als es um die Crostini zur Vorspeise und den Blattsalat zum Hauptgang geht, hebe ich rassig die Hand. Nach ein paar Ausführungen zum glykämischen Index geht es ab in die Küche. Und davon habe ich etwa so viel Ahnung wie eine Simmentalerkuh vom Klavierspielen, nämlich gar keine. Immerhin: Wie man ein Pariserbrot in ca. 1 cm dicke Scheiben schneidet, das weiss ich. Auch das Öffnen des bereitgestellten Glases mit winzigen Champignons ist keine grosse Herausforderung. Die kommt erst beim «Schneiden der Frühlingszwiebel», die eher wie ein Lauchstengel aussieht. Gerade als ich die Zwiebelknolle vom grünen Stengel trennen will, kommt die Intervention von Christine: «Du kannst gut die Hälfte des Stengels fein mitschneiden.» Aha. Also tue ich

wie befohlen – und schneide mir nach schätzungsweise 12,4 Sekunden prompt in den linken Zeigefinger. Als auch dieses kleine Malheur überwunden ist, mache ich mich daran, die Teile des nicht mehr benötigten Stengels in den Abfall zu werfen, denn was Ordnung in der Küche ist, das habe ich hingegen gelernt. «Halt! Was machst du da?», halt es durch die Küche, durch Mark und durch Bein. Jesses! Habe ich etwa unbewusst eine Alarmanlage aktiviert, wie drei Tage zuvor im Piemont beim Weingut von Luca und Mario Vietti? (Übrigens sehen die Crostini dort viel feiner aus als meine Pilz-Zwiebel-Peterli-Konstruktion, aber das nur nebenbei.) Fehlalarm, wegen des Alarms. Grund des Aufschreis war einzig der Umstand, dass ich den Rest-Stengel in den «gewöhnlichen» Abfall, nicht in den Grünabfall werfen wollte. Eine Stunde später mache ich es nochmals falsch, weil ich Salatreste mit Essig/Öl ins Grünzeug entsorgen will. Soll noch einer drauskommen.

Nach den gesunden Crostini und einer megafeinen (...)

Kichererbsen-Broccoli-suppe
schreiten
wir zur Haupt-
speise: Gebratene Pouletbrust
mit Bulgur (was cheibis
isch das äch itz wider?).
Helen und ich rüsten die
Salatblätter und zerkleinern
sie in «mundgerechte
Stücke». Mir scheint, als ob
Helen etwas unsorgfältig
schafft, denn ab und zu
fällt ein Blatt neben ihre

Schüssel. Also nehme ich die Dinger und werfe sie zu mir rein. «Wo sind eigentlich die Blätter, die nicht essbar sind?», will sie plötzlich von mir wissen. Ich erröte. Apropos Salat, resp. Sauce: Olivenöl, Aceto bianco, Magerjoghurt, Salz und Pfeffer. That's it. Nichts von Thomy-Mayonnaise, nichts von Nidle, nichts von Crème fraîche. Und nach den Weingläsern zu fragen, das wage ich gar nicht erst.

Immerhin verspricht das Dessert einen versöhnlichen Abschluss: Erdbeeren in Grapefruit-Gelee. Und wer nun denkt, der Gelee werde mit süsser Gelatine hergestellt, der/die irrt: Agar-Agar ist angesagt. Schmeckt, wie es tönt. So ist es echt keine Kunst, Gewicht zu verlieren. Wer nun aber glaubt, der Kurs sei für die Katze oder für die Füchse, der/die irrt nochmals. Ich freue mich jedenfalls auf die beiden weiteren Abende, und sei es bloss darum, dass mich die Episoden in der Küche daran erinnern, dass ich in der 9. Klasse (erste Stunde «Kochen für Buben») die Händöpfel für die Suppe roh durchs Pas-

sevite drehen wollte. Oder auch daran, dass ich vier Jahre später – mittlerweile als Single in einem Studio wohnend – eine Raviolibüchse aus Bischofszell aus dem heissen Wasser genommen habe, ohne darauf zu achten, dass der Deckel ob dem Innendruck völlig gewölbt war und ich nach dem Zusteichen mit dem Büchsenöffner das Zimmer neu streichen lassen musste.



Wir beantragen eine M-Budget MasterCard.

“ Die Migros bietet seit einigen Monaten die M-Budget-Kreditkarte an, bei der die Jahresgebühr entfällt. Kommt hinzu, dass sie seit ihrer Einführung bei Vergleichen neutraler Stellen (K-Tipp, Saldo) immer sehr gut abschneidet. ”

Meine Kurzgeschichten entsprechen immer der Wahrheit, ausser es stehe ausdrücklich etwas anderes geschrieben. Und deshalb werde ich auch heute nicht den hellblauen oder rosaroten Farbkübel hervorheben, obwohl das, was in den ersten Wochen nach der Einführung der M-Budget MasterCard abging, für die Migros alles andere als schmeichelhaft war (obwohl einzig das federführende Geldinstitut dafür verantwortlich war). Schwanzfeder der Sache: Sogar Top-Shots aus der Migros wurden zu Beginn die Anträge auf eine M-Budget MasterCard nach Wochen des Wartens abgelehnt, weil offensichtlich nur oberflächlich geprüft. Friede, Freude, Eierkuchen.

Wie auch immer: Die Sache hat sich eingependelt und zur Ehrenrettung der Bank darf gesagt werden, dass die Flut von Anträgen selbst die optimistischsten Voraussagen zur Makulatur haben bekommen lassen. Kurz: Der Erfolg ist gigantös. Zeit also, selber eine M-Budget MasterCard zu beantragen. Das passiert völlig unbeabsichtigt an einem Samstagmorgen im Shoppyland, weil dort ein Info-Stand steht (zudem erhalten Antragsteller einige Gütterli M-Budget Energy Drink als «Merci!» spendiert, was wiederum unsere Tochter und unseren Sohn erfreuen wird). Beim Ausfüllen des Antragsformulars bemerke ich auf der



Schreibunterlage, dass dort ein etwas älterer Preisvergleich aus dem K-Tipp zu lesen ist, wo die Migros-Karte gut abschneidet, zusammen mit einer anderen Kreditkarte. «Vor einigen Tagen hat «Saldo» einen Vergleich veröffentlicht, der zeigt, dass im Ausland die M-Budget MasterCard allein an der Spitze ist, haben Sie den Test gesehen? Das wäre doch auch ein zusätzliches Verkaufsargument!», bekommen die beiden Berater zu Gehör. Achselzucken. «Ich arbeite hier im Shoppy, soll ich Ihnen davon eine Kopie machen?» Achselzucken zum Zweiten (ich bringe den Artikel dennoch vorbei).

«An sich bräuchten wir die Fotokopie eines offiziellen Ausweises, aber unser Fotokopierer ist defekt, das geht in diesem Fall sicher auch ohne, auch für Ihre Frau», heisst es zuvorkommenderweise. Weniger zuvorkommend zeigt sich die Zentrale, denn 14 Tage später erhalte ich die Aufforderung, die Kopie eines offiziellen Ausweises einzusenden, damit man meinen Antrag bearbeiten kann. Von jenem meiner Frau ist nicht die Schreibe. Parallel zu dieser Wartezeit erkundige ich mich – von Berufes wegen – beim Bankinstitut, wer denn für die Rekrutierung der Verkaufsförderer zuständig ist. Als nach einer Woche noch keine Antwort da ist, telefoniere ich nach Zürich. Dort beginnt die übliche Zeremonie, wie sie bei Callcenters üblich ist: Je nach Sprache und Anliegen drückt man verschiedene Tasten, um dann zu vernehmen, dass das Gespräch zu Schulungszwecken aufgenommen werden könnte. Ist bei mir nicht möglich, weil laut Tonband immer alle Mitarbeiter als «noch immer besetzt» gelten. Also hänge ich auf, wiederhole dafür meine E-Mail. Tags darauf die Antwort: «Entschuldigen Sie mein Schweigen, ich war im Ausland. Nun, vielen Dank für diese wirklich sehr gute Frage. Ich habe sofort Kontakt zur verantwortlichen Person für die Schulung bei uns aufgenommen. Ich erwarte noch heute Nachmittag eine Antwort.» Als vier Tage später noch immer keine Reaktion da ist, hake ich nach. Resultat: «Ich wollte Sie eigentlich anrufen, aber ich kenne Ihre Nummer nicht. Ich konnte ausfindig machen, dass diese Promo-Personen von der Migros rekrutiert werden. Die Mitteilung bezüglich «Saldo» wurde den Personen gemacht, so viel konnte ich herausbringen.»

Wie sich nach weiteren Recherchen meinerseits zeigt, ist nicht «die Migros» für die Rekrutierung zuständig, sondern eine aussenstehende Agentur. Weil ich dort niemanden kenne, frage ich bei einer Kollegin in unserer Konzernzentrale nach einer Kontaktadresse. Die Antwort erfolgt umgehend per E-Mail: «Ich sollte noch Details wissen, ruf mich an, auf 079 234 56 78*», was ich umgehend tue. Dort läuft die Combox mit der 08/15-Stimme. Um keine Zeit zu verlieren, checke ich husch, ob die angewählte Nummer auch mit der mir angegebenen übereinstimmt. Das ist der Fall. Zwei Minuten später kommt der Anruf einer mir Unbekannten: «Du hast soeben auf meine Combox gesprochen, aber ich weiss nicht, wer du bist.» Wie sich herausstellt, hat mir meine Bekannte in der Konzernzentrale per Irrtum irrtümlicherweise eine falsche Nummer angegeben, 56 statt 65. Super. Mister Murphy lässt grüsen.

Einige Tage später erhalte ich drei Couverts der Bank: Eine Info zur Karte, den vertraulichen Pincode und die Karte selber. Ende gut, alles gut? Ja, schon. Bleibt bloss noch die Frage, weshalb der Antrag auf eine Zweitkarte für meine Frau kommentarlos durchgestrichen ist.

«Herr Küffer, ich bitte Sie, mich nicht zu unterschätzen.»

“ Der Ruf meiner Unkenntnis im Bereich des Technischen eilt mir voraus, völlig zu Recht. Dann und wann gebe ich jedoch alles. ”

Die Bilanz-Medienkonferenz der Migros Aare fand 2007 nicht in einem Hightech-Konferenzzimmer statt, sondern im Geräte- und Maschinenschuppen der Bio-Bauernfamilie Maurer in Diessbach, die uns mit «Aus der Region. Für die Region.»-Bio-Produkten beliefert. Und obwohl wir absichtlich alles im normalen Zustand belassen wollten (Informationen eines 3,2-Milliarden-Unternehmens also zwischen Traktoren, Anhängern, Töffli und allerlei Handwerklichem): Eine anständige Leinwand musste dennoch her, zur Präsentation der (hervorragenden) Abschlusszahlen 2006. «Ich kümmer mich darum», sage ich etwas gar fahrlässig zu Frau Maurer bei einer Vorbesichtigung.

Zurück im Büro. Ich frage bei der Informatik nach, bei der Ausbildung, im Personellen, im Shoppy, im Betrieb. Zwar haben alle eine 08/15-Leinwand zum Ausziehen, aber mit 120 x 120 cm macht so ein Ding in diesem besonderen Fall wirklich keine besondere Falle. Frau Kollegin Streun jedoch weiss Rat – und organisiert eine Miet-Leinwand bei Kilchenmann, «zirka 310 x 220 cm». Wunderbar. Danke, Dora. Vorausblickend wie ich bin, stelle ich bei den Kollegen vom Transportbüro sicher, dass der bereits für diesen Tag reservierte Geschäftswagen ein Modell ist, wo man eine 310 cm lange Leinwand transportieren kann, notfalls mit geöffnetem Kofferraum und gelbem oder rotem Fähnli als Abschluss. «Gou-

verner, c'est prévu» hat ein Franzose mal gesagt, Regieren heisst Voraussehen. Gross ist allerdings mein Erstaunen, als ein paar Tage später Herr Küffer von Kilchenmann aus Chäsitz mit einer Transportkiste daherkommt. Ich vermute darin den Sockel für die Leinwand.

«Und wo ist die Leinwand?» – «Da drin, zusammengefaltet, mit den notwendigen Leichtmetall-Elementen und einer Beschreibung, wie die Leinwand montiert wird. Es ist ganz einfach. Würden Sie mir die Empfangsbestätigung unterschreiben?» – «Moment, Herr Küffer, Moment... Das geht mir ein bisschen zu schnell. WAS genau ist in dieser Kiste?» Herr Küffer erklärt mir alles noch einmal: Die zusammengefaltete Leinwand samt Montageanleitung, die zusammensteckbaren Elemente für den Rahmen, woran die Leinwand mit Druckknöpfen befestigt wird, die beiden aufklappbaren Stützen links und rechts, die zur Befestigung notwendigen sechs Schrauben. Ich bitte darum, die Kiste zu öffnen und mir eine Kurz-Demo zu geben. Herr Küffer wundert sich: «Herr Bornhauser, das ist wirklich ganz einfach, da können Sie gar nichts falsch machen.» Ich bitte Herrn Küffer, mich ja nicht zu unterschätzen.

Ziemlich genau 24 Stunden später stehe ich im Geräteschuppen bei Maurers, am Vortag der Medienkonferenz. Und mit mir die Kiste. Die Hilfestellung von David Maurer bei der Montage habe ich ausdrücklich abgelehnt, denn die Zeit scheint gekommen, um mir selber etwas zu



beweisen. Zurück aber zur Kiste: Das Öffnen gelingt auf Anhieb. Weil ich mir fest vorgenommen habe, nicht in Panik auszubrechen, lege ich Stück für Stück auf den Boden parat: Eckelement rechts oben, Eckelement links unten, Verlängerungselement oben, Stütze links, Leinwand an sich undsoweiterundsofort. Das Zusammenstecken des Rahmens erweist sich als bubieifach. So. Und jetzt? Irgendwie müsste das Ding ja in die Höhe. Nach nur mässigem Gefluce und kaum erwähnenswerten Schweissperlen liegen Rahmen und Stützen montiert am Boden. Die Leinwand jetzt schon aufknüpfen? Nein, zuerst muss sichergestellt werden, dass meine Konstruktion allen physikalischen Gesetzen standhält und sich aufstellen lässt, ohne dass sie in sich zusammenbricht und die Leinwand kaputt geht.

Wie aber stelle ich das Gerüst ohne fremde Hilfe auf? Just in diesem Moment kommt ein SMS meiner Bürokollegin Jacqueline Mendl: «Na, Meister, wie läuft's?» (Im Nachhinein erst werde ich erfahren, dass sich unser Büro – Migros-Aare-Boss Beat Zahnd inklusive – gegenseitig verbal anscheinend überboten hat bei den vermuteten Schilderungen, wie die Leinwand mit dem Bornhauser wohl fertig wird. Haha, sehr lustig, wirklich.) Um Sie nicht zu langweilen und aus Platzgründen verzichte ich darauf, Ihnen die Aufstellzeremonie zu beschreiben, obwohl das allein eine Kurzgeschichte wert wäre. Auf alle Fälle steht das Ding zum Schluss. Schade bloss, dass die Leinwand noch nicht platziert ist. Heisst also: Runterklappen, die Leinwand aufknüpfen und alles wieder von vorne. Nach schlappen 30 Minuten ist auch das geschafft. Ich auch.

PS: Auf meiner Visitenkarte steht «HNVT». Ich werde sie ergänzen, mit «KLM». Als Abkürzung für «Kann Leinwand Montieren.»



Meerrohrrohrlein für eine Million Euro.

“ Jede Wette: Sie haben sich in der Fantasie bestimmt auch schon einmal als Millionär bei Günter Jauch gesehen. Hier meine Version. ”

Kürzlich ging es bei der 125'000-Euro-Frage um jene Rockgruppe, deren Musik bei den CSI-TV-Sendungen als Erkennungsmelodie dient. Die Rolling Stones waren aufgeführt, Greatful Dead, The Who und Police. Wäre ich Herrn Jauch gegenüber gesessen, so hätte er lediglich ein «Don't get fooled again» entgegengeschmunzelt erhalten, die Titelmelodie von «CSI Miami». «Wie bitte?», hätte seine logische Gegenfrage gelaute. Und über den Umstand, dass wir beide uns nicht hochnehmen lassen sollten (don't get fooled again), wäre es – The Who sei Dank – in die drittletzte Runde gegangen. Doch schön der Reihe nach.

Auftakt zum Millionencoup: 4,66 Sekunden meines Lebens (0,03 Sekunden weniger als bei einem anderen Kandidaten) hätten ausgereicht, um Platz auf dem heißen Stuhl nehmen zu können. «Ordnen Sie diese Städte von Norden nach Süden» wären Helsinki, Oslo, Stockholm und Kopenhagen gewesen. Nach einem kurzen Vorstellen des Kandidaten und seiner Begleiterin – meiner Frau – werden die ersten fünf Warm-up-Fragen subito beantwortet, denn der Haifisch, der hat «Zähne», einen Gleichgültigen lässt man «links» liegen, und eine bekannte Ladenkette heisst «Aldi» (nicht Oldie) undsoweiterundsofort. Herr Jauch: «Herr Bornhauser, damit wären 500 Euro unter Dach und Fach.» Dank des aufleuchtenden «KLATSCHEN!» an der Anzei-



Meerrohrrohrlein

getafel ist vom Publikum warmer Applaus zu hören, Monika schmunzelt erwartungsvoll in die Kamera, das €-Zeichen in den Pupillen. Erster kurzer Smalltalk zu meinem Beruf. Blabla. Dann geht es um 1000 Euro: «Wer schrieb die Kleine Nachtmusik? Chopin, Schubert, Händel oder Mozart?» Blackout. Was ich vom Fauteuil aus locker gewusst hätte, erweist sich als vermeintliche Fangfrage. War es denn überhaupt einer der vier Genannten? Das Publikum muss sich bemühen und entscheidet sich mit 94% für Mozart. Ich bedanke mich artig. Die 2'000-Euro-Frage beantworte ich noch vor dem Aufleuchten der vier möglichen Antworten, worauf mich Jauch glatt in die unsympathische Nähe eines Besserwisser rückt. Seich.

«Darf ich um ein Glas Wasser bitten?» soll den Moderator auf andere Gedanken und mich wieder auf den Boden bringen. 4'000 Euro: «Wie heisst der Ort am 38. Breitengrad, der die beiden Korea trennt? Lambarene, Panmunjom, Sapporo oder Hanoi?» Ich versuche es mit dem Ausschussverfahren: Schweitzer, Russi und Ho Chi Min. Korrekt. 8'000 Euro: «Wer hat den Bestseller 'Der Alchimist' geschrieben?» Gute Frage. Wissen Sie es? Ich nicht mit Sicherheit. Mit breitem Grinsen orakelt Jauch den zweiten Joker herbei. Bei noch zwei verbleibenden Namen zocke ich und habe Glück. Die erste Rettungsschwelle naht, mit der 16'000-Euro-Frage, deren Beantwortung durch Werbung interruptiert wird. Monika macht einen gequälten Eindruck.

Für Statistiker: Die 16'000-Euro-Frage wird mit «Machiavelli» richtig beantwortet. Die nächste Hürde ist ein reiner Glücksfall, denn die 32'000 Euro kommen auf Konto sicher zur Migrosbank: Weil Daniel Libeskind das Freizeit- und Einkaufszentrum Westside im Westen von Bern nach dem Film «The Big Store» der Marx-Brothers konzipiert hat, weiss ich per Zufall die Namen des vierten und fünften Bruders neben Groucho, Harpo und Chico, nämlich «Gummo + Zeppo». Aber jetzt geht es endgültig um die big points. «Wodurch kam UNO-Generalsekretär Dag Hammarskjöld ums Leben? Durch einen Auto-unfall, durch ein Attentat, durch einen Flugzeugabsturz oder starb er eines natürlichen Todes?» Das Langzeitgedächtnis, noch ziemlich das Einzige, das bei mir einwandfrei funktioniert (...), rettet mich zu den Who, wie Sie bereits wissen.

Noch drei Fragen zur Million. «Was versteht man unter einem Hedge Fund?»

Bahnhof. Endstation. Endstation? Nein, da gibt es doch noch drei Telefonjoker: Matthias Mast, Peter Everts und mein Vater. Peter E. kommt zum Zug und sorgt spielend für 250'000 Euro. Jetzt darf ich bloss nicht vergessen, meinem ehemaligen Chef morgen eine gute Kiste Roten bei Denner zu posten. Die halbe Million präsentiert sich wie folgt: «Wer überreichte Walt Disney den Oscar für Schneewittchen? Judy Garland, Marlene Dietrich, Shirley Temple oder Greta Garbo?» – «Das war Shirley Temple, 1939. Zum normalen Academy Award gab es auch sieben kleine Oscars, die die sieben Zwerge symbolisierten.» Herr Jauch fällt schier vom Sessel. «Woher wollen Sie das denn wissen? Sie waren ja nicht dabei...» Unüberhörbares Schmunzeln im Publikum. «Walt Disney ist mein Spezialgebiet, was möchten Sie zu Walt Disney wissen?» Weil eine Verunsicherung unmöglich ist, unterhalten wir uns über Mortimer Mouse, wie Mickey ursprünglich hätte heissen sollen. Monika strahlt.

Die Million. «Womit bringt man den Namen Stolze Schrey in Verbindung? Mit Architektur, mit Motorenbau, mit Polarforschung oder mit Stenographie?» Herr Jauch will sein Vis-à-vis schwitzen sehen, also nehme ich ein Glas Wasser. «Auch Ihr Spezialgebiet?» Ich antworte stumm und zeichne mit dem Zeigefinger der rechten Hand kleine Kreise in die Luft. «Von der Gehörlosensprache ist hier aber nicht die Rede...», meint Herr Jauch. Lachen im Publikum. «Meerrohrröhrlein.» – «Wie bitte, Meerrohrröhrlein?» – «Ja, genau. Diese kleinen niedlichen Kreise lesen sich in der Stenographie als Meerrohrröhrlein.» Jetzt fällt nicht Herr Jauch vom Stuhl, sondern meine Frau. Und die kleinen Kreise lösen sich ebenso in Luft auf wie die Million Euro. Träumen kann so schön sein.

Wie man(n) zum Star in der Familie wird.

“ Vieles mache ich nach Gefühl, meistens mit dem richtigen. Seit Ende Januar ist die Liste der Ausnahmen jedoch um ein Intermezzo reicher. ”

Donnerstagabend, unsere Tochter ist über ihren Brüetsch wütend: «Hesch bim Dusche alles warme Wasser müesse bruche, du Egoischt?!» Pädu kann seiner Schwoscht nicht folgen: «Spinnsch?» Minuten später die Feststellung von Frau und Mutter: «Ich glaube, wir haben kein Heizöl mehr...» Das wiederum ist unmöglich, denn einige Tage zuvor habe ich die Kunststoffwanne von oben nach unten abgeklopft und weitsichtig Heizöl bestellt, weil der Tank wohl zu drei Vierteln leer ist (die Tankanzeige steht seit Jahren auf «0» und ist deshalb kein Gradmesser).

«Nein, es eilt nicht», teile ich deshalb Hugo Wichtermann mit, der uns seit 22 Jahren das Heizöl bei Migrol bestellt. Item. So wie es aussieht, hat meine Frau recht. Dummerweise. Auch die unterste Wanne antwortet auf Klopfzeichen plötzlich auf hohle Weise, der Brenner tut nicht mehr und die beiden Temperaturanzeigen auf dem Heizkessel geben noch gerade mal 10 Grad an. Wunderbar.

Noch bevor jemand die Frage nach dem «Wie soll ich denn morgen duschen?» stellt, werde ich selber geduscht, eiskalt, verbal. Details erspare ich uns allen. Dieses winterliche Gewitter geht aber erstaunlich schnell

vorbei und wird mit der Feststellung im Sinne einer boshaften Bemerkung beendet, dass «Pa morgen unter der kalten Dusche immerhin nicht lange darüber nachdenken wird, woran er denken muss, im Büro». Haha. Merke: Wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen.



Mir ist die Sache total peinlich, weniger der Familie wegen (...) – schliesslich hat mich in der Verlegung der Funker-RS 1970 auch niemand gefragt, ob ich im schneebedeckten Saanen gerne kalt dusche –, als vielmehr Hugo Wichter mann gegenüber. Ich schreibe ihm noch am selben Abend von zu Hause aus eine entsprechende E-Mail, so im Sinne von «Mea culpa» und «Mein lieber und zu jeder Zeit hochgeschätzter Hugo! Wäre es allenfalls möglicherweise eventuell und unter Umständen denkbar, die Lieferung bereits auf nächsten Montag vorzuziehen? Für Freitag wird das wohl unmöglich sein, nicht wahr?» Am nächsten Morgen fühle ich mich unter der Dusche tatsächlich wie anno dazumal in Saanen. Nun, Sie wissen ja, weshalb...

Nie ist die Solidarität unter Kollegen so gross, wie wenn einer in der Klemme steckt und Hilfe benötigt. Schwager André steuert selbstlos gerne «es Chännli Öl» bei, Jean-Luc offeriert seine «warme ☺ Dusche» samt einem warmen Tee, Christian schreibt öppis von «zur not würde es in der heizung wohl auch diesel tun. er ist jedoch ziemlich teurer, drum verwenden die bauern auch immer heizöl», Peter äussert sein tief empfundenes Beileid mit einem kollegialen Schulterklopfen, «Bo, du wirst es überleben, es gibt Schlimmeres». Womit er erst noch recht hat. Derweil reissen sich Angela Müller und Antoinette Mathys bei Migrol echt zwei Beine aus, um mir aus der Patsche zu helfen (*das sy öppe no würklechi* Kollegin, liebi Kollege!), was ihnen dann auch gelingt, mit der Mitteilung, dass man das Heizöl am Montag zwischen 07:00 und 09:00 anliefern wird.

Antoinette Mathys geht noch den berühmten Schritt weiter, am Freitagmorgen: «Herr Bornhauser, sind Sie technisch begabt?» Ha! Und nochmals: Ha! Wenn Frau Mathys wüsste. Immerhin gebe ich mich interessiert: «Nein, nicht wirklich. Aber weshalb fragen Sie?» – «Herr Bornhauser, es bestünde die Möglichkeit, dass Sie einen Kanister mit 20 Liter Diesel füllen...», (siehe Bemerkung von Christian) «...dann gibt es die Möglichkeit, dass Sie beim Brenner nach dem Schauglas den kürzeren von zwei Schläuchen in den Kanister stecken, um das Wochenende zu überbrücken.» Allein schon die Vorstellung, was ich da alles falsch machen und die halbe Siedlung in die Luft jagen könnte, lässt den gut gemeinten Plan fallen. «Danke, Frau Mathys, wir frieren lieber.»

Zwischenzeitlich beginnt sich die Familie zu organisieren, duscht bei unseren Nachbarn, den Mayers (Merci, Susanne, danke, René!), derweil ich das «Saanen-Programm» zelebriere. Aber wenn ich ganz ehrlich bin, muss ich Ihnen etwas gestehen: Gefroren haben übers Weekend eigentlich nur Schwoscht und Brüetsch, weil Vater und Mutter ab Freitag- bis Sonntagabend in Vercorin abwesend waren. Und dort gab es eine herrlich funktionierende Heizung. Warmes Duschwasser inklusive.

Ein Indoor Cycle als Energiequelle fürs Solbad?

“ Einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul. Was aber, wenn man(n) auf Kosten der eigenen Arbeitgeberin ein professionelles Fitnessprogramm absolvieren kann? ”

Unter dem Slogan «Zwäg u zfridel!» konnten sich alle 12'000 Mitarbeitenden der Migros Aare auf Kosten ihrer Brötchengeberin für ein Fitnessprogramm anmelden, sofern sie denn die Motivation dazu hatten. Und so kam es, dass ich – als erster Mitarbeitender überhaupt, vermutlich im Sinne des Versuchskaninchens – erstmals ein Fitnesszentrum betreten habe, sozusagen zur körperlichen Bestandaufnahme. Es ehrte mich ja dabei, dass mich mein Kollege und «Mister Sport» bei der Migros Aare himself, Martin Schläppi, zum Check-up begleitete, aber eine hübsche Sportinstruktorin wäre mir ehrlich gesagt lieber gewesen, denn welcher Mann bekäme bei Ausdauer- oder Beweglichkeitschecks nicht den ultimativen Kick, so noch einen «draufzulegen», wenn er schwitzend auf dem Trainingsvelo hockt. Aber vielleicht ist es ja besser so, denn eine Eintrittsmusterung muss ja nicht gleich mit einem Kreislaufkollaps oder im Herzinfarkt enden. Sygse so.

Fitnesszentrum Time-Out in Ostermündigen. Punkt 08:00 Uhr werden die Türen geöffnet, worauf Sekunden später eine Welle von Fitnessbewussten ins Zentrum strömt, auf dass sie sofort auf ihren Lieblingsgeräten trainieren können. Um 08:07 Uhr sind es noch vornehmlich Pensionierte und Hausfrauen, die da «an Ort» rumlaufen, rumrennen und vor sich her-

schwitzen. Viele haben den MP3 im Ohr, andere wiederum lesen in einem Heftli oder in einem Buch, praktisch alle haben sie ein isotonisches Getränk griffbereit. Was diese Fitnessbewussten wohl von mir denken, der ich – absichtlich... – im Broncos-Security-T-Shirt in der Gegend herumstehe, derweil Tinu die Messgeräte parat macht. «So... du könntest jetzt auf die Waage kommen», lädt er zum ersten masochistischen Kapitel, denn, dass ich mit (wie sich herausstellen wird) 114,6 Kilogramm eigentlich 247cm gross sein müsste, um einen idealen Body-Mass-Index (BMI) von 22 zu haben, das weiss ich selber. Die Tanita-Körperanalysewaage ist umbarmherzig: BMI 30,4, was Fachleute als «mässiges Übergewicht» bezeichnen.

Der Streifen, den Tanita auswirft, wirft bei mir mehr Fragen als Erkenntnisse auf. So weist mein linkes Bein laut Computermessung einen höheren Fettanteil als das rechte auf, obwohl links mein Stand- und Sprungbein ist. Die «Impedanz» meines linken Arms ist mit 254 ... höher als rechts mit 247, obwohl Rechts-händer. Was mir hingegen einleuchtet: Der Fettanteil ist am höchsten am «Rumpf». Jaja, lachen Sie bloss...

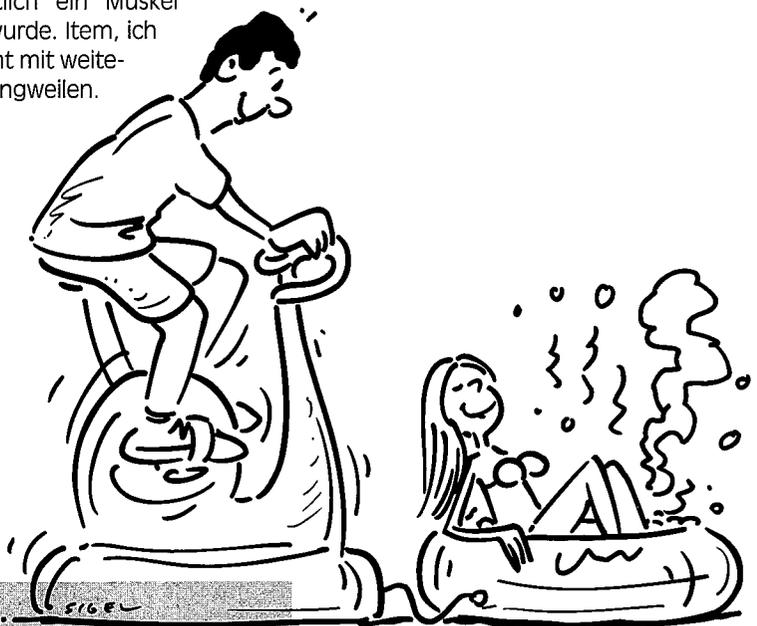
Nach Messen des Blutdrucks und der Herzfrequenz geht es aufs Velo, resp. auf den Hometrainer, resp. auf den Ergometer, resp. aufs Indoor Cycle, wie diese Hightech-Maschine genannt wird. Nachdem ich der Körper- und Schuhgrösse wegen so ziemlich alles verstellt habe,



geht es bei den beiden (!) zugeschalteten Polar-Tachos darum, festzustellen, bei welchem Tretwiderstand (in Watt gemessen) mein Herz mit 130 Umdrehungen pro Minute schlägt. Erst nach ungefähr einer Viertelstunde erreiche ich das optimale Drehmoment, zum Erstaunen des Herrn Schläppi, der wohl vermutet hat, ich würde das Handtuch viel eher werfen. Ätsch. Apropos Handtuch: Das brauche ich jetzt, weil doch ziemlich verschwitzt. Und wenn wir schon dabei sind, Martin König, als Chef des Time-Out: Weshalb nutzen Sie das Indoor Cycle während der Tests nicht zur Energiegewinnung, zum Beispiel im Solbad? Liesse sich bestimmt ins Minergie-Label integrieren.

Als Nächstes stehen Bauch- und Rückenmuskulatur auf dem Prüfstand, gefolgt von Beweglichkeitstests. Bei einer dieser Übungen erreiche ich trotz einem kleinen Energieschub nicht die Maximumpunktzahl, die Übung bleibt mir aber noch Tage danach in Erinnerung, weil vermutlich ein Muskel überdehnt wurde. Item, ich will Sie ja nicht mit weiteren Details langweilen.

Sinn und Zweck dieses Tests ist es, das biologische Alter zu bestimmen. Es gilt: Je fitter, desto jung. Dieser Check wird nach fünf Wochen mit den gleichen Anforderungen an den gleichen Geräten vom gleichen Trainer wiederholt, dazwischen liegt ein persönlicher Trainingsplan, der dazu führen soll, dass man innert nur 35 Tagen um Jahre jünger wird. Das Geniale daran: Je unsportlicher jemand zu Beginn ist, umso jünger wird er/sie innert fünf Wochen. Wow! Wenn das keine Motivation ist! Und nun möchten Sie bestimmt wissen, was der Computer nach der Eingabe aller meiner Daten herausgefunden hat. Ich verrate es Ihnen: Biologisch gesehen bin ich 14 Jahre jünger als meine Geburtsurkunde angibt. Was wiederum einen Nachteil mit sich bringt, weil ich einen meiner Lieblingssprüche nun nicht mehr an den Mann oder an die Frau bringen kann, nämlich «Respect elderly people», ehret das Alter.



Eine Fahrt durch den offenen Tierpark

“Sie wissen es: Ich fahre mit dem Roller relativ früh zur Arbeit, zu einer Zeit, da noch kaum Verkehr auf den Strassen ist – dafür anderes. Noch ein paar Jahre der Beobachtungen und ich werde beim WWF als Verhaltensforscher anheuern.”

Vor knapp zwei Jahren hatte ich bekanntlich dieses erst- und bislang letztmalige Zusammentreffen mit einem Dachs. Zu dessen Verhalten indes lässt sich sehr wenig analysieren, da er sich wenige Sekunden später in die ewigen Jagdgründe verabschiedet hat, wogegen ich nach einem kapitalen Highflyer damit beschäftigt war, die Überreste meiner Beluga auf der Strasse einzusammeln und meine Knochen zu zählen. Bei anderen Tierarten hingegen kann ich locker mitreden. Beginnen wir beim Reh, beim *Capreolus capreolus*. Sie merken, ich bereite mich ebenfalls seriös auf meine Zeit als PD an der Uni vor.

Rehe rennen frühmorgens zwischen Wohlen und Zollikofen meistens von rechts nach links über die Strasse, nur selten in entgegengesetzter Richtung. Fragen Sie mich nicht, weshalb, das soll ein Studi in einer Diss herausfinden. Anyway: Wenn die Viecher im Schuss sind, dann reicht es locker, die rechte Hand vom Gas zu nehmen und mit reduziertem Speed weiterzufahren. Ungemütlich wird es erst, wenn es einem Reh plötzlich einfällt, auf der Strasse bockstill stehen zu bleiben, meistens in der Mitte, Blick auf die Abblendlichter gerichtet. «Guete Tag, liebs Reh!» Meine erste diesbezügliche Erfahrung samt Ausweichmanöver endete mit einem Totalschaden in



einem Maisfeld vor Uettligen, wobei sich die Versicherung trotz Aussagen eines Bauern, der von «regem Wildwechsel» berichtete, weigerte, auch nur einen Rappen zu zahlen. Ich hätte ebenso gut angeben können, heldenhaft einen Königspinguin (*Aptenodytes patagonicus*), einen Sumatratiger (*Panthera tigris sumatrae*) oder ein Mammut (*Mammonteus trogontherli*) kamikaze-mässig ver-

schont zu haben. Jedenfalls habe ich nach dem Dach(s)schaden die Versicherung gewechselt. Zurück jetzt aber zum Reh auf der Strasse. Hier empfiehlt sich wenn immer möglich ein Anhalten, damit sich Frau Reh in aller Ruhe überlegen kann, wohin ihr Weg führen soll. Wagen Sie hingegen ein Ausweichmanöver, so stehen die Chancen 50:50, dass Sie weiblichen Körperkontakt haben werden.

Am häufigsten sind unterwegs Katzen (*Felis silvestris catus*) anzutreffen. Falls der Alterskategorie Ü2 angehörend, haben sie das näherkommende Licht meiner Beluga voll im Griff, kauern am Strassenrand, mit leuchtenden Augen, um im letzten Moment blitzartig zum Rückzug zu blasen. Zack – und weg sind sie. Konfusion gibt es bei den U2, weil sie den Töff im wahrsten Sinn des Wortes noch nicht kennen und vor Chlupf schon mal auf die Strasse springen. Miau! Bisher aber hatten Schnurrli & Co bei/mit mir Glück (und vice versa). Interessant auch, dass gewisse Katzen fast täglich am gleichen Ort zur gleichen Zeit herumstreuen, zurzeit zum Beispiel eine weisse Busle bei der Linkskurve eingangs Uettligen, so dass man fast besorgt ist, wenn der Vierbeiner einmal nicht am Strassenrand sitzt.

Gar keine Gefahr gibt es beim Marder, dem *Martes foina*, der in grosser Distanz humpelnd über die Strasse rennt, mit seinem typischen «Buggeli», so dass man meinen könnte, das Tier breche nächstens auseinander. Gefährlos sind auch Füchse (*vulpes vulpes*), U2 und Ü2, die mich immer aus sicherer Distanz mustern, meistens im freien Feld stehend, meistens ohne *Gallus gallus domesticus* zwischen den Zähnen, ohne Huhn. Und

wenn wir schon bei Traurigem sind: Die meist flachen Igel (*Hericius*) auf der Strasse sind nicht ungefährlich, wenn man in einer Kurve und Schräglage über sie hinwegfährt. Ich selber bin richtig stolz, habe ich bis heute noch jedem *Hericius* ausweichen können, auch in der lebenden Version.

Zwei konstante Gefahrenherde bleiben noch übrig: Zum einen hoch gewachsene Mais- oder Getreidefelder links und rechts, bei denen man nie weiss, ob plötzlich ein Tier daraus angerauscht kommt, und zum anderen... Kühe (*Vacca*), resp. das, was sie auf der Strasse zurücklassen, Chueplütter nämlich, wofür ich allerdings keinen lateinischen Ausdruck gefunden habe. Läck, fägt das, wenn man mit dem Roller über eine solche Stelle fährt, da hilft bloss noch Akrobatik oder beten. Ohne dem Bauern einen Vorwurf zu machen: In Uettligen praktizieren die Vierbeiner Stellungswechsel, morgens vom Kuhstall auf die Wiese, spätnachmittags in umgekehrter Richtung. Dann und wann fahre ich auf die Herde auf, was in der Regel ungefährlich ist, wenn nicht gerade ein Tier «blöde Kuh» spielt. So richtig abenteuerlich ist es während der nächsten Viertelstunde für Zweiräder, die aus Unaufmerksamkeit ungebremst in gelegte Kuhfladen hineinfahren. Flugbrevet praktisch garantiert.

«Eine Vorbereitung Ihrerseits ist nicht nötig.»

“Meine Abneigung Sitzungen gegenüber ist hinlänglich bekannt, weshalb ich gar nicht mehr an solche Meetings eingeladen werde. Ungefähr alle zwei Jahre erwischt es mich dennoch. Und regelmässig werden meine blöden Vorurteile zur Effizienz solcher Runden – je grösser, desto ineffizienter – bestätigt. Aber bitte lesen Sie selber.”

Kein Witz, es ist tatsächlich Freitag, der Dreizehnte, als ich ein Aufgebot zu einer Sitzung befolgen muss, weil angeblich meine Meinung «sehr wichtig» ist. Weit weniger wichtig scheint das Treffen an sich, steht doch in der Einladung an alle 18 Teilnehmenden explizit zu lesen, dass «eine Vorbereitung Ihrerseits nicht nötig ist». Wird mir ein Tohuwabohu geben. Ich also ab in die Limmatstadt zu einer Kommunikationsagentur, die im Dienst unserer Konzernzentrale tätig ist. Nadisna treffen die Teilnehmenden ein. Small talk («Wie geits? Scho lang nümm gseh...») und Kaffee («Gärn, ja, schwarz mit Assugrin»). Auf dem grossen Tisch stehen Granini-Orangensäfte, Arkina Mineralwasser (ohne Kohlensäure), Valsler Wasser (mit Kohlensäure) und Kaffeerahmportionen mit Coop-Aufdruck. Scheint, dass sich auch die Werbebude nicht gross auf die Migros-Sitzung vorbereitet hat. Henusode. Und bevor ich es vergesse: Bei diesem Meeting geht es um eine Imagekampagne, deren Inhalt es zu definieren gilt. So jedenfalls die Vorgabe an die internen und externen Sitzungsteilnehmer. Wie gesagt, ohne Vorbereitung unsererseits.

die beiden noch fehlenden Angemeldeten zu warten, zumal der eine just in diesem Moment eintrifft, mit ein paar entschuldigenden Worten («Ich hatte noch ein Bewerbungsgespräch. Mit einem Luzerner, das dauert bekanntlich immer etwas länger.»). Kaum hat er Platz genommen, läutet bereits das Handy eines anderen mit Swisscom-Klingelton. Überhaupt ist im Verlauf der Sitzung interessant, wie Handys und Blackberrys diskret beansprucht werden, so dass man sich über die Wichtigkeit der Sitzung wirklich einige Fragen stellen darf. Der Sitzungsleitende bittet alle 17 Anwesenden, sich kurz vorzustellen. Es beginnt eine Dame, die sich entgegen der Vorgabe eben doch vorbereitet hat. Nach ungefähr vier Minuten, just als sie eingehend darüber berichten will, was eine konsultative Befragung ihrer Mitarbeitenden zum heutigen Sitzungsthema ergeben hat, muss der Sitzungschef einen Ordnungsantrag stellen, wegen der Länge dieser Vorstellungsrunde. Erst 20 Minuten nach offiziellem Sitzungsbeginn kommt die Genferin, weil die SBB («les CFF») Verspätung hatten. Komisch, mein Zug kam doch auch aus Genf, ohne Verspätung. Aber Zürich ist halt eine Weltstadt, da kann man sich schon mal verirren.

Die besagte Vorstellungsrunde lässt uns wissen, dass einer der Anwesenden in einigen Verwaltungsräten sitzt (wow!), ein anderer kürzlich in Paris war und grundlegende Beobachtungen gemacht hat, die «unserer Sache heute dienlich

Zehn Minuten nach offiziellem Sitzungsbeginn einigt man sich, nicht länger auf



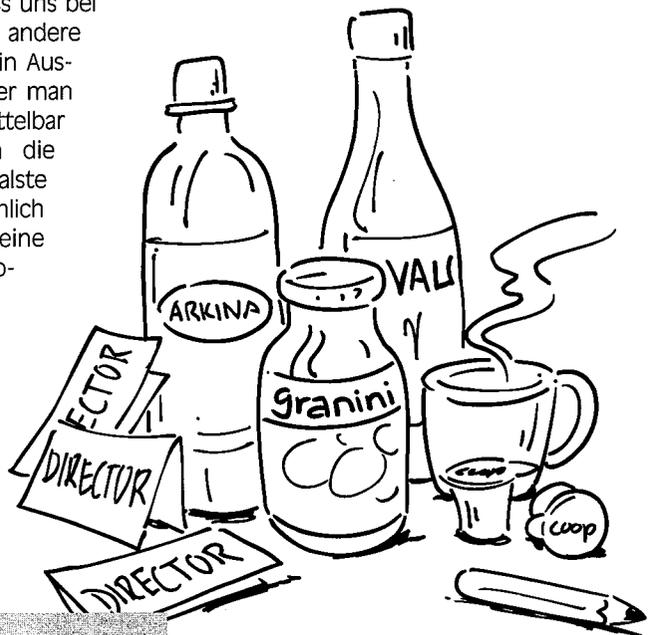
sein werden» (selbstverständlich gibt er einen kurzen Abriss darüber), eine Anwesende muss kurz überlegen, wie lange sie bereits in der anwesenden Funktion tätig ist, der Creative Director CD (in Agenturen wimmelt es nur so von «Directors», vermutlich steht beim Lehrling «Junior Director» auf der Visitenkarte zu lesen) lobt die eigene aktuelle Kampagne, der CEO – das ist noch eine Stufe höher als ein CD – verurteilt in Selbstbeweihräucherung jene der Konkurrenz («Da wird nume use pralaagget»). Kurz: Ich bin von meinen Vorrednern derart beeindruckt, dass ich bei der eigenen Vorstellung nur geradema drei Sätzli zustande bringe.

Bevor es ab in vier Workshops geht, wird die Zielsetzung der Sitzung definiert, wobei ich ziemlich rasch merke, dass ich in der falschen Vorstellung hocke, wird doch mit Fachausdrücken und strategischen Ausrichtungen herumgeworfen, von denen ich keine grosse Ahnung habe. Zudem ist mir, dass uns bei der Einladung eine ganz andere Zielsetzung der Sitzung in Aussicht gestellt wurde. Aber man kann sich ja irren. Unmittelbar vor dem Aufbruch in die Arbeitsgruppen die fatalste Frage aller Fragen, nämlich «Hat noch jemand eine Frage?». Ja, ich. Eine koloquente.

Auf die Gefahr hin, mich zu blamieren, stelle ich eine Verständnisfrage zur eigentlichen Zielsetzung: «Wie soll ich Vorschläge erarbeiten, wie ich

Mitarbeitende in eine Kampagne einbinden kann, ohne zu wissen, wie die Kampagne genau aussehen wird?» Subito kommt es zu einer ersten allgemeinen Verunsicherung. Es folgt von anderen Teilnehmenden plötzlich ein mehrmaliges «Ich sehe das auch so, wie Herr Bornhauser», so dass die Diskussion erst recht losgeht, den Zeitplan arg durcheinander bringt und die Dauer der Workshops regelrecht kasfriert werden muss. Mir ist das äusserst peinlich.

Oups! Beinahe hätte ich das Highlight der Sitzung vergessen. Sagt/fragt nämlich einer energisch: «Weshalb ist die Abteilung 'Marktbearbeitung' nicht vertreten? Das wäre doch zwingend.» Kopfnicken von rechts und von links. Der CEO erklärt sich: «Selbstverständlich haben die Verantwortlichen angefragt, aber sie meinten, ihre Anwesenheit sei nicht notwendig.» Sy no Frage?



Wie Zeitungsleser zu ihrem Aha-Erlebnis kommen...

“ Man weiss es: Je weiter von uns entfernt ein Ereignis stattfindet, desto schwieriger ist es, den Wahrheitsgehalt einer Zeitungsmeldung zu überprüfen. Kürzlich flatterte eine Zeitungsentente der Sonderklasse weltweit durch die Medien, so auch in Schweizer Landen. Der Bericht einer weltbekannten Agentur (!) war derart merkwürdig, dass man sich fragt, weshalb gewisse helvetische Blattmacher ihre kritische Einstellung zeitweilig auf Eis legen, wenn sie abschreiben. Hauptsache, eine Schlagzeile komme süffig daher? ”

Knalliger hätte der Lead kaum ausfallen können: «Nach Überzeugung eines norwegischen Museumsdirektors hat Nazi-Führer Adolf Hitler Pinocchio und Schneewittchens Zwerge gemalt.» Päng! Sensation perfekt, zumal zwei der Zeichnungen prominent abgebildet wurden. Walt Disney sieht sich kaltgestellt. Die Story, auch von einigen angesehenen Schweizer Zeitungen aufgenommen, ging angeblich folgendermassen: William Hakvaag, der in Oslo ein Museum für den Zweiten Weltkrieg leitet, entdeckte vier Aquarelle hinter einem Gemälde, das Adolf Hitler zugeschrieben wird. Der Museumsdirektor, der auf einen Schlag sein Museum in der ganzen Welt bekannt machen konnte, erklärte, er habe die Rückwand des Bilderrahmens geöffnet, um nachzusehen, ob etwas im Inneren verborgen sei (so wie Sie das bei jedem gerahmten Bild sicher auch instinktiv tun, auf der Suche nach einem versteckten Picasso oder Rembrandt). Dabei – hört, hört! – wäre er auf die vier Bilder gestossen. Drei Aquarelle der Zwerge

trügen die Initialen «A.H.», das Pinocchio-Bild sei unsigniert. Hakvaag sei, so die Zeitungsberichte, «jedoch überzeugt», dass sie von Hitler stammten, da dieser ein Fan von Walt Disney gewesen sei. Undsoweiterundsodort. Und spätestens an dieser Stelle quakt nicht Donald Duck lautstark, sondern die bereits erwähnte Zeitungsentente.

Jenen Journis, die die «News» prominent verbreitet haben, darf man zumindest eines zugute halten: Dass sie von Walt Disney und seinem Lebenswerk zero Ahnung haben. Hitler ein Disney-Fan? Dass ich nicht lache, liess er doch zum Beispiel eine Parodie über sich selber – Donald Duck in «The Führer's face» (1943) – in seinem eigenen Einflussgebiet kurzerhand verbieten. Gute Frage: Wie aber kommen die Initialen Adolf Hitlers auf drei der vier Aquarelle, die – ich behaupte das mal stinkfroh – sicher nicht hinter dem besagten Gemälde versteckt waren, sondern für den gelungenen Gag des Herrn Hakvaag und sein Kriegsmuseum erhalten mussten? Psssst, ich flüstere Ihnen was: Bei uns zu Hause hängen ebenfalls Aquarelle aus «Schneewittchen» und «Pinocchio» mit den beiden Buchstaben «A.H.» Da sind Sie jetzt aber baff, nicht wahr?

Ich ein Hitler-Fan, ein Nazi? Chasch danke. Bleiben wir doch bei den Tatsachen: Walter Elias Disney (1901–1966) war nicht alleiniger Zeichner seiner Figuren. Vor allem Ubbe Iwerks, dessen Familie aus Holland emigriert war, half Walt Disney



kräftig bei der Entwicklung seiner Figuren (gewusst, dass Mickey Mouse ursprünglich Mortimer Mouse hätte heissen sollen?). Aber auch ein Schweizer sass an einem der wichtigsten Zeichnungspulte in Burbanks/Cal., ein gewisser – guet ufpassel! – Albert Hurter. Merken Sie öppis, riechen Sie den Braten? Wenn Sie nun bei Google «Albert Hurter Disney» als Suchbegriff eingeben, folgt als erste Site die «Albert Hurter Biography» unter www.bpib.com/hurter.htm. Und was sehen wir alle dort, waseliwas? Genau. Zeichnungen aus «Schneewittchen» und aus «Pinocchio». Sy no Frage?

Ja, doch. Sicher habe ich jenen Redaktionen, in deren Zeitungen ich die angebliche Sensation gelesen habe, kurz und leicht süffisant geschrieben, mit Hinweis auf die bpib.com-Seite. Niemand hat auf

eine E-Mail reagiert, keine Zeitung hat eine Richtigstellung gebracht. Und so fragt man sich eben, was man alles glauben darf, das die Medien so verbreiten – und was nicht. Nüt für unguet, ich habe kein Patentrezept. Manchmal hilft es nicht einmal, verschiedene Quellen anzuzapfen, wenn Nachrichtenagenturen aus dem Ausland tel quel abgekupfert werden.

Und wie es der Zufall so will: Am gleichen Tag, als diese Zeilen in die Tasten gehauen wurden, da kam ein Brief einer bekannten Kommunikationsbude aus Zürich daher. Überschrift «Die Medien als Sprachrohr gewinnen. Vervielfachen Sie die Wirkung Ihrer Botschaften!» Danach folgte: «Gemäss Studien glauben drei von vier Personen den Medien.» Herr Hakvaag aus dem fernen Norwegen wird das mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen.

Ich kaufe mir ein Auto.

“Seit vielen Jahren schon fahre ich einen Yamaha-Beluga-Roller, jahraus, jahrein. Mit zunehmendem Alter vergeht einem – jedenfalls mir – die Lust, im Winter auf Schnee und Eis zu fahren. Genau: Eine späte Einsicht, da haben Sie vollkommen recht. Also habe ich mir für die Winterzeit 08/09 letzten November ein Auto zugelegt.”

Ich verzichte darauf, Ihnen die genaue Vorgeschichte zu erzählen. Nur so viel: Am 8. November, einem Samstag, konnte ich den vier Jahre alten Renault Scenic (obwohl ich nie ein französisches Auto wollte) mit automatischem Getriebe (quel horreur!) in Empfang nehmen, zu sehr, sehr fairen Bedingungen, weshalb ich auch nicht gemault habe, als kein Handbuch mehr im Handschuhfach vorhanden war. Wird schon nicht so schwierig sein, mit dem Ding zurechtzukommen, dachte ich mir, alle Autos fahren schliesslich nach dem gleichen Prinzip.

Am besagten Samstag, da lief die Karre tipptopp. Am Sonntag wollte meine Frau mit dem Renault nach Muri zum Media-Markt-Marathon, bei dem ein Teilnehmer die 42 Kilometer als PR-Gag mit einem Flachbildschirm auf dem Rücken absolvierte, den er dann als Belohnung mit nach Hause nehmen konnte. Sache gits. Meine Frau hatte keine derartigen Ambitionen: Sie war als Mitglied des Stadtturnverein Berns STB als Helferin engagiert. Item: Keine drei Minuten, nachdem sie das Haus verlassen hatte, war sie bereits wieder «de retour» nach ihrem ersten Rendez-vous mit unserem neuen französischen Chérie. «Muesch cho, die

Chischte macht kei Wank!» – «Typisch Frau», geht mir logischerweise durch den Kopf, «der Automat wird wohl auf N stehen oder dann hat sie die Bremse nicht gedrückt. Oder vielleicht beides.» Zwei Minuten später wiederholt sich die Szene, mit mir am Steuer. Lörönonöwöpa.

Meine Frau nimmt den eigenen Wagen, ich bleibe mit RÖNO zurück. Sämtliche Versuche taugen nichts, der Scenic will einfach nicht mehr anspringen, huere-siech!, auch Claudia und Patrick (er wird tags darauf seine Autofahrprüfung cum laude bestehen) können nichts an der Situation ändern. Was jetzt? Den Garagisten am Sonntag stören? Ich entscheide mich für den Renault-Pannendienst, dessen Telefonnummer ich via www.renault.ch rausfinde. Augenblicke später – zack! – habe ich bereits einen Spezialisten als Gesprächspartner. Er vermutet eine zu schwache Batterie, obwohl alles andere bestens funktioniert: Licht, Gebläse, Display. Ob er vorbeikommen soll? «Nein, nicht notwendig, ich checke das morgen mit dem Garagisten. Sie haben doch bestimmt Wichtigeres zu tun.»

Als Monika am späteren Nachmittag mit dem Auto nach Hause kommt, leuchtet bei mir ein geistiges Lämpchen auf: «Was hat der Mann gesagt? Eine zu schwache Batterie? Dann versuche ich es doch mit dem Überbrückungskabel!» Kaum gedacht und schon stehe ich in der Einstellhalle. Aber kein Überbrückungskabel



ist in unserem Ford zu finden (erst recht keines im Franzosen), keines im Materialschrank. Aus, Amen. Ein Nachbar kann aushelfen. Ich fahre den Mondeo zum Scenic und stosse den Renault retour, damit beide Autos Schnauze an Schnauze stehen. Wie aber öffne ich die Motorhaube beim Scenic? Kein Problem, links des Steuerrades ziehe ich den dafür vorgesehenen Hebel (jaja, ich versage technisch nicht immer und überall), worauf sich die Haube leicht anhebt. Ha! Facil apertura. Als es darum geht, die Haube richtig zu öffnen, wird es weniger einfach, moins facile. Herrgott! Irgendwo muss doch ein Hebel sein, den ich aber auch nach Minuten des Rumtastens nicht finde. Zum Glück kommt just in diesem Moment Siedlungsbewohner Peter daher, der einen Renault Espace fährt, es aber auch nicht schafft, beim Scenic die Haube zu öffnen: «Thomas, tut mir leid.» Mir auch.

Es ergeht ein zweiter Anruf an den Renault-Pannendienst. Auch jetzt ein fantastisch schneller Service, wobei sich der Fachmann über meine Fragestellung schon sehr wundert... Wie auch immer: Unmittelbar danach sind zwei Hauben offen, die Kabel werden angehängt. Das heisst, es bleibt beim Vorhaben, weil bei beiden (!) Autos zwar der Plus-Pol der

jeweiligen Batterie sofort zu finden ist, nicht aber die beiden Minus-Pole. Für einmal gibt es also kein mathematisches $-x = +$. Weil ich kein Indoor-Feuerwerk veranstalten will, packe ich alles zusammen, stosse den Scenic und fahre den Mondeo auf ihre Parkplätze. Guet Nacht.

Am Montag Nachmittag treffe ich mich mit einem Mitarbeitenden der Garage in unserer Einstellhalle. Er setzt sich in den Wagen, drückt den Startknopf – und was passiert, liebe Lesende, waseliiwas? Falsch. Gar nichts passiert. Immerhin gelingt es dem Fachmann, den Wagen nach 45 Minuten notfallmässig zu starten, nachdem er einige Sicherungen ausgewechselt hat. «Wir müssen damit aber in die Garage, so kann ich Ihnen den Wagen unmöglich zurücklassen.» 48 Stunden später kann ich einen genesenen Patienten wieder in Empfang nehmen. Das heisst: Am nächsten Tag muss ich nochmals in die Garage, weil Radio/CD bei den Reparaturarbeiten «stillgelegt» wurden, zuerst der erforderliche Code nicht mehr zu finden ist und nachgefragt werden muss.



Lawn by R.B. of Switzerland ©.

“Rolf Bernhard ist Head-Greenkeeper im Golfpark Moossee. In dieser Eigenschaft ist er Herr über alle Rasen. Selbst Nicht-Golfspieler wissen, was für eine anspruchsvolle Aufgabe das ist. Zwischendurch gibt er auch anderen Leuten Tipps.”

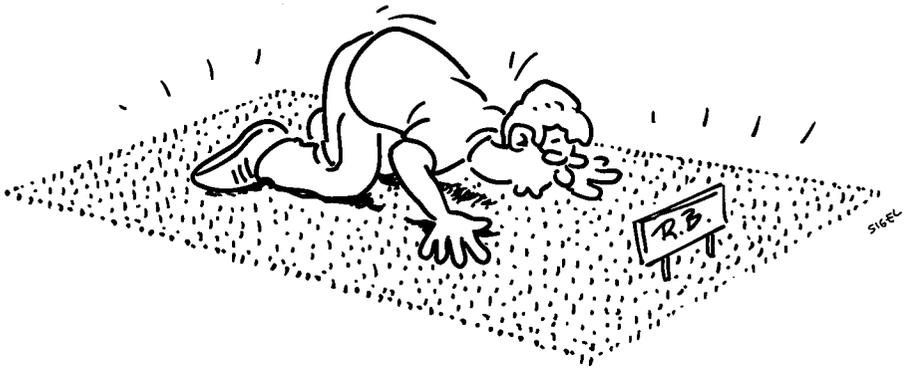
Nach dem Gurtenfestival 2007 ist die Gurtenwiese ein einziger Schlammplatz. Und hier soll je wieder einmal Grünes wachsen? Schwer vorstellbar. Rolf Bernhard aber geht als Berater der Festival-Organisatoren das Problem ganz pragmatisch an, mit dem Resultat, dass nach nur fünf, sechs Wochen der Bevölkerung eine nigelnagelneue Gurtenwiese übergeben werden kann, eine sattgrüne. Unglaublich! Aus Spass bemerke ich zu Rolf Bernhard, dass er sich gerne auch einmal um den Gartenrasen unseres Reiheneinfamilienhauses kümmern dürfe, falls Lust und Zeit.

Mitte April, als wir wegen einer ganz anderen Sache kurz zusammensitzen, kommt die Mutter aller Fragen: «Soll ich jetzt einmal bei dir vorbeikommen, wegen des Rasens?» Mir ist das hochnotpeinlich. Man stelle sich das vor: Der Head-Greenkeeper soll sich um vielleicht 50 Quadratmeterli Grünes kümmern. «Nein, Rolf, danke, das war mehr als Scherz gemeint.» Er aber fasst das überhaupt nicht als Witz auf, sondern als Auftrag unter Kollegen: «Ich komme morgen am frühen Abend schnell bei euch vorbei, jetzt ist ideales Wachstumswetter.» Ideales Wetter? Die letzten Tage hat es doch nonstop geregnet. Wie auch immer: «The Master of Green» wird schon wissen, wovon er spricht.

Am nächsten Abend klingelt es an der Türe. Draussen steht Rolf Bernhard. Nicht mit leeren Händen. Rechts hält er einen Sack mit Rasensamen, links einen mit Spezialdünger. Wir inspizieren den Rasen. Urteil des Fachmanns: Unbedingt die Wetterbedingungen beachten, um die Pflanze nicht unnötig zu stressen. Dann gilt: So schnell als möglich vertikutieren, mähen und in der Schattenlage nachsäen. Dabei ist die Schnitthöhe anzuhaken, damit die Pflanze mehr «Assimilationsfläche» hat. Anschliessend sind alle Flächen zu düngen, mit 25 g/m² «Scotts 16.016 Start». Nach vier bis fünf Wochen nachdüngen mit 15-20 g/m² «Scotts 16.016». Zu beachten: Nur vor oder bei regnerischem Wetter düngen. Erst nach der «Bestandeslenkung» der Gräser ist nach Bedarf eine Herbizidspritzung mit selektivem Herbizid vorzunehmen, um die Unkräuter noch mehr zu verdrängen. «Rolf, danke. Damit ich dich richtig verstanden habe: Jetzt soll ich in den Rasen? Ich sinke ja bis zu den Knöcheln ein, derart durchnässt ist er.» R.B. bleibt bei seiner Meinung.

Und wozu einen Fachmann befragen, wenn man sich dann doch nicht an seine Tipps hält? Also tue ich bereits am nächsten Abend wie befohlen, nach weiteren Regenfällen. Der Vertikutierer wird bei Nachbar René geborgt, der Rasenmäher aus unserem Keller geholt. Rasensamen und Dünger habe ich ja von Rolf erhalten. Als ich den Rasenmäher in Betrieb nehmen will, kommt es zum Kurzschluss. «Pa! Was machsch wieder?», tönt es aus





dem Wohnzimmer. Zum Glück ist unser andere Nachbar da, Gilbert, der die Sache augenblicklich wieder in Ordnung bringen kann: «Die Drähte im Stecker waren lose und haben sich berührt.» Nach Vertikutieren, Mähen, Nachsäen und Düngen sieht unser Rasen ähnlich wie die Wiese nach dem Gurtenfestival aus (von meinen Schuhen und Hosen gar nicht zu reden). Reiner Morast, fürchterlich. «Muess das so sy?», will meine Frau wissen, «das isch doch viel z'nass, um i Rase z'ga...», ich schweige, denn mir selber kommen beim Anblick unseres Gartens schier die Tränen. Dass René (unser zweiter unmittelbarer Nachbar) und Gilbert mir nicht die Hand schütteln und kondolieren, ist gerade noch alles... Die nächsten Tage sind schlimm. In den Garten mag ich schon gar nicht mehr schauen, die Rollläden lasse ich früher als normal runter. Ich könnte heulen.

Telepathie! Gerade im Moment, da ich mit dem Gedanken spiele, mich einem Psychologen anzuvertrauen, ruft Rolf an, um sich nach dem Rasen – nicht aber

nach meiner Befindlichkeit – zu erkundigen. In bester Pressesprecher-Manier erkläre ich ihm, dass «alles den Erwartungen entspricht», weil Erwartungen erwartungsgemäss unterschiedlich sein können.

Zeitsprung, fünf Wochen später. Liebe Lesende, wissen Sie, wie das Green eines Golfplatzes aussieht? Nun, so ähnlich präsentiert sich heute unser Rasen. Genial! Fast wäre ich geneigt, mit dem Golfen zu beginnen und das Loch für den Stewi-Wäscheständer als Ziel für das Putten zu benutzen. Der Neid unserer Nachbarn ist mir gewiss (am liebsten würde ich den Rasen ja fotografieren, das Bild ausdrucken und allen, die mich bemitleidet haben, in den Briefkasten werfen). Aber auch hier gilt: Jede Medaille hat zwei Seiten. Der Rasen ist nämlich derart satt und wächst so schnell, dass ich zum Mähen die vierfache Zeit im Vergleich zu früher benötige.

Gouverner, c'est prévoir.

“Regieren heisst Vorausschauen” hat jemand aus der Grande Nation einmal gesagt (nein, es war nicht der Lebensabschnittspartner von Carla Bruni). Chirac? Chateaubriand? Keine Ahnung. Aber ich lebe diese Lebensweisheit. ☺☺

Wie wir aus dem (eindrücklichen) Film «Nordwand» kommen, da glauben wir uns in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober selber in der «Weissen Spinne»: Es schneit wie verrückt, die Strassen sind weiss. «Ich nehme morgen früh wohl besser das Auto, lasse den Roller ausnahmsweise stehen», sage ich zu meiner Frau. Sie nickt ob so viel Weitsicht.

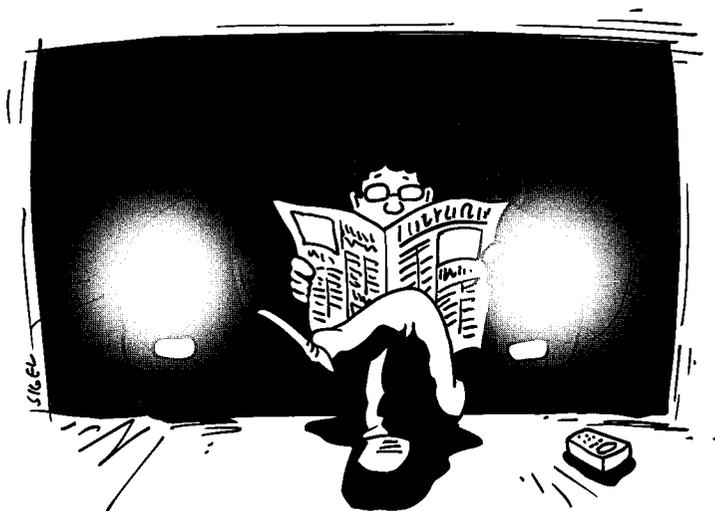
Wie ich wenige Stunden später unter der Dusche stehe, glaube ich mich in Massachussetts, denn dort gehen bekanntlich die Lichter aus, singen jedenfalls die Bee Gees. «Stromunterbruch, wird wohl gleich vorüber sein», geht mir durch den Kopf. Nun, Irren ist menschlich. Also trockne ich mich im Dunkeln ab, binde mir das Tuch um die Hüfte, taste in der Küche nach der Schachtel mit den Fiammiferi, zünde damit eine Kerze an und suche Augenblicke später im Keller nach einer Taschenlampe. Sicher ist sicher. Sie wissen ja: Gouverner, c'est prévoir. Drei verschiedene Modelle stehen zur Verfügung, beim dritten scheinen sogar die Batterien noch einigermaßen funktionsfähig. Anschliessend ist Rasieren angesagt, was sogar ohne grösseres Blutvergiessen in die Gesichtsbücher eingehen wird. Wie lange dieses Intermezzo noch dauert und ob die elektrische Schiebetüre zur Einstellhalle wohl funktioniert? Zwei Fragen, die für den Moment

noch unbeantwortet bleiben. Bevor ich das Haus verlasse, blase ich die Kerze aus – und in der Dunkelheit einige Tropfen Wachs auf den Tisch. Party! Draussen ist es dunkel wie in einer Kuh, nur weniger warm.

04:20 Uhr (jaja, Sie haben richtig gelesen, aber bekanntlich beginnt der Tag am Morgen): Erstaunlicherweise brennt zuhinterst in der Einstellhalle ein Notlicht, so dass ich unseren Mondeo bereits im ersten Anlauf finde. Licht und Motor und Radio an, Rückwärtsgang, dann vorwärts zur Schiebetüre, die keinen Wank tut. Super. Was nun?

Richtig, liebe Lesende, richtig! Das Tor lässt sich bestimmt auch im Handbetrieb öffnen – und wozu sonst hat der Liebe Gott in weiser Voraussicht unser Auto vorne mit zwei Scheinwerfern ausgestattet, wenn nicht zum Ausleuchten der Einstellhalle? Frei nach der ZDF-Sendung DISCO «Licht aus! Spot an! Hallo Thomas!» marschiere ich ins Rampenlicht. Eine Handkurbel ist nirgends auszumachen, Instruktionen auf einem Kasten mit Totenschädel-Kleber weisen nur darauf hin, dass die Kiste «unter gar keinen Umständen» geöffnet und auch der rote Knopf «unter gar keinen Umständen» gedrückt werden darf. Also halte ich mich daran, Umstände hin oder her. Nebenan ist ein Schalter zu sehen. Auf der einen Seite steht «Automatik», auf der anderen «Tor offen lassen». Aber nichts passiert, also versuche ich, das ungefähr sechs Meter lange Eisentor mit





Manneskraft zu schieben. Geht nicht (gibt's doch!). Meter für Meter schreite ich die Anlage ab, auf der Suche nach einem Türöffner. Fehlanzeige. Und jetzt? Den Vorstand unserer Siedlung um 04:30 Uhr zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammentrommeln? Miteigentümer Ruedi M. aus den Federn holen, dessen Arbeitgeberin BKW bestimmt Rat weiss? Die Feuerwehr? Da in diesem Moment draussen Ernst Müller mit den Tageszeitungen vorfährt, beschliesse ich, lesen-derweise den nächsten Auto(aus)fahrer abzuwarten, der technisch möglicher-weise versierter ist – und wenn nicht, dann finden wir bestimmt ein Gesprächs-thema, bis die Steckdose wieder funktio-niert.

05:00 Uhr, die Tageszeitungen sind im Scheinwerferlicht gelesen, DRS1 sendet die neuesten Nachrichten. Nichts von einem Stromausfall in/um Wohlen (zum Glück aber auch keine Meldung, dass das

KKW Mühleberg in die Luft geflogen wäre), dafür News aus/von den Maledi-ven, die vom Schnee vermutlich weniger betroffen sind. 05:15 Uhr. Noch immer warte ich solo in der Einstellhalle (jaja, Sie haben schon wieder recht – zu Hause wäre es sicher gemütlicher, aber so ohne Strom?). Langsam, aber sicher regt sich der Arbeitsgeist in mir. Will heissen: Erste SMS werden geschrieben und verschickt, um mir nachher dafür einige E-Mails zu ersparen. Zehn Minuten später sind in der Einstellhalle Schritte zu hören, im Moment, da ich gedankenversunken mit einem SMS an meine Kollegin Barbara Siegenthaler beschäftigt bin, um sie zu bitten, schon mal mit der täglichen Pres-seschau zu beginnen. Blick in den Rück-spiegel, zwei Lichter kommen näher. Gleichzeitig öffnet sich vor mir... die Schiebetüre, wie von Geisterhand bewegt. Hä? Vor lauter SMSlen habe ich offenbar gar nicht bemerkt, dass uns die BKW Augenblicke zuvor wieder ans Stromnetz angeschlossen haben.

Von drei prägenden Erlebnissen in Südafrika

“Auch hier kommt das Langzeitgedächtnis zum Zug, in Sachen «Erlebnisse im Tour Operating».”

Liebe Lesende, in diesen Sekunden passiert Komisches mit mir, denn genau jetzt, da ich diese Worte in die Tastatur meines PC's tippe, kommt mir in den Sinn, weshalb ich nach einigen grossartigen Jahren im Reisebüro-Business der Branche das Handtuch geworfen habe. Die hier beschriebene Geschichte ist daran schuld. Doch davon ganz zum Schluss.

Destination Südafrika. An einem Freitagabend fliege ich mit den South African Airways SAA nach Johannesburg, das in der Branche lockerlässig als «Tschoubörg» ausgesprochen wird. Erste Überraschung bei der Ankunft am International Airport: Hier fährt man auf der Strasse verkehrt, links (ganz toll, wie du dich vorbereitet hast, lieber Thomas!), womit die Suche nach dem Hotel im Stadtzentrum zur echten Herausforderung wird. Zum Schluss gelingt die Sache, ich aber bin nach dem Langstreckenflug und der Sucherei nudelfertig und lege mich früh aufs Kissen.

Sonntagmorgen. Was unternehmen in einer Grosstadt, da die Geschäfte geschlossen sind? Sagt Ihnen «Kyalami» etwas? Heisst in Zulu «Mein Heim»: Dort gibt es eine legendäre Ranch mit Bungalows, und diese «Kyalami Ranch» wiederum liegt ganz in der Nähe der Rennstrecke, wo zu dieser Zeit noch Formel-1-Rennen ausgetragen wurden. Ich also raus zur «Kyalami Ranch», mit der Vorstellung, dass dort bereits Promis logie-

ren und ich mindestens mit Brooke Shields am Pool einen Drink schlürfen werde («Tom, leave me your phone number, please!»). Nun, bekanntlich kommt es erstens anders und zweitens, als man denkt. Weil der Grand Prix erst in drei Wochen stattfinden wird, herrscht auf der Ranch nicht Freude, sondern tote Hose. Was jetzt? Eh ja, wenn schon mal hier, dann kann man(n) doch zur Rennstrecke fahren. Gedacht, getan, der Miet-Golf bringt mich zum 4,2 km-Rundkurs, wo ebenfalls nichts los ist, sieht man von Einheimischen ab, die damit beschäftigt sind, Absperrzäune zu reparieren. Ich schaue den Männern ungefähr zehn Minuten zu, bis ich ein offenes Tor bemerke. Augenblicke später fährt der Golf durch die Lücke und befindet sich einige Meter später bereits auf der Rennstrecke. Wow! Weil nun echt ausser den Arbeitern niemand in Sicht ist – schon gar kein Jody Scheckter und auch kein Gilles Villeneuve in ihren roten Boliden –, da entschliesse ich mich spontan, den Streckenrekord für Miet-Golfs zu pulverisieren. Im Wissen darum, dass man im Uhrzeigersinn fährt, legt die Karre zuerst eine Angewöhnungsrunde auf den Asphalt, die zweite geht anschliessend bereits zügiger, und just als Klein-Golf zur fliegenden Rekordrunde ansetzen will, wird er von sehr böse wirkenden und wild gestikulierenden Schwarzen daran gehindert. Will heissen: Retour in die Stadt.

Dort stellt sich am frühen Nachmittag die gleiche Frage wie am Morgen. Weil poli-

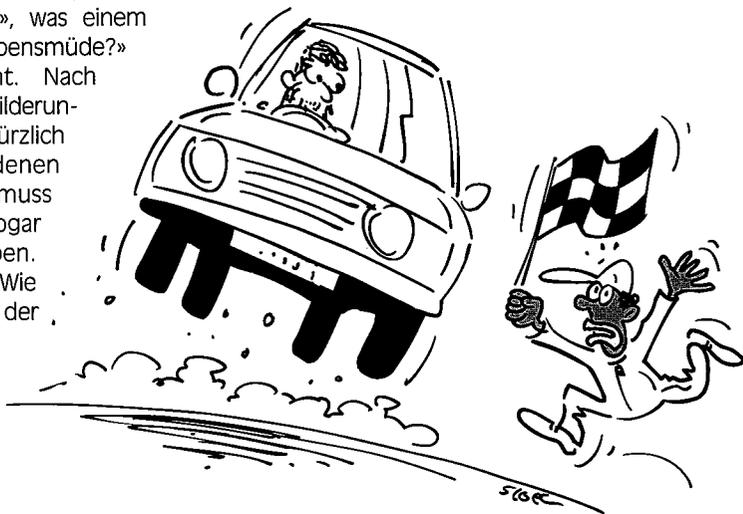


tisch interessiert, mache ich mich auf den Weg nach Soweto, das auch «Sowjeto» genannt wird. Wie ich mich an der Hotelrezeption nach dem Weg erkundige, da kullern mir erstaunte Augen entgegen. «Are you sure?» Sicher bin ich sure, weshalb sonst würde ich fragen? Ein «Be careful!» in dieser Apartheid-Zeit hallt mir zum Ausgang nach. Sicher doch. In Richtung Soweto muss ich einige Male nach dem Weg fragen – und ernte immer verständnislosere Blicke. Wie auch immer: Nach einer kleinen Irrfahrt treffe ich doch noch in Soweto ein, wo – für mich erstaunlicherweise – kein Weissler zu sehen ist. Ehrlich gesagt: Bei einigen Situationen wird mir schon mulmig, wie ich mit dem Golf durch die Quartiere fahre, so dass ich Weichei nach relativ kurzer Zeit nach «Tschoubörg» zurückkehre.

Am Montag stehen mehrere Businesstermine in der Agenda. «Was haben Sie gestern gemacht?», will Cindy von mir wissen. Sie bekommt die beiden Exkursionen geschildert. Cindy-Darlings Reaktion: «Thomas, are you out of your mind?», was einem «Bist du lebensmüde?» gleichkommt. Nach einigen Schilderungen von kürzlich stattgefundenen Vorfällen muss ich ihr sogar recht geben. Aber eben: Wie soll ein Löli, der

nicht mal weiss, dass man hier links fährt, die lokalen Gefahren erahnen?

Zwei Wochen verbringe ich in Südafrika, dessen Name aber während der Apartheid für Reisebüros nicht taugt, so dass man das «südliche Afrika» anbietet. Eine bekannte Hotelkette hat mich hierher eingeladen, für ihre damals ungefähr 15 Hotels in Südafrika, vermutlich vom gleichen Architekten erbaut, denn alle Zimmer sehen überall gleich aus, 1:1. Gegen Schluss der Reise erwache ich nachts einmal, weiss jedoch bloss noch, dass ich in einem bestimmten Hotel bin, nicht aber in welcher Stadt. Dieses Unbehagen führt mit anderem dazu, dass ich nur Monate später dem Tourismus «Adieu» sage, mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

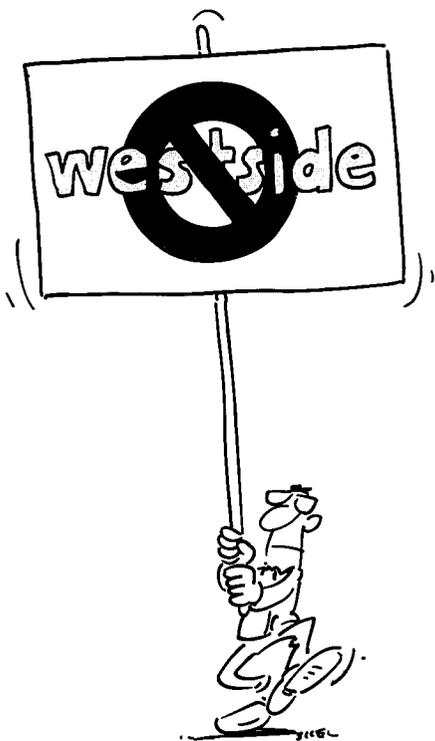


Eine etwas andere Westside-Story.

“ Jetzt, da Westside eröffnet ist und die Erwartungen übertrifft, kann ich Ihnen ja eine nette Backstage-Story flüstern, die schon Jahre zurückliegt, aber nie an die Öffentlichkeit gelangte. Sie handelt von einem inzwischen zurückgetretenen Politiker, der seinen Namen gerne in der Zeitung stehen sah. Aber da ist er ja nicht ganz allein, nicht wahr, Herr Darbellay, Frau Markwalder? Item, löh mer das. ”

Weil er eine Plattform zur Selbstdarstellung sucht und sich – so eine Berner Tageszeitung – daran stört, dass Erwachsene im «Bernaqua» am Sonntag «halbblutt» umherlaufen werden, er selber aber nicht einspracheberechtigt ist, gründet Nationalrat Christian Waber einen einspracheberechtigten Verein, «Westside abseits», für Anwohner, den er gleich selber präsidiert, medienwirksam. Woher aber die Mitglieder nehmen, die den Verein zur Einsprache berechtigen? Er geht, so wird uns übereinstimmend gesagt, von Haustür zu Haustür, einem Wanderprediger gleich.

Im Laufe der Zeit gelingt es ihm, vier Dutzend Leute als Mitglieder aufzulisten, von denen aber bloss 13 bis zum Schluss übrigbleiben. Und eben dieser Verein «Westside abseits» bekämpft die Realisation des modernsten Freizeit- und Einkaufszentrums Europas. Weil wir Partei sind, im juristischen Hickhack, da sind uns die Mitglieder des Vereins namentlich bekannt. Eines Tages, da interessiert es mich, weshalb genau sie Westside verhindern wollen. Also rufe ich einen gewissen Giovanni Furla* an, unter der in den Akten angegebenen Adresse.



Am Telefon sitzt offenbar Giovanni Vater, und das im wahrsten Sinne des Wortes, nämlich per schnurlosen Apparat auf der Toilette. Wir vereinbaren, dass ich in einer halben Stunde wieder anrufe (bekanntlich dauern solche Sitzungen bei uns Männern länger). Zweiter Anruf. Paolo Furla weiss nichts von einem Giovanni. Hä? Erst nachdem ich Paolo, der gebrochenes Deutsch spricht, erkläre, worum es geht, vermutet er, dass ich Michele suche. «Michele?» – «Si, Michele Giovanni, è il nostro figlio.» Aha. Zwei Sachen stel-



len sich dann heraus: Erstens wohnt Giovanni schon lange nicht mehr zu Hause, sondern fünf Hausnummern entfernt und, zweitens, kennt ihn kein Mensch unter dem Namen Giovanni, sondern als Mike. Dummerweise weiss Paolo die Telefonnummer seines Sohnes nicht – und auch die Auskunft kann keine Auskunft geben, weil Giovanni alias Michele alias Mike offenbar nur ein Handy besitzt, nicht aber einen Festanschluss.

Wer mich kennt, weiss, dass ich so schnell nicht aufgebe. Dank vielerlei Kontakte gelingt es mir, die Handynummer des Michele Giovanni Furla in Erfahrung zu bringen. Ich erreiche ihn auf Anhieb. Ich stelle mich vor, er erklärt sich. «Ich bin nicht gegen Westside, vor allem aber bin ich in keinem Verein.» Leider muss ich Herrn Furla widersprechen, erkläre ihm auch, dass seine Adresse bereits Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens ist. Er glaubt mir nicht, vermutet das «versteckte Telefon» eines Lokalradiosenders. Ich muss ihn enttäuschen. Er bekommt den ganzen Vorgang genau geschildert. «Ach so, da hat mal so einer geläutet, ist von Tür zu Tür gegangen, einer mit Brille, und wollte wissen, ob nicht auch ich gegen den Bau von Westside bin. Weil ich das keine gute Sache fand, habe ich eine Liste unterschrieben. Der Mann sagte aber, es koste mich nichts und sei völlig unverbindlich. Ich habe seither auch nichts mehr von ihm gehört, das muss über ein Jahr her sein...» Auf sein Verlangen hin gebe ich (!) Giovanni Furla die Telefonnummer des Herrn Waber, bei dem er sich «gehörig beschweren» will. Weitere Anrufe an Mitglieder des Vereins «Westside abseits» laufen nach einem ähnlichen Muster ab.

Am späteren Nachmittag erhalte ich einen wütenden Anruf von Giovanni Vater, von Paolo Furla. Molto furioso. Ich würde seinen Sohn erpressen. Ich verstehe nicht einmal mehr «Bahnhof». Ich bitte Paolo Furla um Einzelheiten. Giovanni hätte nach meinem Anruf Christian Waber angerufen, worauf dieser gesagt hätte, «alles sei ganz anders als von mir behauptet» und dass er, Christian Waber, sofort den Vereins-Anwalt einschalten würde, worauf Daniele Jenni Giovanni Furla kontaktiert habe, mit der Bemerkung, «dass man ihn, Michele Giovanni, jetzt nicht fallenlassen werde». Im Gegenteil: Herr Waber und er stünden auf Giovanni Seite. Man muss sich das alles einmal vorstellen... Item. Ich kann Paolo Furla beruhigen. Jedenfalls verabschieden wir uns mit den Worten «Adesso tutto bene?» – «Sì, tutto bene».

Herr Waber geht bis vor Bundesgericht, wird dort aber abgeschmettert, allerdings ohne grössere finanzielle Konsequenzen für ihn. Diese hatten wir zu tragen, mit der 1½-jährigen Bauverzögerung. Und wissen Sie, was wirklich verrückt ist? Silvia Jaberg, deren Name an zweiter Stelle der Verwaltungsgerichtsbeschwerde vom 31. Januar 2005 gegen Westside auftaucht und die Wabers treueste Gefährtin ist, erklärt einer Journalistin am Eröffnungstag (!) des/im Westside (!) am 8. Oktober 2008, dass sie heute nicht mehr Beschwerde führen würde und, (sic!): «Ich bin zufrieden, dass das und nicht etwas anderes gebaut wurde.»

Da war doch diese Sache mit dem weissen Velo...

“ Am Abend vor Beginn eines Gurtenfestivals gibt es jeweils eine VIP-Einladung. Als Vertreter des «Presenting Sponsors MIGROS» stehen die Namen meines Chefs – Beat Zahnd, Geschäftsleiter der Migros Aare – und von mir ebenfalls auf der Liste der Einzuladenden. Uns beiden war an diesem Anlass in der Vergangenheit noch nie langweilig. Auch 2009 nicht. ☺☺

Mein Boss und ich sind heuer etwas zu früh eingetroffen, weshalb wir vor Beginn der Veranstaltung noch einige Zeit vor dem VIP-Zelt herumlungern. Zu früh trifft auch Thomas Binggeli ein – Inhaber von «Thömu» Veloshop –, mit einem weissen Velo unter dem Arm. Die übliche Begrüssung. «Und was hast du mit dem weissen Velo vor?», wollen Beat und ich von Thömu wissen. «Das ist für Hans, der hat morgen Geburtstag, sich das Velo gewünscht und es auch selber bezahlt. Ich dachte, das sei eine gute Gelegenheit, ihm das Velo gleich selber zu bringen.» Zu Ihrem Verständnis: Mit Hans ist Hans Traffelet gemeint, seinerseits Geschäftsführer auf dem Gösche. «Soso, hat er also Geburtstag, der liebe Hans... Morgen, sagst du?» Thömu Binggeli bejaht. Wer in den nächsten Sekunden nun was genau gesagt haben soll, das bleibt dem Autor vorbehalten, sicher ist bloss, dass Beat und ich Thömu zu Still-schweigen verpflichten, das weisse Velo unter den Arm nehmen und uns Richtung Büro von Hans Traffelet im Hauptgebäude aufmachen, im Wissen, dass der Gurten-Chef heute Abend dort nicht mehr auftauchen wird. Unterwegs kommen wir am Zelt der Broncos vorbei,

wo uns Pesche Widmer zwei nette «Broncos Security»-T-Shirts schenkt, weil man sich damit überall Respekt verschafft. Item. Das Velo stellen wir ins besagte Büro, schreiben Hans sur place eine Karte mit «Happy Birthday!» und kleben das Ding auf den Sattel.

Zeitsprung. Wir sind jetzt beim Znacht. An einem Achantisch sitzen per Zufall – per Zufall? – unter anderem auch Beat Zahnd, Thomas Binggeli, Hans Traffelet und ich. Es dauert nicht lange, da ergeht die Mutter aller Fragen von Traffelet an Binggeli: «Thömu, hesch mer eigentlech s'Velo chönne ufebringe?» Betretenes Schweigen, vordergündig. «Ja, eigentlech scho...» – «Was heisst eigentlech scho?» Thömu erklärt Hans etwas im Stil von «Ich habe es vorhin kurz vors Zelt gestellt, Augenblicke später war es weg». Hans wird im Gesicht ungefähr so weiss wie das Velo und will wissen, «wo genau» Thömu das Velo hingestellt hat. Er steht anschliessend wie von der Tarantel gestochen auf, ganz nach dem Motto «Suech, Hans! Suech s'Stäckli!». Während seiner Abwesenheit haben wir die Gelegenheit, die übrigen vier Ahnungslosen am Tisch aufzuklären. Augenblicke später gesellt sich Hans Traffelet wieder zur erlauchten Runde, informiert aus erster Hand, dass das Velo tatsächlich weg ist. So öppis. Wir beginnen ihn zu foppen: «Easy, Hans, easy, du hast ja erst morgen Geburtstag, das Velo wird sich bis dahin bestimmt finden lassen...» Der Mann scheint untröstlich. Immerhin: Irgendwann kommt er uns auf die Schliche, vermu-

tet, dass da etwas faul im Staate Dänemark ist. «Gäbet itz das Velo füre, dir syt Fotzucheibe!» Das Fähnlein der sieben Aufrechten gibt sich solidarisch und ahnungslos und belustigt. Isch itz das e Gränni, dä Hans.

Kraft seines Amtes wagt Hans den Kraftakt: Er marschiert zur Serviererin und verbietet ihr, uns ein Dessert zu servieren, «schliesslech bin ig dr Chef, hie obe, euch lehri scho, wartet nume! Gäbet itz das Velo füre!». Sprichts und macht sich ausserhalb des Zelts wieder auf Velosuche. Gurten-Chef hin oder her, wir möchten einen süssen Nachtisch. Die charmante Serviceangestellte wird mit unserem Wunsch beglückt. «ich darf nicht», meint sie, «der Chef sagte, Sie alle hätten kein Dessert verdient.» Soso. Beat Zahnd bittet die junge Frau zu sich, erklärt sich, im Stil von «Jaja, das ist auch richtig, dass Sie dem Wunsch Ihres Chefs nachkommen, aber es ist dummerweise eben so, dass ich sein Chef bin und wir alle ein Dessert möchten...». Die übrigen sechs Anwesenden nicken wie wild, als wollten sie den Worten des Bosses noch mehr Gewicht verleihen. Manuela scheint verunsichert, als ihr aber der Chef de Service die Richtigkeit der Aussagen von Beat Zahnd bestätigt, kommen die Teller rasch auf den Tisch. Wunderbar. «Noch etwas», sagt Beat, «Hans Traffelet nimmt zum Schluss immer einen Espresso,

bitte servieren Sie ihm das Ding kalt.» Manuela versteht die Welt zwar nicht mehr, aber was Beat Zahnd sagt, das wird schon seine Richtigkeit haben.

Fünf Minuten später kommt Hans Traffelet wieder daher und wundert sich sehr. «Habe ich hier oben eigentlich auch noch etwas zu melden?», fragt er in die Runde, die mit Achselzucken reagiert. Kurze Zeit später kommen die bestellten Kaffees und Espresso. Auf meiner Foto erkennen Sie genau jenen Moment, da Hans Traffelet mitbekommt, dass mit seinem Espresso vermutlich etwas nicht stimmt.

Die Sache mit dem weissen Velo haben wir übrigens voll durchgezogen. Hans Traffelet, in der Nähe des Gurten wohnhaft, musste zu Fuss nach Hause. Ich denke, dass er deshalb am nächsten Tag noch die grössere Freude als sonst gehabt hat, als er das Objekt seiner Begierde im Büro stehen sah, genau an seinem Geburi. Meinte eine seiner Mitarbeitenden: «Zwei Broncos haben das weisse Velo gestern Abend in dein Büro gestellt.» So öppis.



«Bronco» Beat Zahnd (links) schmunzelt in Richtung Hans Traffelet, der sich über seinen Espresso wundert.

Entschuldigen Sie bitte die Interruption.

“**Leserinnen und Leser, die eine meiner ersten Realsatiren noch in Erinnerung haben, wissen, dass ich einmal – zusammen mit Fk Sdt Wiedmer Klaus – am falschen Ort zu einem WK eingerückt bin und es während 24 Stunden niemand gemerkt hat. Auch die heutige Episode handelt vom Militär, vom WK 1973 auf dem Brunnersberg, um genau zu sein.**”

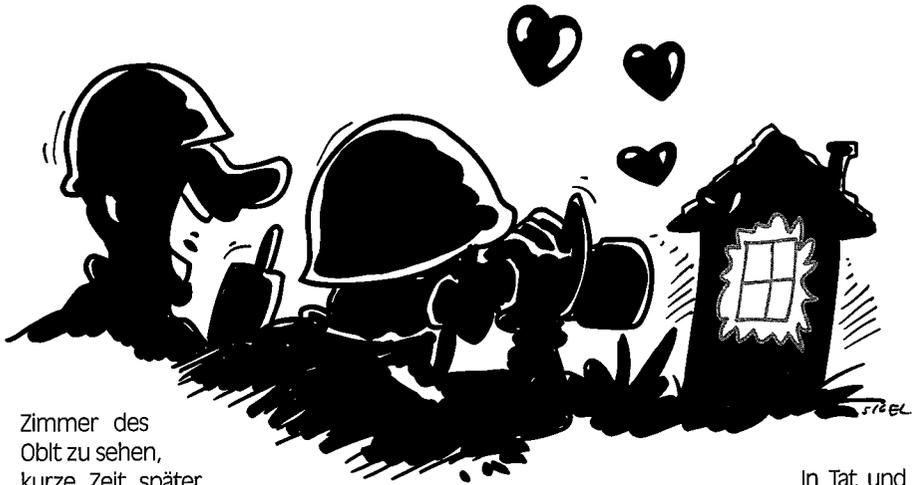
Willi Franz, Hanspeter Jenni, Kurt Moser und ich haben das grosse Los gezogen: Sonntagswache. Weil wir vier nur gewöhnliche Soldaten sind, gehört auch ein Offizier dazu, der sozusagen das Oberkommando innehat, wenn natürlich ebenso auf unfreiwilliger Basis. In unserem Fall ist es Oblt M., Cousin des Sergio, mit dem ich heute in der Migros Aare zusammenarbeite. Und auch mit Herrn M. werde ich Jahre später beruflichen Kontakt haben, aber das nur nebenbei. Was Sie zum totalen Lesevergnügen jetzt noch wissen müssen. Wir vier «Tätle» übernachteten unter Zeltplachen, Herr Oberleutnant im Hotelzimmer, mit Freundin, die zur Übernachtung angereist ist. Und, ganz wichtig: 1973 befinden wir uns nicht bloss in der Zeit des Kalten Krieges, sondern ganz in der Nähe von Feindesland, denn die Jurassier – «Vive le Jura libre» – haben es in dieser Zeit auf die Berner abgesehen. Da gilt es also, das Munitions-Lager unseres Berner Füs Bat 29 ganz genau im Auge zu behalten. Vor allem vor den bösen Béliers.

Wie so üblich, wird es abends irgendeinmal dunkel. Willi, Hanspeter, Kurt und ich müssen immer zu zweit patrouillieren, im 2-Stunden-Rhythmus, genau nach aufgestelltem Plan, ab Samstag 16:00 Uhr. Aber

wie es so ist: Bis Mitternacht stinken uns die 2-Stunden-Pläne, zu viert schauen wir nach dem Rechten, ist ja auch viel kurzweiliger. Am späteren Nachmittag trifft auch die Freundin des Offiziers ein. Er schaut nach dem Znacht schnell mit ihr bei uns vorbei – läck, isch das e hübschi Frou – und erklärt uns seinen persönlichen Rückzug, «da ihr vier das ja bestens im Griff habt». Klar doch. Wir einigen uns aber darauf, dass er über Nacht sein Funkgerät – ein handliches SE 125 – auf dem Nachttischli eingeschaltet lässt, damit er von uns umgehend angepeilt werden kann, sollte sich Ungewöhnliches ereignen. Aber damit ist ja wirklich nicht zu rechnen.

In den nächsten Stunden wacht unser Quartett über das Vaterland. Na ja, zumindest über den Brunnersberg, damit die Bevölkerung in Ruhe schlafen kann. Gegen 23:00 Uhr beobachten wir Licht im Zimmer des Herrn Oberleutnant, ungefähr eine Viertelstunde später wird es dort dunkel. Fragen Sie mich heute bloss nicht, wer von uns vieren die Idee hatte, aber der nachfolgende Dialog wurde sinngemäss geführt. «Mit dem würde ich jetzt auch tauschen...» Zustimmunges Lachen. «He, ich habe eine Idee, schalt mal dein Funkgerät ein, ich gebe dir schnell eine Meldung durch.» – «Marlboro von Muratti, antworten.» – «Muratti von Marlboro, verstanden, antworten.» – «Mir ist, dort beim Munitions-Matmag habe sich etwas bewegt, kommst du mal?» – «Verstanden, ich komme.» In Tat und Wahrheit braucht gar niemand zu kommen, wir vier sind ja beisammen. Sekunden später ist Licht im





Zimmer des Oblt zu sehen, kurze Zeit später erscheint er in Uniform im Hinterhof, ganz aufgeregt: «Was isch? Heit dir öpper gseh?» Wir verneinen, geben dem Kommandanten zu verstehen, dass wir uns getäuscht haben. Sorry.

Nach einem Rundgang – schliesslich will er das Gelände persönlich abschreiten, vermutlich wie im Handbuch für Führungsoffiziere vorgesehen – verabschiedet er sich, sichtlich erleichtert. Wir vier sitzen zusammen, blödeln, schauen auf ein bestimmtes Fenster, wo Augenblicke später das Licht an- und Minuten später wieder ausgeht. Nach zehn Minuten geht es wieder los. «Muratti von Marlboro, antworten.» – «Marlboro von Muratti, verstanden, antworten.» – «Jetzt scheint es mir auch, dass sich etwas hinter dem Munitions-Matmag bewegt.» Ehrlich gesagt, wir müssen uns bei unseren Funksprüchen ganz schön zusammennehmen, dass wir nicht in lautes Gelächter ausbrechen, in alkoholfreies (nur damit da keine falschen Gedanken aufkommen, Ihrerseits). «Ja, da sind doch zwei Schatten, ich schleiche mich einmal heran, auf dem Bauch, damit man mich nicht sieht.»

In Tat und Wahrheit spielt niemand Blindschleiche, hingegen sind vier Augenpaare auf das Hotelzimmer gerichtet, wo Augenblicke später Licht angeht und subito danach ein Funkspruch folgt. «Marlboro und Muratti von Cinqueuno*, unternehmen Sie nichts auf eigene Faust, ich komme!» Diese Feststellung lässt uns in Gebrüll ausbrechen, wobei unsere Finger logischerweise nicht auf die Sprech- oder Sendetaste drücken. «Habt ihr gehört? Er kommt!» Wir verteilen uns im Gelände, markieren die Aufklärer. Ganz ausser Atem (...) taucht er in der Dunkelheit auf. «Psssst, wo habt ihr etwas gesehen?» Zu fünf kreisen wir den Feind ein, pirschen uns immer näher ans Munitions-Matmag heran, und zwar so lautlos, das selbst Winnetou und Old Shatterhand ihre Freude an uns gehabt hätten.

Es ist inzwischen Mitternacht, wir haben unseren Spass gehabt und brauchen unseren Schlaf, so dass wir darauf verzichten, unseren Oblt ein drittes Mal zu interruptieren. Immerhin: Als wir ihm und seiner Freundin am Sonntag begegnen, da bekommen wir einige böse Blicke zugeworfen. Weiblicherseits.

* Die Offiziere waren in der Funksprache immer Cinqueunos, italienisch für 51. Fragen Sie mich nicht weshalb.

Wie ich zu einer schallenden Ohrfeige kam.

“ Hier zur Abwechslung wieder einmal eine Story aus dem Langzeitgedächtnis. Sie handelt 1974, als die Zypernkrise Reiseveranstalter veranlasste, Touristen sicherheitshalber und kurzerhand aus Rhodos zu evakuieren, zu repatriieren, wie es im Fachjargon hiess. Ich war damals bei Hotelplan beschäftigt, wohnte in Kloten und deshalb sozusagen prädestiniert, die Heimkehrenden zu begrüessen und ihnen zu erklären, weshalb sie Knall auf Fall ihre Koffer packen mussten, weil auf Rhodos nichts von Spannungen zwischen der Türkei und Griechenland zu spüren war. ”

Zwei Balair-Jets hatte Hotelplan gechartert, um die Kundschaft von Freitag auf Samstag auszufliiegen. Zwei Kategorien von nicht ganz freiwillig heimkehrenden Schweizer Touris gab es: Jene, deren Ferien an diesem Weekend eh zu Ende gegangen wären – und jene, die noch eine oder zwei Wochen auf Rhodos gebucht hatten. Zum Verständnis: Jene Reisenden, die an diesem Wochenende nach Rhodos hatten fliegen wollen, wurden vorher kurzfristig umgebucht.

Ausgangssituation: Samstagmorgen 06:00 Uhr. Die beiden Balair-Maschinen sind per 06:00 und 07:00 Uhr in Kloten angesagt. Von den ungefähr 400 Ferienmachenden wären für ungefähr 100 die Ferien sowieso zu Ende gegangen, für die restlichen 300 galt es, Alternativen zu offerieren, damit sie möglichst ohne langen Aufenthalt in Kloten noch am Samstag weiterfliegen können. Nota bene, wir schreiben 1974, also noch nichts von PCs, von Fax-Geräten (dafür gab es den Telex), von E-Mails, von

Natels oder Blackberrys. Drei Hotelplan-Hostessen und ich sitzen mit Bergen von Dokumenten eingedeckt am Schalter: Mit Passagierlisten (wo hat es auf unseren Chartern noch freie Hin- und Rückflugplätze?) nach Djerba, nach Las Palmas, nach Palma de Mallorca, nach Weissichsonstwo. Mit Hotelprospekten (wo hat es noch freie Zimmer und wie sieht das Hotel aus?), damit wir die Gäste dokumentieren können, mit Flugplänen (wann genau fliegt der Chlapf?), mit Restaurations-Bons («Bis zum Abflug können Sie sich auf unsere Kosten verpflegen...»). Kurz: Wir sind bestmöglich auf den Ansturm vorbereitet.

Flughafen-Angestellte weisen den ersten Ankömmlingen um 06:00 Uhr den Weg zum HP-Schalter im Terminal A. Die Leute sind aus verschiedenen Gründen erst einmal sauer. Erstens einmal, weil sie die ganze Aufregung nicht verstehen, zweitens, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen haben und, drittens, weil sie ihre Ferien auf Rhodos verbringen wollen, nicht auf Ballermann, wie Mallorca Jahre später einmal heissen wird. Doch ja, tolle Voraussetzungen für unsere Arbeit. Weil mit einer gut wahrnehmbaren Stimme ausgestattet, melde ich mich ohne Megaphon zu Wort: («Guete Morge, liebi Hotelplan-Gäschtl!»), erkläre die Ausgangslage, bitte um Verständnis, das uns aber grösstenteils nicht entgegengebracht wird, was verständlich ist. Immerhin kommen keine Tomaten oder Eier geflogen.



«Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir zuerst Familien mit Kindern helfen wollen...», schreie ich mit Inbrunst in die Meute hinaus, worauf sich wenigstens ein Teil der Wartenden beruhigt. Den anderen Leuten offerieren wir Bons, damit sie erst einmal zum Zmorge schreiten können (das ganze Prozedere wird sich eine Stunde später wiederholen, bei Ankunft der zweiten Balair aus RHO). Nadisna kriegen wir die Chose in den Griff, einige Passagiere können sofort weiterfliegen, bei anderen ist der Abflug um die Mittagszeit angesagt. Das sind die problemlosen Fälle. Erledigt. Kritisch wird es bei jenen, die erst am späten Nachmittag oder am Abend weiterfliegen werden. Da gibt es zwei Alternativen: Mit dem Car einen Ausflug an den Rheinfall mit Mittagessen in Stein am Rhein (wo ich früher gewohnt habe und mit einigen Restaurants telefonisch einen Deal aushandeln kann), oder aber ein Tageszimmer im Airport Hilton. Zum Schluss haben wir vier Cars in der Ostschweiz unterwegs und viele Zimmer im Hilton belegt.

Weil das Natel C und D damals noch vor ihrer Erfindung standen, stehe ich in Funkkontakt mit den Buschaffeuren, weise ihnen die Rückfahrt nach Kloten an, sobald ich verbindlich weiss, wann die Maschinen aus PMI, DJE oder LPA in Zürich eintreffen und nach knapp 45 Minuten wieder abfliegen werden. Das Gleiche gilt für die Gäste im Hilton. Alles klappt an diesem Samstag mehr oder weniger, fragen Sie mich heute nicht, wie genau wir das geschafft haben.

Ungefähr 100 Gäste sind auf ein Flugli der Air Spain gebucht, Abflug 19:00 Uhr in Kloten. Ich lasse diese Leute auf 18:00

Uhr an den Airport bringen. Dummerweise stellt sich dann heraus, dass die Kiste ein technisches Problem hat, so dass wir Bons für ein Znacht abgeben müssen («Dabei war es in Stein am Rhein so schön!»), da der Abflug immerhin noch knapp vor der Nachtflugsperre vorgesehen ist. Die Arbeiten ziehen sich in die Länge, um 21:50 Uhr ist die Maschine parat zum Abflug, die Passagiere hingegen können kein normales Check-in mehr machen, so dass ich im Einverständnis mit allen Flughafenbehörden eine Art Kampfbahn-Übung veranstalte: Die DC-9 fährt direkt vor ein Gate, die Passagiere stürmen die Gangways hinauf, sitzen einfach irgendwo ab – und ebenso ab die Post (das Gepäck wurde bereits verladen). Um 22:01 Uhr (eine Minute nach Inkrafttreten des Nachtflugverbots) hebt die Air Spain in Richtung Palma de Mallorca ab, wo sie in einer Nachtübung von unserem Residenten und seinem Team in Empfang genommen und die Gäste in die Hotels transferiert werden. Meine drei Kolleginnen und ich gehen in die Swissair-Lounge, bestellen eine Flasche Champagner. Nach zehn Minuten ruft man nach uns: «Die Air Spain kommt retour, die Frachttüre ist nicht korrekt verschlossen, die Maschine darf heute Nacht aber nicht mehr starten.»

Meine Kolleginnen kümmern sich um Bustransfers und Zimmer im Hilton, ich gehe zum Gate, wage den Versuch einer Erklärung. Noch bevor ich dazu komme, steht ein Gast vor mir, ungefähr einen Kopf kleiner, und haut mir kommentarlos eine Ohrfeige rechts, eine links. Päng, päng! Irgendwie kann ich ihn sogar verstehen.

«Hey Mann, ist das alles, was ihr zu bieten habt?»

☞ Wissen Sie, wie Superman in der weiblichen Version aussieht, als eigentliche Bionic Woman? Ich schon. Sie arbeitet als Zugsbegleiterin bei den SBB. Signalement: Um die 35, ungefähr 165 cm gross, leidet nicht an Magersucht. ☞

IC Zürich-Bern am Nationalfeiertag 2009. Mit einer Art Tell-Sprung besteige ich ultimo den Wagen. Sekunden später habe ich zum zweiten Mal Glück in der zweiten Klasse: Ein Platz ist noch frei. Kurz darauf kommt mir in den Sinn, dass ich mein Rückfahrticket nicht entwertet habe, aber das ist bestimmt kein Beinbruch, das wird der Zugsbegleiter – früher als Conducteur bekannt – bestimmt machen. Tut er dann auch. Aber wie.

Ungefähr Höhe Olten kommt ER, der Zugsbegleiter. Um ganz korrekt zu sein: ER ist eine SIE. Ich strecke IHR das Billett und das 3-Jahres-Halbtaxabo entgegen. Noch bevor ich einige erklärende und

entschuldigende Worte an SIE richten kann, kommt das Verdikt im Namen des Volkes: «Ihr Ticket ist nicht entwertet.» – «Ja, ich weiss, dafür hat es nicht auch noch gereicht, ich bin schon froh, überhaupt noch den Zug erw...» – «Es ist Vorschrift, das Ticket vor dem Einsteigen zu entwerten.» – «Ja, ich weiss, für mein Versehen möchte ich mich auch in aller Form...» – «In der Regel kostet das zehn Franken Busse.» – «In der Regel?» – «Ja. Ich kann Ihnen aber auch das ganze Ticket Zürich-Bern verlangen.» Hä? Ich habe das Entwerten unterlassen, besitze ein gültiges Billett und entwerten kann man das Ding im Zug selber ja nicht (weshalb eigentlich nicht?). Geits no? SIE beehrt mich: Weil nicht entwertet, könnte man unter Umständen vielleicht möglicherweise eventuell davon ausgehen, dass man die SBB zu schädigen versucht. Das ist nicht gestattet. Pfui, pfui. Und deshalb könnte SIE mich bestrafen, verzichtet aber grosszügigerweise darauf und ent-

wertet live, «weil Nationalfeiertag». Läck mir, was ist das denn für eine Lotterie. Kopf oder Zahl? Welche Regel wenden wir denn heute an? Und ich Trottel bedanke mich noch überschwänglich bei IHR für die Zuvorkommenheit.



Zwischen Olten und Bern denke ich darüber nach, was passiert wäre, hätte sie auf die neuerliche Bezahlung der Strecke Zürich-Bern oder auf die Busse bestanden, ich mich aber verweigert hätte. Wie muss man sich das als SBB-Passagier vorstellen? Nehmen wir also an, ich hätte gesagt, «Sorry, ich habe ein gültiges Ticket, Sie können es entwerten, gute Frau, für weitere Zahlungen stehe ich nicht zur Disposition». Was dann? Hätte sie den Oberteil ihrer Uniform links und rechts aufgerissen, worauf das berühmte «S» zum Vorschein gekommen wäre? Oder hätte sie mit einer flinken Bewegung mein Handgelenk gepackt, es mit einer Handschelle verpasst und das andere Ende an der Stuhllehne befestigt und per Handy eine Vollzugsmeldung an die Bahnpolizei durchgegeben? Hätte sie sich gar auf mich gestürzt und gewürgt, bis ich mindestens mit einer Zehnernote rausgerückt wäre? Wie hätten die Mitreisenden reagiert? Mit Abscheu, mit Applaus? Und dann bei der Einfahrt in Bern, wäre ein Perron von Sicherheitskräften abgesperrt und die Gruppe «Enzian» würde den Wagen stürmen, in voller Kampfmontur? Würde das lokale Fernsehen sein Programm unterbrechen («Live us em Houptbahnhof Bärn für Tele-Bärn, d'Chantal Beljean»)? Klar: Meine Stelle wäre ich los, aber für wie viele Jahre würde mich der Richter auf den Thorberg schicken? Zum Glück kann Superwoman das alles mit ihrer selbstlosen Aktion – sprich der Entwertung des Tickets – verhindern. Ich werde sie für den Friedensnobelpreis 2010 vorschlagen lassen.

Was bisher unerwähnt blieb: Ich habe einen Platz im ersten Stock erobert. Auf Höhe Langenthal/Herzogenbuchsee ist

«von unten» grauenhafte Musik zu hören. Drei Jünglinge (Typ: Jeans unterhalb des Phudis, Baseballcap schräg montiert, obercoole Sonnenbrillen, Billigstschmuck um den Hals) feiern Party zu 50Cent (das ist ein Rapper). Oben macht sich Unmut unter den Reisenden breit. Mein Vis-à-vis macht sich bereit, den Kids den Tarif durchzugeben. «Warten Sie, lassen Sie mich das machen», nimmt er zur Kenntnis, sichtlich erstaunt. Ich stehe auf, schreite die Treppe hinunter zu den Teenagern, vermutlich nicht mit Bürgerort Wengen.

Die drei Herren schauen mich erwartungsvoll an, ihre Provokation scheint gewirkt zu haben, ein Oldie will sie zusammenstauchen, sie lächeln lässig, 50Cent aus dem i-Pod röhrend. «Hört mal, ihr drei, das ist total unfair, diese Show, die ihr hier abzieht!» Ihr Lächeln wird zum Grinsen. Noch bevor sich einer zu Wort melden kann, folgt mein rhetorischer Tsunami, damit alle Reisenden etwas davon haben: «Hey man, habt ihr keinen Saft in eurer Kiste? Die Hälfte der Leute oben hört überhaupt nichts von 50Cent, das ist total uncool. Habt ihr keinen anständigen Booster?» Unser Trio guckt ziemlich belämmert aus der Wäsche. «Und zudem erscheint in wenigen Augenblicken die Zugsbegleiterin, ihr habt doch keinen Schiss vor ihr, ihr seid doch keine Warmduscher, sondern doch echte Putbill-Streichler. Hopp! Sounded mal richtig, gopf! Und zwar so, dass der ganze Wagen etwas davon hat.» Die Provos scheinen in dieser Rolle völlig überfordert, geben keinen Mucks mehr von sich, derweil ich einiges an anerkennendem Nicken erblicke, als ich wieder Platz nehme. Bleibt bloss noch zu hoffen, dass unsere drei jungen Mannen sich heute nicht psychologisch betreuen lassen müssen.

Wenn eine Gewerkschaft handgreiflich wird...

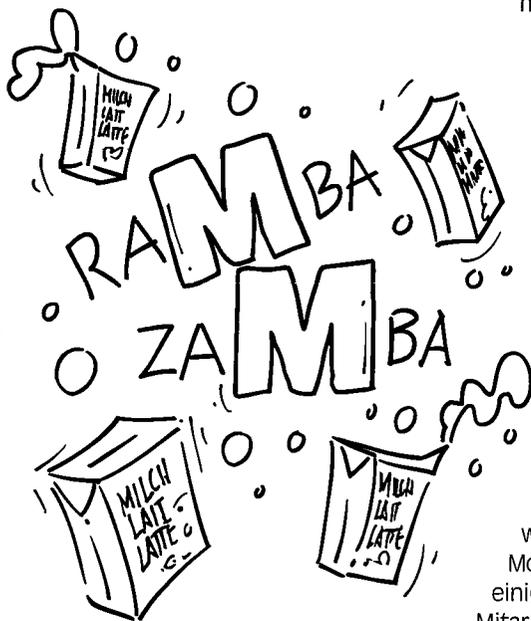
☞ **Bekannt: Man soll nicht alles glauben, was in den Medien steht. Es gilt aber auch, nicht alles zu glauben, was noch nicht in den Medien steht.** ☞

Die Gewerkschaften stehen regelmässig im Konflikt mit Arbeitgebern. Je grösser eine Firma, desto lauter, denn damit kann man sich Öffentlichkeit verschaffen. In dieser Realsatire geht es aber nicht um die Rolle der Gewerkschaften oder der Arbeitgeber, denn meine Betrachtungsweise dürfte ohnehin subjektiv ausfallen. Hier und jetzt geht es um einen Vorfall in einer Migros in der Stadt Biel. Kleiner Vorspann: Eine Gewerkschaft hat Aktionen vor dieser Verkaufsstelle angebroht. Weil wir nicht unverhältnismässig auf die Drohung reagieren wollen, verzichten wir auf Überwachungspersonal vor der Filiale, wir bitten einzig den Leiter, uns in Schönbühl zu informieren, falls sich etwas tun sollte. Alles mit Mass.

Es ist gegen 19:00 Uhr, als ich eine SMS erhalte und darüber informiert werde, dass es in der besagten Migros zu Ausschreitungen

gekommen ist, die Polizei sei informiert. Mehr ist dem Handy nicht zu entnehmen, so dass ich sofort in die besagte Filiale anrufe. Jene Kollegin, die den Hörer abnimmt, traut mir nicht über den Weg, als ich ihr erkläre, ich sei Pressesprecher der Migros Aare und wüsste gerne Details zur Sache: «Ich weiss nicht, ob ich Ihnen Auskunft geben darf, ich verbinde Sie deshalb mit dem Filialleiter.» (Die Kollegin wird Tage später einen Blumenstraus für ihre korrekte Reaktion erhalten, denn da könnte ja jeder daherkommen und behaupten, er sei der Bornhauser von der Presseabteilung.) Nach einem kurzen Gespräch mit dem Filialleiter werde ich mit einem Mitarbeitenden verbunden, der die Sache 1:1

miterlebt hat. Seine Schilderung des Vorfalls, sinngemäss: Um ca. 18:15 Uhr seien acht bis zehn Männer in die Migros-Filiale gekommen, hätten sich Milchpackungen geschnappt, danach Kunden und Personal belästigt. Sie wären auch handgreiflich geworden, bis zum Moment, da sie von einigen beherzten Mitarbeitenden und



Kunden regelrecht auf die Strasse gestellt worden wären. Vor allem aber: Es seien Gewerkschaftsvertreter gewesen. Wie er darauf komme, will ich wissen (im Gedanken formuliere ich bereits die Schlagzeile einer möglichen Pressemitteilung, «Gewerkschaft schickt Schlägertrupp...»). «Sie hatten Plakate dabei, mit dem Namen der Gewerkschaft!», heisst es. Immerhin, verletzt wurde niemand, die Polizei sei soeben eingetroffen und würde einige Gewerkschafter vernehmen.

Im Wissen, dass die Gewerkschaft ja eine Aktion angedroht hatte, mache ich mich ans Schreiben einer Kurzmeldung für die Medienvertreter. Während ich die Sätze in die Tastatur haue, kommen gewisse (...) Zweifel über den Tathergang auf. Zwar erlebe ich einzelne Vertreterinnen und Vertreter der Gewerkschaften als sture Zeitgenossen, die überhaupt nicht zuhören mögen, wenn man den eigenen Standpunkt zu erklären versucht und – im Gegenteil – auf ihren zum Teil nicht mehr ganz neuzeitlichen Ideologien beharren und Arbeitgeber grundsätzlich als Feinde einstufen. Aber gewalttätig? Nein, so habe ich noch niemanden aus den Gewerkschaften erlebt. Klar, dann und wann geben wir uns verbal «uf e Gring», aber an die Gurgel sind wir uns noch nie. Mit dieser Erfahrung höre ich mit dem Schreiben auf und rufe wieder in die besagte Filiale an. Parallel dazu informiere ich per SMS/E-Mail den Krisenstab der Migros Aare.

Per Zufall habe ich beim zweiten Anruf direkt den Filialleiter am Telefon. «Ein Vertreter der Polizei steht neben mir, möchten Sie direkt mit ihm sprechen?» Klar möchte ich das. Vom Freund und Helfer lasse ich mir den ungeheuerlichen

Zwischenfall mit den Gewerkschaftsvertretern schildern. Nach Angaben der Polizei sind «acht bis zehn Männer» gegen 18:15 Uhr schnurstracks in die Molkereiabteilung der Migros gelaufen. Jeder der Männer hätte einen Tetrapack Milch aus dem Regal genommen, worauf sie versucht hätten, diese Milch zu überbrissenen Preisen anwesenden Kundinnen und Kunden anzudrehen, mit dem Hinweis, das sei Supermilch und einen Mehrpreis wert, worauf es zwischen den Männern und Mitarbeitenden, resp. Kunden zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre, wobei die zum Teil alkoholisierten Männer diese Streitereien ausgelöst hätten. Man sei jetzt im Besitz ihrer Personalien.

Ich stelle ganz vorsichtig die Fragen aller Fragen: «Waren das Gewerkschafter? Oder gar Bauern, die gegen den Zerfall des Milchpreises auf ihre Art protestiert haben?» Er verneint, will wissen, wie ich darauf kommen würde. Um unsere Mitarbeitenden nicht zu desavouieren, erzähle ich irgendetwas von angedrohten Aktionen, ohne eine Gewerkschaft beim Namen zu nennen. Er klärt mich auf: «Das waren Leute, die bei einem feuchtfrohlichen Polterabend die Idee hatten, in der Migros Rambazamba zu machen.» Ob die Polizei denn keine Plakate gefunden hätte, mit Aufschriften? Er verneint: «Sie hatten alle die gleichen T-Shirts mit der gleichen Aufschrift, aber mit Gewerkschaften hatte das nichts zu tun.»

Liebe Leserinnen, liebe Leser, Sie werden sich ungefähr vorstellen können, mit welcher Erleichterung ich daraufhin die Delete-Taste für meine Medienmitteilung gedrückt habe. Und ich will mir gar nicht erst ausmalen, was passiert wäre, hätte ich sie voreilig und ohne Rückfrage abgeschickt...

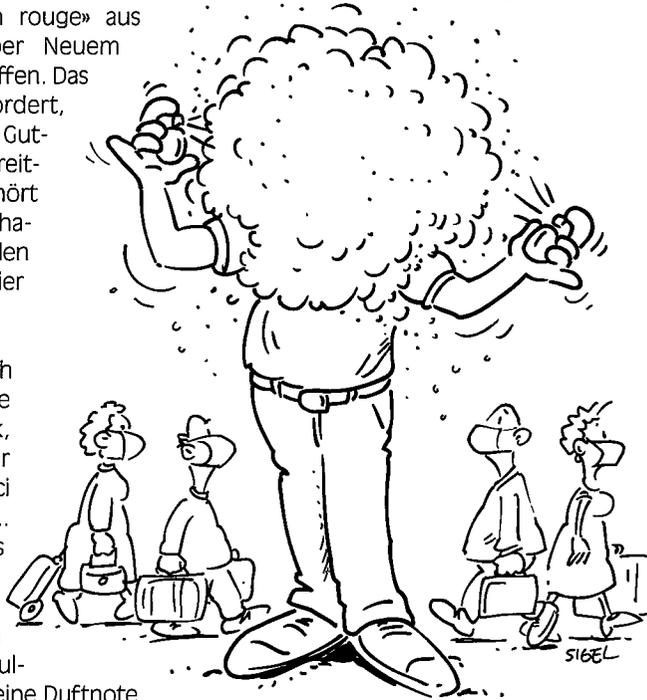
Ein Bischof. Ein Tennisprofi. Und ein Stinktief.

“Was gibt es Langweiligeres, als nach dem Check-in auf einem Flughafen auf das Einsteigen ins Flugzeug zu warten? Gut, ja, stimmt, Zuschauen beim Fischen. Aber sonst? ”

Ich habe meine eigene Methode, die Zeit totzuschlagen: Mit einer Visite in den Tax-Free-Shops, wo es nebst Alkoholika, Raucherwaren und Schoggi vor allem Eaux-de-Toilette aus der ganzen Welt zu posten gibt. So auch kürzlich. Im Normalfall begnüge ich mich eigentlich damit, meine Handgelenke mit einem simplen «Pffft!» mit dem Duft der weiten Welt aufzuwerten. Und im Prinzip stehe ich auf «Vetiver» oder «Baton rouge» aus dem Hause Guerlain, aber Neuem gegenüber bin ich immer offen. Das wird auch dadurch gefördert, dass pro EdT jeweils eine Guttere zum Versprühen bereitsteht. Meine Neugierde gehört heute und an diesem Flughafen und in diesem speziellen Fall «Male» von Herrn Gaultier aus Paris.

Dummerweise schaue ich einer jüngeren Dame zu, wie sie nicht ihr Handgelenk, sondern ihre Bluse mit «Air du temps» von Nina Ricci parfümiert. Clever, clever... Und was die Frau kann, das kann der Thomas Bo auch. Mit anderen Worten. Ich schnappe mir das Flacon mit «Male» von Jean Paul Gaultier, sprühe mir zuerst nur eine Duftnote ans Handgelenk, erfreue mich riechenderweise daran, um anschliessend vier

«Pffft!» aufs Polohemd zu zielen. Ich bin ja gespannt, was mein Reisebegleiter dazu sagen wird. Bestimmt findet er lobende Worte. Irrtum. «Läck, schmöcksch du...», heisst es kurz und knapp. «Findsch?» – «Ja, das isch ja grauehaft, wie im Puff.» Da ich diesbezüglich keine Erfahrung habe, kann ich nicht mitreden. Aber so unrecht hat er nicht, denn wenn ich das Polohemd beim Ausschnitt hin und her bewege, um mir den männlichen Duft in die Nase zu ziehen, kommt schon eine anständige Wolke dahin, weniger «Male» als vielmehr «mal», was in der Sprache Voltaires mit «schlecht» umschrieben wird. Sehr lustig, dieses



Wortspiel, ja, wirklich. Aber total unpassend. Um das Schlimmste abzuwenden – nämlich den Umstand, dass der Flughafen meinetwegen vorübergehend geschlossen werden muss – verziehe ich mich in eine Toilette, wo ich Papierhändtücher gegen das Polohemd drücke, in der Hoffnung (...), das EdT würde sich so aufsaugen und verduften lassen. Weil gerade niemand anderes zu sehen ist, ziehe ich das Ding auch schnell aus und reibe meine Heldenbrust mit nassen Papiertüchern ab, um Herrn Gaultier wenigstens auf der Haut zu neutralisieren. Mit dem Resultat meiner Bemühungen bin ich zufrieden.

Wie ich aus der Toilettenanlage komme, überhole ich in Richtung Gate 53 zwei Polizisten. Ihr leiser, aber dennoch gut wahrnehmbarer Kommentar ist vernichtend, sind doch Wortbrocken wie «... riechst du noch aus 20 Meter Entfernung gegen den Wind...» zu hören. Super hast du das wieder gemacht, Thomas, grossartig. «Und jetzt?», frage ich Augenblicke später meinen Kollegen, «besser?» – «Nein, weshalb sollte es auch?» Ich starte gar nicht erst den Versuch einer Erklärung, sondern schaue in Boutiquen à la Hugo Boss oder Tommy Hilfiger, was denn ein neues T-Shirt kostet. Aber selbst mit «50% Reduktion!», wie auf Schildern zu lesen steht, gibt es keinen Einklang mit meinem Budget. Die Idee, ein Schild mit «Tausche gefälschtes Lacoste-Polohemd mit echtem Gaultier-Duft gegen gewöhnliches, dafür duftneutrales T-Shirt» zu beschriften und damit umherzulaufen, verwerfe ich schnell, da der Satz ja in mehreren Sprachen kommuniziert werden müsste, und dafür fehlt die Zeit. Weil noch immer total verunsichert, mache ich die Probe aufs Exempel und

laufe relativ schnell anderen Reisenden entgegen. Nun, sooo schlimm kann meine Duftwolke nicht sein, denn nur ungefähr die Hälfte der Leute dreht sich meinetwegen um, meistens kichernd, vor allem die Japaner. «Passagier Weissensteiner nach Amsterdam, melden Sie sich sofort am Gate, Sie verzögern den Abflug» ist am Lautsprecher zu hören. Aber wer weiss, ob nicht auch Herr Weissensteiner voller Verzweiflung in einer Toilettenanlage steht, mit nacktem Oberkörper, und sich geniert, unter die Menschen zu treten.

Einige Menschen laufen mit weissen Gesichtsmasken umher, aber dieses Phänomen ordne ich eher der Schweinegrippe als «Male» zu, denn im Umkreis von zwei Metern von mir ausgehend würde jedes Virus automatisch absterben. Daher gilt: Sollten die Gesichtsmasken ausverkauft sein und/oder zu wenig Impfstoff zur Verfügung stehen, dann sollte das Bundesamt für Gesundheit BAG unbedingt Herrn Gaultier in Paris kontaktieren, um eine Weiterverbreitung der Seuche zu verhindern. Allenfalls kämen hier die Herren Armani, Boss oder Davidoff als Alternativen in Frage. Im schlimmsten Fall sogar Herr Denim.

Dass mein Kollege und ich nicht nebeneinander sitzen können und ich selber zuhinterst ins Swiss-Flugi, Reihe 25 C, verbannt werde, ohne Fenster, das nehme ich nicht persönlich und denke auch nicht, dass man mit dieser Massnahme das Stinktier verbannen will, denn neben mir sitzt ein waschechter Bischof, der ein Zwillingbruder von Bruno Ganz sein könnte (während des ganzen Fluges die elektronische Bibel lesend). In der gleichen Reihe, auf Platz A, hockt ein Tennisprofi, der nach dem Start sofort in einen Koma-ähnlichen Schlaf verfällt, möglicherweise wegen meines Polohemds.

Gesucht wird ein Kontakt bei der NASA.

“**Manchmal kann ich gewisse Sachen nicht nachvollziehen. Zum Beispiel, dass man Behörden einfach «machen» lässt – und diese erst noch stur auf ihren Standpunkten beharren, mögen ihre Argumente noch so weltfremd sein. Es isch eifach eso, Punkt.**”

Können Sie mir vielleicht helfen? Ich bin nämlich auf der Suche nach einer Adresse bei der NASA, denn ich habe jemanden anzumelden, um auf den Mond geschossen zu werden, der heute noch beim Kanton angestellt ist. Tatort Oberwohlen: Vor ungefähr zwei Jahren hat der Kanton dort künstliche Hügel auf die Strasse anbringen lassen – mit aufgemalten grossen langen Dreiecken, Backgammon-Zeichen ähnlich – angeblich, um das Tempo zu drosseln. Da man an jener Stelle eh nicht schnell fahren kann, weil vor/nach einer Kurve, waren diese Ausgaben für die Katze. Oder für die Füchse, ganz wie Sie wollen und je nachdem, was für ein Tier gerade über die Strasse läuft. Ganz abgesehen davon, die grossen Dreiecke wurden bei Nässe erst selber zur wirklichen Gefahr. Bireweich. Item: Vor ungefähr einem Jahr wurden die Högerli vernünftigerweise abgetragen, aber nur um... total neu aufgetragen zu werden, weil gegenüber den Plänen angeblich um zwei Zentimeter (!) zu niedrig. Jetzt aber zur Schwanzfeder des behördlichen Schwachsinn: Letzten Herbst wurden die auf den Hügeli aufgemalten Dreiecke abgefräst und ganz neu aufgemalt, nur leicht versetzt. Liebe Beatrice Simon, als Finanzdirektorin des Kantons, falls Sie sparen möchten, an Mensch und Material: Ich hätte Ihnen einen ganz heissen

Tipp. Aber dort wird es zur Rechtfertigung des behördlichen Blödsinns seitens der Erbsenzähler bestimmt heissen, das Bauunternehmen hätte nicht zentimetergenau nach den vorgeschriebenen Plänen gearbeitet, leiste jetzt eben Garantearbeiten und das gehöre halt von pflichtbewussten Beamten überwacht, weil auch jeder Leerlauf jenseits des gesunden Menschenverstands innerhalb der festgeschriebenen Normen ausgeführt werden muss.

Und wenn wir schon dabei sind, mit behördlichem Gaga. Die Aufwendungen für diese Högerli in Oberwohlen werden vermutlich noch getoppt, denn in der Berner Zeitung BZ vom 24. September 2009 stand zu lesen, dass in Oppligen für eine 25 Meter lange und 230 cm hohe – ganz gewöhnliche! – Lärmschutzwand 105 Planungsstunden verrechnet wurden. Das wären demnach über zwei Wochen Aufwand für eine 08/15-Konstruktion. Diese kantonale Feld-Wald-und-Wiesen-Wand kostet den Steuerzahler 52'700 Franken, davon 13'550 Franken für Architektur- und Ingenieurarbeiten, als ob die Wand die erste ihrer Art auf der Welt wäre. «Amtliche Steuergeldvernichtung» heisst das dann wohl. Scheint aber niemand gross zu interessieren, weil ja nicht das eigene Geld. In der BZ wettert Urs Iseli, Bauvorsteher der Gemeinde im Kiesental, denn auch treffend: «Hier wird der Steuerzahler betrogen.» Der Oberingenieurkreis II des Staates Bern sieht beim Vorgehen kein Problem, die Oppliger-Wand sei nach branchenüblichen (!)



Gepflogenheiten gebaut worden. Oppligen schulde dem Kanton die 52'700 Franken, bis auf den letzten Rappen, sonst werde allenfalls betrieben. Sy no Frage, liebi Stüürzahler?

Wir fahren an einem Samstagmorgen mit Bekannten nach Vercorin, fürs Weekend. Als wir in Chalais die letzten 10 Kilometer in Angriff nehmen wollen, ist bei der Kirche eine Vollsperrung der Strecke angesagt, mit Barrieren und Security. Kein Durchkommen. Grund: «Le Rallye du vin», ein mehrtägiges Autorennen im Wallis, das jedes Jahr durchgeführt wird, dummerweise ohne grosse Vorankündigung, sonst hätten wir einen anderen Weg genommen. Also wieder retour in Richtung Sion, nach Grône, von wo aus man auch nach Vercorin fahren kann. Auf halbem Weg, auf halber Höhe: Vollsperrung. Rallye du vin. Ich steige aus, légèrement hässig, gehe zu drei Offiziellen, die am Streckenrand stehen. «Messieurs,

bonjour! Wann kann man hier wieder durchfahren? Wir möchten nach Vercorin.» Die drei Antworten schwanken zwischen zwei und drei Stunden. Super! Weshalb kann man dieses Rennen nicht bereits im Tal, auf der Autobahn ankündigen, damit man gleich von Anfang an den Umweg via Val d'Anniviers nehmen kann, was ungefähr einem Bern-Zürich via Basel gleichkommt? «On l'a annoncé dans le journal», man habe das in der Zeitung angekündigt. «Messieurs, kennen Sie hier den «Bund», die «Aargauer Zeitung», die «Neue Fricktaler Zeitung» gar?» Die Herren verneinen. «Sehen Sie, ebenso wenig kennen wir in der Deutschschweiz Ihren «Nouvelliste». Langsam, aber sicher werde ich echt hässig. «Und weshalb ist es denn nicht möglich, wenigstens unten in Grône ein Plakat hinzustellen, mit dem Hinweis, dass die Strasse nach Vercorin zeitweise gesperrt ist? Weshalb lässt man alle Autos bis hierher fahren? Hä?» – «Ach, ihr Deutschschweizer, ihr nehmt alles immer viel zu ernst...» sagt einer, «Wir sind für die Streckensicherung zuständig, nicht für die Kommunikation» ein anderer. Sie merken es, liebe Lesende: Ils s'en foutent pas mal, denen ist das alles schnorzel, weil ja wirklich nicht ihr Problem. Fazit: Runter nach Grône, weiter nach Sierre, die Serpentina hoch bis fast ans Talende des Val d'Anniviers nach Vissoie, anschliessend die ganze Strecke retour auf der anderen Seite bis Vercorin. Merci beaucoup.



Gesucht wird: Thomas Elisa.

“Ich habe mir einen neuen Pass ausstellen lassen. Einen biometrischen Pass.”

Es geht ganz gäbig, diesen Identifikationsausweis via Internet zu beantragen, weil selbst PC-Tieffliegern ganz anschaulich erklärt wird, was man als Nächstes zu tun und einzutippen hat. Ich kann Ihnen sagen, das ist ein echtes Glücksgefühl, wenn Augenblicke später bereits die Bestätigung kommt, dass man alles korrekt gemacht und das umgehende Aufgebot für die «persönliche Vorsprache» beim Passamt erhalten hat. Hurra! Party!

«Sehr geehrter Herr Thomas Elisa Bornhauser» steht in der Bestätigung geschrieben. Elisa? Falsch. Ich heisse Elias mit Mittelnamen. Meine Replik erfolgt subito: «Danke für das Aufgebot, beachten Sie aber bitte, dass ich Elias heisse, nicht Elisa.» Es kommt keine Bestätigung.

Einige Tage später, an der Laupenstrasse 18a zu Bern. Ich ziehe meine Nummer, 172, und warte, bis die 1, die 7 und die 2 in der für mich vorgesehenen Reihenfolge aufleuchten. Chapeau: Fünf Minuten vor dem abgemachten Termin darf ich ran. Bei Victoria K., einer sympathischen jungen Frau. «Sie sind?» – «Bornhauser. Thomas Elias Bornhauser.» Sie beginnt mit dem Eintippen meiner Daten, auch anhand der mitgebrachten ID.

«Komisch», meint sie auf einmal, «ich habe zwei Anträge von Ihnen, das heisst, für Thomas Elisa Bornhauser, haben Sie zwei Anträge gestellt?» Nein, habe ich nicht. «Es ist auch ganz merkwürdig», meint sie, die Stirne runzelnd, «das

kommt zwar ab und zu vor, aber normalerweise kann ich den einen Antrag jeweils problemlos löschen, bei Ihnen geht das nicht.» – «Lautet der eine Antrag auf Elias, der andere auf Elisa?» Victoria K. verneint. «Was machen wir jetzt? Sie sehen ja, dass ich nicht weiblichen Geschlechts bin...» Sie schmunzelt. Vom Schalter nebenan lacht es herüber, da haben es Pass-Frau und Kundin samt Kind lustig. «Haben Sie es immer so lustig?», will ich wissen. «Ja, dann und wann schon.» Ob das alle Beamte von ihrem Arbeitsplatz behaupten können?

«Das ist wirklich komisch, ich kann den zweiten Antrag nicht löschen.» – «Vielleicht bin ich ja geklont.» Victoria K. lacht. Sekunden später stellt sich heraus, wer die ganze Sache verbockt hat: Mein Bürgerort, wo ich seinerzeit auch «zivil» auf dem Standesamt war. Der Weinfelder hat mich als Elisa gebrandmarkt. Schon merkwürdig für eine Gemeinde, die sich sogar eine Thomas-Bornhauser-Strasse hält, samt gleichnamigem Schulhaus (und Sie dachten, Strassen würden erst nach dem Tod gewisser Zeitgenossen benannt, nicht wahr?). «Ich bringe das schon in Ordnung, werde mit den Weinfeldern telefonieren, machen Sie sich keine Sorgen.» Gloria Victoria! (Frei nach dem Kinderlied «Ein Mann, der sich Kolumbus nannt», mit dem Refrain «Widewidewitt bum bum...»)

Dann geht es z'Grächtem los. «Wie gross sind Sie, 194, stimmt das noch?» Ich bejahe. Das Gewicht, auf das ich nach einer weiteren (...) Diät durchaus stolz bin, interessiert sie aber nicht. Auch mein



bevorzugtes Eau-de-Toilette nicht. Dann werde ich aufgefordert, im Kabäuschen Platz zu nehmen. Folgende Amtshandlungen gilt es danach zu erledigen, in der dafür vorgesehenen Reihenfolge: Kontrolle der persönlichen Daten auf dem Bildschirm – auf dem zuerst WELCOME aufleuchtet, womit man unsere vier Landessprachen elegant umgeht, für alle Schweizer Bürgerinnen und Bürger leicht verständlich –, Unterschrift mit Spezialstift, Scannen der beiden Zeigefinger (Fingernägel nach oben), Foto.

Meine Adresse stimmt fast, wir bringen die dafür notwendige Korrektur an.

Anschliessend der Griff zum Stift, um eine schwungvolle Unterschrift auf die Glasplatte zu zeichnen. «Sind Sie mit Ihrer Unterschrift zufrieden?» – «Ehh... Ja... Ich mache sie immer so.» Es folgt das Scannen der Fingerabdrücke, ein durchaus schmerzloses Prozedere. Zum Schluss die «pièce de résistance», die Portraitfoto. «Können Sie bitte ein bisschen freundlicher dreinschauen?» – «Sicher, ja, aber ich dachte, das dürfe man nicht, das sei eine ernsthafte Sache, die US-Behörden vermuten doch keine fröhlichen Schweizer, das wirkt doch verdächtig...» – «Das geht schon in Ordnung, Sie müssen bloss den Mund geschlossen halten.» Das hat Victoria K. doch schön gesagt, nicht wahr?

Zwei Sachen gleichzeitig machen? Können Männer nicht.

“ 1994 war es, als ich zusammen mit Jasmin, Aude und Judith eine «Ladies Night» bei uns zu Hause organisiert habe, im Einverständnis mit meiner Frau, die dafür mit einer Kollegin in den Ausgang huschte. Die «drei Engel für Bo» waren alle ledig und liessen sich bei einem Grillabend verwöhnen. Das alles ging perfekt, obwohl ich auch noch unsere Tochter (damals 7) und unseren Sohn (4) betreuen und ins Bett bringen musste. Kürzlich hatte Jasmin die glorreiche Idee, wir könnten doch diese «Ladies Night» wiederholen, 16 Jahre später, die Damen inzwischen knapp U50, alle inzwischen verheiratet. ”

Treffpunkt war um 18:00 Uhr bei uns. Vorweg: Ich hatte an diesem Tag eine völlig unerwartete Mega-Übung im Geschäft, mit den Medien, in einer bestimmten Angelegenheit. Diese Arbeit war um 16:45 Uhr, als ich das Büro zum

Einkaufen verliess, nicht zu Ende, denn zu Hause hatte ich als Pressesprecher der Migros Aare noch Zeit, online meine Zitate in der besagten Sache gegenzulesen und allenfalls zu korrigieren. Aber wozu ist man Routinier, ein alter Fuchs? Easy. Als ich zu Hause eintreffe, merke ich, dass die Crevetten-Spiessli fehlen, weil ich Lölì keinen Einkaufszettel gemacht habe. Aber man(n) hat schliesslich noch anderes im Kopf, nicht wahr? Item, nicht so schlimm, wird eh niemand merken, weil nicht vorangekündigt.

17:55. Ich entschliesse mich, schon mal die Pfeffersuppe vorzubereiten. Bo's Geheimrezept: Einen Beutel Pfeffersauce aus der Migros posten, das Doppelte der angegebenen Menge an Wasser und Milch dazugeben, während einer halben Stunde leicht einkochen lassen, zum Schluss etwas Rahm und einen Schuss Cognac dazugeben. Die Ola-Welle ist Ihnen gewiss. Während die Suppe langsam auf Touren kommt, verlasse ich um 18:05 die Küche und schalte TeleBärn ein, weil auch sie vor Ort waren. Gleichzeitig läutet es an der Türe. Ich küsse die drei Damen hurtig ab, schreite subito ins Wohnzimmer zurück. «Sorry, Ladies, ich muss was am TV schauen.» Erst im Anschluss daran begrüssen wir uns anständig. Nach Anwerfen des Feuers im Gartencheminée ruft der Apéro, dank Fixfertigem aus der Migros und kaltem Roero Arneis bestens vorbereitet. «Ladies. Cheerio!!» Beim Absetzen des Glases blicke ich zur Küche. Die Suppe! Auf dem Herd



Sekunden später das Drama. Zwar ist sie nicht übergekocht, aber die halbe Suppe klebt schwarz eingekocht auf dem Pfannenboden. Keine Crevettenspiessli, jetzt auch keine Suppe. Und meine Frau wird sich ob der Pfanne bestimmt schampar freuen. Super.

Ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen, verschwinde zwischendurch schnell an den PC, in Erwartung weiterer Zitate. Draussen lodert das Feuer trotz Dauerregen, drinnen chatten die drei Frauen drauflos, der Gastgeber gibt sich locker, parliert zwischendurch aktiv mit, die Gedanken aber ständig noch bei Beruflichem. Gegen 19:30 die Ankündigung, dass ich die Maiskolben schnell über die Glut halten werde und wir in fünf Minuten zu Tische können. Dieses Entrée klappt genau nach Regie, nicht zuletzt auch dank einem grossartigen «Elena», einem Barbera d'Alba aus dem Hause Roberto Sarotto (Neviglie/Piemont). «Salute, auf uns!»

Es folgt der Hauptgang: Bo's Hamburger, eine nicht zu übertreffende Spezialität, die in ihrer Zubereitung mit den vielen Zutaten jedes Grillentrecôte in den Schatten stellt. «Übertreib nicht wieder mit der Menge», hat meine Frau geraten, «die drei Frauen sind keine abnormal grossen Esserinnen!» Ich habe ihren Ratschlag befolgt und deshalb nur 2x4 tiefgekühlte XXL-Hamburger gekauft. Die ersten vier kommen auf den Grill, auf dass sie knusprig braun werden. Fünf Minuten später das Drama: Die Dinger sind derart gross und dünn, dass sie beim Wenden mit der Grillzange in sich zusammen- und geräuschvoll zischend in die Glut fallen. Nur einer lässt sich retten. Horror. Also sind Nummern 5 bis 8 gefragt. Auf dem

Weg in die Küche die News an die Ladies, dass alles bestens ist, wir uns ja nicht zu beeilen brauchen und sie sich ruhig selber Wein nachschenken sollen. Nein, nein, liebe Lesende, ich fühle mich üüberhaupt nicht gestresst. Gar nicht.

Der zweite Wurf gelingt, fünf Hamburger sind perfekt gebraten. «Prima, Thomas!» ist während des Essens zu hören. «Hat noch jemand Lust auf einen zweiten Hamburger?» will ich alibihalber wissen. «Ich!», «Ich!», «Ich!». Der letzte Biss meines Hamburgers bleibt im Hals stecken. In der Küche wird der letzte Hamburger gedrittelt und liebevoll auf Tomaten, Salat, Zwiebeln, Speck und anderem (ist geheim!) gebettet und zwischen die Brotscheiben gest(ri)eckt. «Nein, Ladies, danke, ich selber habe keinen Hunger mehr..» Zum Glück erweist sich zum Schluss die gekaufte Schwarzwäldertorte als Retterin in der Not. Als meine Frau gegen 23:00 Uhr von der Arbeit nach Hause kommt und sich der geselligen Runde anschliesst, bin ich fix und foxi, schleiche diskret in Richtung Bett ab, bin aber immerhin überzeugt, dass die Ladies nichts von meinem Debakel gemerkt haben (aus Platzgründen sind nicht alle Malheurs aufgeschrieben).

«Sooo, hesch geschter Abe Stress gha?» witzelt meine Frau am nächsten Morgen, über die Vorgänge bestens aufdatiert. Haha. Aber eines sei euch gesagt, Jasmin, Aude und Judith: Nächstes Jahr wiederholen wir die «Ladies Night!» Und ich beweise euch, dass ich ein durchaus valabler Gastgeber sein kann. Den Tag werde ich mir nämlich frei nehmen.

PS: Gopfl! Beim Schreiben dieser Zeilen kommt mir in den Sinn, dass noch eine Flasche Roero Arneis im Tiefkühler liegt!!

Der Mensch als Gewohnheitstier...

“**«Wenig flexibel» heisst es dann und wann – fasch es bitzli herabwürdigend –, wenn sich jemand nur schwer mit einer Veränderung abfinden kann. Ging mir neulich auch so. Fazit: Zurück in den gewohnten Tramp.**”

Sie wissen es (vielleicht nicht): Ich bin Frühaufsteher – Motto «Der Tag beginnt am Morgen» – und bereits um 04:45 im Büro. Als ausgesprochener Morgenmensch kann ich dann schalten und walten, wie ich will, denn ab ca. 08:30 Uhr, wenn die übrige Menschheit aktiv zu werden beginnt, ist es ungewiss, wie mein Tag verlaufen wird. Kürzlich gab es eine dieser berühmten Ausnahmen, in Form einer Party mitten während der Woche, die mich fahrlässigerweise dazu verleitete, den Kolleginnen mitzuteilen, dass ich «morgen erst gegen 08:00 ins Büro komme».

Zu Ihrem Lesevergnügen noch Folgendes: Zu Hause in Wohlen fahre ich jeweils gegen 04:25 Uhr ab (nachdem ich «Berner Zeitung» und «Bund» durchgeblättert habe, die uns Herr Müller jeden Tag bereits um 04:00 Uhr in den Kasten steckt). Will heissen: Freie Fahrt mit dem Roller! Na ja, beinahe, denn auf Rehe, Fuchse, Igel, Marder oder Dachse (letzterer Spezie verdanke ich das Flugbrevet) gilt es aufzupassen – und auf jene weisse Katze, die praktisch jeden Morgen an gleicher Stelle eingangs Uettligen scheinbar auf meine Vorbeifahrt wartet. Sieht man von diesen Viechern ab, so ist der Verkehr um diese Zeit sozusagen inexistent, die Strecke nach Schönbühl in 15 Minuten zurückgelegt.

Aber eben. An diesem Morgen war/ist es anders. Ganz anders. 07:30 Uhr: Es ist hell, draussen pfeifen die Vögel, in regelmässigen Abständen fährt jemand aus der Einstellhalle zur Arbeit. Auf dem Weg zum Roller werde ich Unachtsamer schier von einem Auto übercharret, mit einem ultimativen Tell-Sprung kann ich mich retten. Mein Fehler. Sorry! (1). Dann geht es los, Oberwohlenstrasse runter, bei der Kreuzung – wie frühmorgens im Dunklen, weil man dank den Autolichtern sofort sieht, ob jemand von links oder rechts kommt – ohne anzuhalten links über die aufgemalten Dreiecke abbiegen. Beinahe schneide ich einem Postauto den Weg ab. Ein Kopfschütteln des Chauffeurs sagt alles. Mein Fehler. Sorry! (2).

Es geht hinauf nach Uettligen, aber nicht Vollgas wie normal – bei meiner Yamaha Beluga heisst das bergauf konkret laut Tacho 65 km/h –, sondern mit 25 km/h hinter einigen Autos, die einem landwirtschaftlichen Fahrzeug hinterhertuggern (Kleber: «Landwirtschaft dient allen»). Höhe Oberwohlen biegt der Traktor ab. Ändleche. Ein paar hundert Meter weiter blinkt dann aber ein Postauto und signalisiert damit sein Weiterfahren. Will heissen: Die Autokolonne fährt jetzt dem ÖV hinterher. Herrgott! Überholen geht nicht (macht auch keinen grossen Sinn), da regelmässig Autos entgegenkommen. Ausgangs Uettligen – in Richtung Ortschaftswaben – ist die Gerade autofrei. Juhu! Juhu? Falsch. Landwirtschaft dient allen. Ich werde schier waaahnsinnig.

Eine halbe Ewigkeit später fahre ich am Bahnhof Zollikofen vorbei, wo ich jeden Morgen in allerbesten Formel-1-Boxenstopp-Manier anhalte und mir «20 Minuten» und «Blick am Abend» zwischen Sitzfläche und Phudi schiebe. Jetzt aber sind beide Dispenser... leer. Super. Das Kolonnenfahren in Richtung Shoppy geht weiter. Irgendwann (...) im Laufe des Morgens treffe ich sogar im Büro ein, wo bereits emsiges Treiben herrscht. Nichts von Licht und Radio (SWR1) einoder Drucker/Scanner aufschalten. Alles ist bereits in Betrieb. Die Presseschau, die ich täglich per 06:00 Uhr fertigstelle, liegt – von Barbara erledigt – zuoberst auf der bereits verteilten Postbeige. «Willst du einen Kaffee?», kommt von Jacqueline. «Ehhh, was? Aha ja, gerne.»

Das heisst, die Presseschau liegt doch nicht ganz zuoberst. Zwei kleine gelbe Zettel kleben auf dem obersten Blatt, beide mit «Bitte Herrn XY, resp. Z. anrufen.» Jaja, mache ich alles, bitte nicht hetzen. PC aufstarten, 26 Mails sind seit gestern Abend reingekommen, wobei man die Hälfte allein schon der Absender wegen ungelesen deleten kann. Das Telefon läutet,

etwas, was es um 05:00 Uhr nicht tut. «Hallo? Ja, nein, ich bin noch nicht dazu gekommen...» Und so geht das die nächsten Stunden weiter. Horror. Nicht ich bestimme meinen Tagesablauf aktiv («proaktiv» wäre auch so ein zeitgenössischer Ausdruck, aber bisher konnte mir noch niemand den Unterschied zu aktiv erklären), der Tagesablauf bestimmt über mich, nein, ich hinke von A bis Z passiv hinterher, komme einige Male gewaltig ins Stolpern, am späteren Nachmittag bin ich nudelfertig.

Nie wieder. Lieber gleich frei nehmen.



Die Geschichte von Eunice und Michelle

“**Lakeland, Florida. 1996. Zwei Kommunikationsleute der Supermarkt-Kette Publix («Where Shopping is a Pleasure») führen mich zum Znacht aus, zu Hooters.**”

Dazu zwei Vorbemerkungen: Es ist nicht Zufall, dass ich mit Bob und Lee bei Hooters sitze. Während eines Florida-Aufenthaltes suche ich bewusst den Kontakt zu den Publix-PR-Leuten, weil diese Supermarkt-Kette viele Gemeinsamkeiten mit der Migros aufweist, angefangen bei den charismatischen Gründerfiguren – Gottlieb Duttweiler und George Jenkins – bis hin zum kulturellen und sozialen Engagement beider Firmen. Fast könnte man meinen, die Herren Duttweiler und Jenkins hätten sich gekannt und «ausgetauscht», derart viele Gemeinsamkeiten gibt es bei Publix und der Migros.

Zu Hooters (in Interlaken ja auch vertreten): Auffallend sind die hübschen Serverinnen in ihren Hotpants, aber zumindest in den USA ist Hooters ein klassisches Familienrestaurant, wo man auch der legendären Pouletflügeli und vielen TV-Screens wegen hingeht. Jetzt zur eigentlichen Geschichte: Lee und Bob (beides Afroamerikaner, wie Schwarze genannt werden) sitzen mit mir am Tisch, als Eunice auftaucht, mit breitem Südstaaten-Englisch: «Ich habe das grosse Vergnügen, Sie heute Abend zu bedienen, ich heisse Eunice. Was darf ich den Herren bringen?» (Kleine Zwischenbemerkung an viele Schweizer Restaurants: Haben Sie das soeben gelesen, wie das andernorts geht?)

Eunice ist ebenfalls eine Afroamerikanerin, schätzungsweise 27, 28 Jahre alt, mit klassischer Rastafrißur. «Eunice, dieser Gentleman», dabei zeigt Lee auf mich, «kommt aus der Schweiz, aus Bern.»

Was soll denn das? Und weshalb sollte das Eunice interessieren? Lee, geits no?



Dann aber kracht mein Kiefer auf die Tischplatte und bleibt eine ganze Zeit dort liegen. Originalzitat (!) von Eunice: «Us Bärn? Isch das wahr? Ig ha drum es Zytli z'Oschtermundige gwohnt...» Lee und Bob lachen um die Wette, als sie mich Verdatterten anschauen. Dieser Treff ist also kein Zufall, die beiden Kollegen haben sehr wohl gewusst, dass Eunice in der Schweiz gewohnt hat und Stockholm von Köniz oder Schwarzenburg unterscheiden kann. Ehrlich gesagt, einige Sekunden lang schaue ich vermutlich ziemlich belämmert aus der Wäsche. Als ich mich wieder gefangen habe, kommt eine Art Verlegenheitsfrage: «Kennsch d'Migros?» – «Klar kenn ig d'Migros. Jede Samschtigmorge bin ig derthäre go Züpfe choufe!» Rhetorisch laufe ich noch immer leer, vollkommen neben den Schuhen. «Ig schaffe drum dört.» – «Das weiss ig dänk, dr Lee hets mer gseit, drum syt dir ja o hie. Wosch es Bier?» – «Scho, ja, gärn, aber es grosses.» Eunice tänzelt davon, Lee und Bob haben ihr Erfolgserlebnis und ich wenig später ein «Grosses» vor mir. Nun müssen Sie wissen: Ein grosses Bier ist bei Hooters ein Pitcher, gegen das selbst ein Münchner-Oktoberfest-Mass miggrig aussieht. Kann ich im Moment aber gut gebrauchen. «Tom, Cheers!» kommt es von Bob und Lee, «Prost!» von einer lachenden Eunice.

Eunice findet dann einige Minuten Zeit, sich mit mir zu unterhalten, ohne dass Bob und Lee etwas verstehen würden, obwohl sie ständig grinsen. «Dr Zibelmärit wird mir immer in Erinnerung bliibe, das het gfägt!» JA, liebe Leserinnen und Leser, genau so sagt Eunice das. Und überhaupt schwärmt sie von der Migros, findet aber, dass auch Publix eine gute

Supermarktkette ist. Beim Stichwort «Publix» schauen sich Bob und Lee fragend an. «Easy guys, she likes you!», worauf das Grinsen in den beiden Gesichtern noch auffälliger wird.

Irgendwann die Mutter aller Fragen: «Säg mau, Eunice, was hesch du denn z'Oschtermundige gmacht?» – «Ig bi Chindermeitschi gsi, Nanny, ig ha vor allem uf d'Michelle ufpasst.» – «Uf d'Michelle?»

Eunice nennt den Familiennamen, der mir so unbekannt nicht vorkommt. Hoppla. «Si isch gloub no bekannt, itz, ir Schwiiz...» – «Ja, das isch eso, si het emau öpper Bekannts ghürate und isch itz immer öppe i dene Klatschheftli und im BLICK.» Eine lachende Eunice: «Jaja, dr BLICK, dä gits ir Schwiiz ja o no...» Und dann unterhalten wir uns lange über besagte Michelle. Leider, leider reicht der Platz aber hier nicht aus, um in die Details zu gehen, so dass ich Sie auch im Ungewissen lassen muss, um welche Michelle es sich genau handelt.

Inhaltsverzeichnis

Von wegen bloss Hausfrau und Mutter	2
Frei oder nicht frei?	5
Barlez-wuh français?	7
Fk Sdt Wiedmer, Fk Sdt Bornhauser	9
Terroristen-Überfall aufs Shoppypand	11
«Sorry, ain't got no money...»	13
Cabaret Rotstift zu Wohlen/BE	15
Vom Hopp-Ring und dem Telumpf.	17
Nur Fliegen ist schöner	19
Air Force One	21
Jerzy Grzkrnjewski möchte eine Parkbusse	23
Vater im Zwiellicht	25
WWF = Wir Wollen Flugzeuge	27
Grosser Bär und Scheues Reh	29
Arme Armee	31
Top Secret	33
Wir basteln uns ein Engeli	35
Das Mystische entmystifizieren	37
Und den Menschen ein Wohlgefallen	39
X-MAS Shopping in New York	41
Un ora per voi	43
Vo de Fettfläcke am Tschoope	45
Prinzessin Mounira	47
Do you know the way to San Jose?	49
«Papi, schämsch di nid, eso ume z'loufe?»	51
«Wie chunnt dä dört ufe?»	53
«Maître Girardet, j'ose vous demander le ketchup?»	55
Harry und Hasler gemeinsam auf... Ibiza*	57
Wer schreitet so spät durch Nacht und Wind?	59
Eine etwas verspätete Weihnachtsgeschichte... ..	61
Bum Bum oder wie man zum Volkshelden wird	63
Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?	65
Was einem die Space Girls so alles einbrocken können... ..	67
«Pädi, stell' endlich den Ton des Gameboys ab!»	69
Und nächste Woche, da gehen wir alle barfuss zur Arbeit	71
Wenn der eigene Alptraum Wirklichkeit wird... ..	73
Liebes Atelier 5: Bitte hilf uns zügeln!	75
«Ich, zur Migros? Dass ich nicht lache... Niel!»	77
Die Berner Justiz als eine Art Spielcasino	79
Sie brauchen nicht zufälligerweise 10'000 Einräppler?	81
Weshalb ich Hans-Peter zu Tode schlagen musste... ..	83
Ab 300'000 Franken gilt man in Gstaad als willkommen	85
Liebe UBS, danke für die 10'000-Franken-Spende!	87
Sie haben sich über die dänischen Tannenbäume aufgeregt?	89
Wenn ein Pinguin dem Glücksvögeli die Strasse versperrt	91
Von Robbenjägern, FKKlern und Monsieur 100'000 Volt... ..	93
Liberté, fraternité, égalité, paix, joie et tarte aux œufs... ..	95
«Tut mir leid. Ist besetzt für Gruppe aus Schweiz ...»	97

Von den guten alten Zeiten, da der Bo geschäumt hat	100
Leute unter 50 bitte wegschauen. Frauen sowieso.	103
HiK Bornhauser bei der Frauentruppe vom MFD	105
Wenn Urs und Thomas nachts über die Autobahn laufen	107
Ein Prost auf die Pekingente in Beijing!	109
Wie «Facil apertura» völkerverbindend wirken kann.	111
Wenn Vater und Sohn den Mund aufmachen	113
Offen, geschlossen, offen, geschlossen	115
«My name is Kayano. Gel Kayano»	117
«Liebe Duschvorhang, was suechsch du hie?»	121
Eine Lehrstunde Betriebswirtschaft. Mit RS.	123
Wie blamiere ich mich vor der ganzen Schweiz?	125
It was 40 years ago today*	128
«Was wollen Sie mit dieser Lampe?»	133
Wo würden Sie den Treiber suchen?	135
«Et où se trouve l'apothèque la plus proche?»	137
Nur fliegen ist schöner... ..	139
Was machen Sie mit 25'000 Vasen?	141
Wir wollen nur Ihr Bestes.	143
«Danke, dass Sie mit SATA geflogen sind.»	145
Wenn Träume wahr werden: zai ai ai.....	147
Kennen Sie Bulgur und Agar-Agar?	149
Wir beantragen eine M-Budget MasterCard.	151
«Herr Küffer, ich bitte Sie, mich nicht zu unterschätzen.»	153
Meerrohrrohrlein für eine Million Euro.	155
Wie man(n) zum Star in der Familie wird	157
Ein Indoor Cycle als Energiequelle fürs Solbad?	159
Eine Fahrt durch den offenen Tierpark.	161
«Eine Vorbereitung Ihrerseits ist nicht nötig.»	163
Wie Zeitungsleser zu ihrem Aha-Erlebnis kommen... ..	165
Ich kaufe mir ein Auto	167
Lawn by R.B. of Switzerland ©.	169
Gouverner, c'est prévoir.	171
Von drei prägenden Erlebnissen in Südafrika	173
Eine etwas andere Westside-Story.	175
Da war doch diese Sache mit dem weissen Velo... ..	177
Entschuldigen Sie bitte die Interruption.	179
Wie ich zu einer schallenden Ohrfeige kam.	181
«Hey Mann, ist das alles, was ihr zu bieten habt?»	183
Wenn eine Gewerkschaft handgreiflich wird.....	185
Ein Bischof. Ein Tennisprofi. Und ein Stinktief.	187
Gesucht wird ein Kontakt bei der NASA.	189
Gesucht wird: Thomas Elisa.	191
Zwei Sachen gleichzeitig machen? Können Männer nicht.	193
Der Mensch als Gewohnheitstier... ..	195
Die Geschichte von Eunice und Michelle.	197

In dieser Serie von Ferienlektüren sind bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So isch s'Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süsich no Frage?», 1998
- «Päch für d'Schwyz», 1999*
- «Soisches», 2000*
- «10», 2001
- «TohuwaBOhu», 2002*
- «C'est la viel!», 2003*
- «13!», 2004*
- «Koloquent!», 2005*
- «VXX», 2006
- «4x4», 2007
- «17», 2008
- «Nichts ist mehr wie früher», 2009
- «2010», 2010

*Jeweils mit Gastautorinnen und -autoren.

Alle Ausgaben sind vergriffen. Das war's dann.

